

Youtube: Mädchen machen sich zum Sexobjekt

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 22 – 1. Juni 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Klassik  
im Sommer:**  
Die Stars, die Festivals  
von Wagner bis Kasarova

**Brisante Fakten  
Die Schweiz,  
der Weltkrieg  
und die Juden**

**Schaffhausen  
Furcht und  
Schrecken  
im Klassenzimmer**



**Nordkorea  
Die Dynastie  
der Kims**

**Medizin  
Blut lügt  
nicht**

## Die beste Armee der Welt

**Guy Parmelin setzt auf Frauen und Wellness**





# Excellence Gourmetfestival '17 ab Fr. 255.–

## 2-Tages-Flussreise mit Sternekoch und Gourmetmenü




**Rolf Fliegau**

2 Michelin-Sterne,  
17 Punkte Gault Millau  
Restaurant Ecco in Ascona  
und St. Moritz

Route 1 28.10.–29.10.2017  
Buchungscod: eqbas10\_ku



**Heiko Nieder**

2 Michelin-Sterne,  
18 Punkte Gault Millau,  
The Restaurant im Hotel,  
The Dolder Grand, Zürich

Route 1 29.10.–30.10.2017  
Buchungscod: epbas10\_ku



**Seppi und Roger Kalberer**

1 Michelin-Stern,  
17 Punkte Gault Millau  
Restaurant Schlüssel, Mels

Route 1 30.10.–31.10.2017  
Buchungscod: eqbas25\_ku



**Peter Knogl**

3 Michelin-Sterne,  
19 Punkte Gault Millau  
Restaurant Cheval Blanc  
im Grand Hotel Les Trois Rois, Basel

Route 1 05.11.–06.11.2017  
Buchungscod: epbas18\_ku



**Bernard Ravet**

1 Michelin-Stern,  
19 Punkte Gault Millau  
L'Ermitage de Bernard Ravet,  
Vufflens-le-Château

Route 1 06.11.–07.11.2017  
Buchungscod: eqbas14\_ku



**Tanja Grandits &  
Rico Zandonella**

2 Michelin-Sterne,  
18 Punkte Gault Millau  
Restaurant Stucki, Basel / RICO's Küsnacht

Route 1 12.11.–13.11.2017  
Route 2 13.11.–14.11.2017  
Buchungscod: epbas15\_ku/epstr15\_ku



**Vreni Giger**

17 Punkte Gault Millau  
Restaurant Rigiblick, Zürich

Route 1 14.11.–15.11.2017  
Buchungscod: eqbas26\_ku



**Sven Wassmer**

2 Michelin-Sterne,  
17 Punkte Gault Millau  
Restaurant 7132 Silver, Vals

Route 1 20.11.–21.11.2017  
Buchungscod: eqbas23\_ku

### Route 1 Basel–Strassburg

**Tag 1 Basel.** Busanreise nach Basel. Die Crew heisst Sie an Bord von Excellence willkommen. Um 15 Uhr nimmt ihr Flussschiff Kurs auf Strassburg. Bei Kaffee, Kuchen und einem Willkommensdrink geniessen Sie den Blick auf die vorbeiziehende Flusslandschaft. Im Anschluss folgt der Höhepunkt Ihrer Reise mit dem grossen Gala-Menü im Excellence-Restaurant. Sie erfahren Interessantes zur Philosophie der Küche, den Zutaten und der Idee hinter den einzelnen Gängen. Sie können sich für eine harmonisch abgestimmte Weinbegleitung entscheiden oder Weine aus der eigens für den Abend zusammengestellten Weinkarte wählen. Lassen Sie den Abend an der Bar oder bei entspannter Pianomusik in der Lounge ausklingen.

**Tag 2 Strassburg.** Morgens erreichen Sie die elsässische Stadt Strassburg. An Bord geniessen Sie das Frühstücksbuffet à la Excellence. Anschliessend haben Sie in Strassburg Zeit, durch die romantischen Gassen zu schlendern und erleben eine romantische Bootsfahrt auf dem Flüsschen Ill. Oder Sie wählen unsere Exkursion Rundgang «Lukullisches Strassburg». Ihr kulinarisch bewandertes Reiseführer geleitet Sie zu kulinarisch bedeutende Orte Strassburgs. Sie erfahren Interessantes zur Tradition des guten Essens in den historischen Mauern der Ancienne Douane (Arrangement-Zuschlag Fr. 30.–). Am Nachmittag erfolgt die Rückseite mit dem Komfort-Reisebus in die Schweiz.

### Route 2 Strassburg–Basel

Reise in umgekehrter Richtung.

### Preise pro Person





Kabinentyp	Katalogpreis	Fr. Leserpreis
2-Bett-Kabine Hauptdeck	510.–	255.–
2-Bett-Kabine Mitteldeck, frz. Balkon	590.–	295.–
2-Bett-Kabine Oberdeck, frz. Balkon	650.–	325.–
Mini Suite Mitteldeck, frz. Balkon	720.–	360.–
Mini Suite Oberdeck, frz. Balkon	760.–	380.–

### Leserpreis mit beschränkter Verfügbarkeit

#### Zuschläge

Abreise Excellence Queen 28.10., 06.11., 20.11. **45.–**, Abreise Excellence Princess 29.10., 05.11., 12.11., 13.11. **75.–**, Kabine zur Alleinbenützung **125.–**, Rundgang «Lukullisches Strassburg» **30.–**

#### Wählen Sie Ihren Abreiseort

Wil , Winterthur-Wiesendangen SBB, Zürich Flughafen, Reisebusterminal , Burgdorf , Baden-Rüthof , Basel SBB, Bern, Lausanne & Fribourg (auf ausgewählten Reisen). Abfahrtszeiten auf Anfrage.

Gratis-Buchungstelefon

**0800 86 26 85** · [www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch)

Online buchen

Reisebüro Mittelthurgau Fluss- und Kreuzfahrten AG · Oberfeldstr. 19 · 8570 Weinfelden · Tel. +41 71 626 85 85 · info@mittelthurgau.ch

**reisebüro  
mittelthurgau**   
Die Schiffsreisenmacher

## Intern

Ein 17-jähriger muslimischer Schüler aus Schaffhausen verbreitet wochenlang Furcht und Schrecken bei Lehrern und Kameraden. Er droht sogar wiederholt, seine Klassenlehrer «aufzuschlitzen». Mädchen spuckt er ins Gesicht. Ein Elterngespräch findet unter Polizeischutz statt. Doch die zuständige Schulbehörde, angeführt von einer SP-Politikerin, spielt die Vorkommnisse herunter. Philipp Gut hat recherchiert und sich die einschlägigen Protokolle beschafft. Sie erlauben es erstmals, den «Fall Bachschulhaus» detailliert nachzuzeichnen. Der Schulvorstand hat dem radikalisierten Jugendlichen jahrelang erlaubt, in seinem Büro zu beten. **Seite 26**

Anfang Mai erhielt Rico Bandle ein Mail von der Genfer Historikerin Ruth Fivaz-Silbermann. Sie sei fertig mit ihrer Dissertation, Ende Monat werde sie ihre Arbeit in einer öffentlichen Anhörung verteidigen. Seit zwanzig Jahren forscht Fivaz über die Schweiz als Fluchtort jüdischer Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg, nun präsentiert sie ihre Resultate. Der tausend Seiten umfassende Bericht zeigt die Schweizer Flüchtlingspolitik in einem neuen Licht. Die Schweiz hat viel weniger jüdische Flüchtlinge an der Grenze abgewiesen als bislang angenommen. Bandle war bei der Präsentation in Genf und hat mit Fivaz, deren Eltern in die Schweiz geflüchtet waren, über ihre Arbeit gesprochen. **Seite 22**

Mit der spektakulären Verhaftung des ehemaligen guatemaltekischen Polizeichefs Erwin Sperisen wollte der Genfer Staatsanwalt Yves Bertossa 2012 der Welt zeigen, wie man Justiz macht. In Spanien, Österreich und Guatemala ist der internationale Fall inzwischen erledigt: Alle angeblichen Täter wurden freigesprochen. In der Schweiz dagegen schmort Sperisen nach fünf Jahren immer noch ohne rechtskräftiges Urteil in Untersuchungshaft, seit zwei Jahren liegt der Fall unerledigt am Bundesgericht. In einer mehrteiligen Serie deckte die *Weltwoche* im Fall Sperisen eine Reihe von zum Teil haarsträubenden Ungereimtheiten auf. Nun melden sich die Strafrechtsprofessoren Daniel Jositsch (Zürich) und Christian-Nils Robert (Genf) zu Wort. **Seite 33**

Im hinteren Teil dieser Ausgabe findet sich die alljährliche Beilage zu den Klassik-Festivals des Sommers. Ein besonderes Augenmerk gilt den Bayreuther Festspielen. Der Lieblingsanlass der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel ist mehr als bloss ein nobler Kulturanlass: Er ist sowohl deutsches Kulturgut als auch ein Ort der Intrigen und Affären. Einen weiteren Schwerpunkt bildet das Lucerne Festival: Unter Intendant Michael Haefliger ist das grösste Klassikfestival der Schweiz zum globalen Unternehmen mit Ablegern auf drei Kontinenten gewachsen. Nun kommt eine Residenz in China hinzu. Der Direk-



*Klassik als globales Unternehmen:* Intendant Haefliger.

tor gibt Auskunft über seine Expansionsstrategie. **Seite 58–74**

In eigener Sache: Mit dieser Ausgabe verabschieden wir unseren Bundeshauskorrespondenten Markus Schär. Der hochpräzise Analytiker, historisch wie ökonomisch bewandert und ein leidenschaftlicher Jazzfreund, sezierte in den vergangenen vier Jahren das Berner Geschehen und insbesondere die Energie-, Gesundheits- und Parteipolitik mit feinem Besteck und unbestechlichem Blick. Bereits von 2004 bis 2006 hatte Schär für die *Weltwoche* gearbeitet. Wir danken dem geschätzten Kollegen von Herzen für seine brillanten Beiträge und hoffen – sicher auch im Namen der Leser –, in Zukunft in etwas lockere-rem Rhythmus weiterhin Artikel von ihm publizieren zu dürfen.

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch),  
[leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)

**Produktionschef:** Lukas Egli

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,  
Markus Schär, Claudia Schumacher,  
Florian Schwab

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwanager,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Silvia Ramsay

**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Larissa Weber (*Assistentin*)

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempter,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi

**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli

**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH

**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

ICONIC



**THE NAVITIMER**

SINCE 1952

  
**LES AMBASSADEURS**  
THE LEADING HOUSE OF LEADING NAMES  
BAHNHOFSTRASSE 64, 8001 ZÜRICH

  
**BREITLING**  
1884

# Antithese Trump

Der US-Präsident liegt richtig mit seiner Kritik an der Nato und der EU. Deshalb hassen ihn seine Gegner so. *Von Roger Köppel*

Noch immer fällt es schwer, in die allgemeine Hysterie gegen den neuen US-Präsidenten einzustimmen. Auch nach seiner Nahost- und Europareise bleibt die Sachlage unverändert: Der mutmassliche Immobilienmilliardär wurde von den Amerikanern nicht aus Begeisterung, sondern mit Skepsis gewählt. Als ich einen Amerikaner fragte, warum er für Trump gestimmt habe, sagte er: «Trump ist schlecht. Aber Hillary war schlechter.»

Das ist Politik. Man wählt oft unter zwei Übeln das hoffentlich geringere.



Ablenkwaaffe: Merkel.

Und noch etwas dürfen wir nicht vergessen: Es ist möglich, dass unsympathische oder unfähige Leute berechnete Anliegen vertreten. Ich sage nicht, dass es komplett egal ist, wer sich für eine Sache einsetzt, aber es muss das Ziel sein, die Qualität einer Sache möglichst unabhängig von ihrem Absender zu beurteilen. Wenn ein Unsympathischer für eine gute Sache kämpft, dann soll man die gute Sache übernehmen. Nur so macht man den Unsympathischen überflüssig.

Tatsache allerdings ist: Die meisten Leute stellen die Person zuoberst, nicht die Sache. Was wir als Wahrheit anerkennen, ist sozial konstruiert. Wir beten nach, was unser Umfeld, unser Stamm, unsere Gruppe, die Leute, die wir vernünftig finden, für die Wahrheit halten. Man findet etwas gut, nicht weil es zwingend gut ist, sondern weil es von der richtigen Seite kommt. Umgekehrt finden viele etwas Gutes schlecht, nur weil es von der aus ihrer Sicht falschen Seite kommt.

Bei Trump ist das besonders ausgeprägt. Viele finden Trump angeblich so schlimm, dass sie alles, was er sagt, kompromisslos, kategorisch, krankhaft ablehnen. Es krümmt und schüttelt sie. Und ich vermute, selbst wenn er unbestrittene Wahrheiten ausspräche wie

zum Beispiel «Zwei plus zwei ist vier» oder «Die Schweiz ist schön», sähen seine Kritiker einen intellektuellen Skandal darin. Alles ist falsch, nur weil es Trump gesagt hat. Das ist das Trump-Verblödungssyndrom.

Nehmen wir das aktuelle Beispiel: Trump hat vollkommen recht, wenn er den Kollegen von der Nato und der EU sagt, sie sollten sich endlich an die vereinbarten Verteidigungsausgaben halten. Trumps Vorgänger haben stillschweigend geduldet, dass die Europäer unter dem militärischen Schutzschirm der USA ihre Sozialstaaten masslos ausbauten. Das gloriose «europäische Modell» wurde auf Kosten der Amerikaner errichtet. Und die Europäer waren noch so frech, die Amerikaner dafür zu kritisieren, dass sie nicht den gleichen Pazifismus an den Tag legen, den sich die Europäer nur dank den Amerikanern leisten können.

Kurzum: Unter Trump scheint es mit der Trittbrettfahrerei nun ein verdientes Ende zu nehmen. Und Entschuldigung, ich erkenne kein Verbrechen. Der roboterhafte Aufstand gegen den Präsidenten war gleichwohl abzusehen. Es ist für die Regierenden in der EU natürlich unangenehm, wenn sie ihre Budgets umschichten müssen. Die schlaue Kanzlerin Merkel merkte es sofort, ging in den Gegenangriff und warf, nebelhaft, den Amerikanern einen Mangel an Verlässlichkeit vor. Dabei sind es ja unter anderem gerade die Deutschen, die ihren Pflichten nicht nachkommen.

Warum hassen sie ihn so? Es gibt verschiedene Erklärungen. In den USA waren die meisten Medien und mächtige Kreise für die Mainstream-Kandidatin Hillary Clinton. Trump wurde über Monate ausgelacht, fast alle Umfrage-Institute sagten dem Aussenseiter eine gellende Niederlage voraus. Trump siegte trotzdem. Über diesen Schock sind die Verlierer noch nicht hinweggekommen. Darum setzen

sie alles in Bewegung, um den Ungewollten wieder aus dem Amt zu hebeln. Es geht um Rache und Rechthaben. Fiebrig streben sie den Nachweis an, dass Trump ein falscher, ein illegitimer Präsident sei. Das ist der Hintergrund der Hetzjagd, die bis jetzt beweisfrei Trump als Marionette Russlands entlarven will.

Es gibt aber noch ein tieferes, politisches Motiv. Trump verkörpert eine bestimmte



Körpertreffer: Trump.

Richtung. Ob er wirklich daran glaubt, weiss ich nicht, das spielt auch keine Rolle. Instinktsicher aber hat er eine Stimmung aufgenommen, die sich heute nicht nur in den USA verbreitet. Die Leute wollen einen Wechsel. Sie glauben nicht an offene Grenzen, unkontrollierte Migration, Kuscheljustiz, politische Korrektheit und die abgehobene internationalistische Politik der letzten Jahre mit ihren Fehlkonstruktionen und missratenen Kriegen. Die Wähler wollen eine Korrektur, deshalb wählten sie Trump. Ob er es bringt, wissen sie nicht, aber sie hoffen wenigstens, dass er den Stall ein bisschen ausmistet.

Seine Gegner tun so, als ob sie Trump nicht ernst nehmen. Sie nehmen ihn sehr ernst. Anders ist die enorme Energie nicht zu erklären, mit der sie ihn bekämpfen. Nicht einmal der verhasste George W. Bush wurde so unerbittlich angefeindet wie sein unkonventioneller Nachfolger. Warum? Weil sich an diesem Präsidenten die brisanten Fragen der Gegenwart entzünden: Wie viel und welche Zuwanderung wollen wir? Wer macht die Gesetze? Sollen internationale Gremien entscheiden? Beamte? Richter? Oder nicht doch eher die Bürger? Wie organisieren wir die internationale Zusammenarbeit? Braucht der Nationalstaat mehr Gewicht? Oder ist eine Stärkung supranationaler Organisationen wie der EU sinnvoll? Wie schlagen wir den Terrorismus?

Seit Trump krachen die politischen Welten aufeinander. Gewaltige Interessen und mächtige Blöcke stehen sich unversöhnlich gegenüber. Trumps Gegner spüren, ahnen, wissen, dass ihnen die Felle davonschwimmen. Umso giftiger hassen sie den Präsidenten. Dass Trump die Kraft, den Durchblick und die Weisheit hat, den richtigen Weg zu finden, bezweifeln auch Leute, die ihm nahestehen. Mal sehen. Geben wir ihm eine Chance.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

PYRAMIDE  
KLINIK AM SEE



«Nur ich selbst»: Shirin David. Seite 52



Jüdische Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg: Seite 22



«Ich glaube, dass wir eine neue feministische Bewegung starten müssen, denn die alte ist tot.»

Ayaan Hirsi Ali: Seite 50

## Titelgeschichte

- 9 **Kommentar** Armee im Sinkflug
- 16 **Die weichste Armee der Welt**  
Guy Parmelins Wellness-Oase
- 18 **Finaler Crashtest** Der Kampf um die neuen Kampfjets ist voll entbrannt
- 19 **Karrieren** Esther Girsberger über Frauen im Militär

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Im Auge**  
Benoît Assou-Ekotto, Fussballprofi
- 10 **Flüchtlinge** Burkhalters Syrer
- 10 **Pensionskapital** An der kurzen Leine
- 11 **Migration**  
Eingebürgert statt ausgeschaft
- 11 **Gesinnungsjustiz**  
Strafen für «Likes» auf Facebook
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Zbigniew Brzezinski
- 20 **Mörgeli** Alte raus, Ausländer rein
- 20 **Bodenmann** SVP gegen das Volk
- 21 **Medien**  
Anti-Terror in Leutschenbach
- 21 **Die Deutschen** Nächstenliebe
- 46 **Ausland** Erneut die Tories
- 49 **Trumps Woche** «Erfunden»

## Interviews

- 42 «Warum sollte er die USA angreifen wollen?» Nordkorea-Experte Rüdiger Frank über Kim Jong Un
- 50 «Der Islam ist wie Ebola» Die somalische Feministin Ayaan Hirsi Ali über die «Impotenz des Westens»

## Inland

- 22 **Zweiter Weltkrieg** Neue Fakten zur Schweizer Flüchtlingspolitik in den Jahren 1942 bis 1944
- 24 **Ruth Fivaz-Silbermann** Brisante Erkenntnisse der Historikerin
- 26 **Schaffhausen** Ein muslimischer Schüler verbreitet Schrecken
- 31 **Jürg Schmid** Quittung für den Schweiz-Tourismus-Direktor
- 32 **Schule** Missbrauchsvorwürfe gegen einen Lehrer in Luzern
- 33 **Justiz** Neue Entwicklungen im Fall Erwin Sperisen

## Ausland

- 40 **Nordkoreas Dynastie** Unter Kim Jong Un beginnt sich das Land zu verändern
- 44 **Der talentierte Monsieur M.** Frankreichs neuer Präsident Macron
- 47 **Manchester** James Delingpole über das Motiv der muslimischen Täter
- 48 **Für den Westen nichts Neues** Das atlantische Bündnis wird auch Donald Trump überleben

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 28 **Avenir Suisse** Die Euphorie der Gründerjahre ist verflogen
- 34 **Stolz und direkte Demokratie** Neuseeländische Wirtschaftsführer auf Schweiz-Besuch
- 35 «KMU brauchen frischen Wind» Ökonomeprofessor Urs Fueglistaller
- 38 **Blut-Analyse** Revolutionäre neue Methoden in der Forschung

## Kultur & Gesellschaft

- 36 **Fawaz Gruosi** Mark van Huisseling über den Juwelier der Superreichen
- 52 **PewDiePie, Dagi Bee, Cubanito?** Die Social-Media-Stars der Teenager
- 54 **Mädchen machen sich zum Sexobjekt** Julia Onken über die Vorbilder von weiblichen Jugendlichen
- 56 **Edgar Allan Poe** Die «Unheimlichen Geschichten» sind neu erschienen

## Spezial: Klassik-Sommer

- 58 **Inhalt** Musiker-Porträts, die grossen Festivals und alle Termine der Saison 2017

## Rubriken

- 12 **Ikone der Woche** Roger Moore
- 76 **Die Bibel** Das Böse ausrotten?
- 76 **Knorr** «Song to Song»
- 77 **Knorrs Liste**
- 77 **Jazz**  
Richie Beirach & Gregor Huebner
- 78 **Thiel** Kunst und Freiheit
- 78 **Namen** Erfülltes Leben
- 78 **Fast verliebt** Aussteiger
- 79 **Unten durch** Newcomer
- 80 **Wein** Aagne Pinot noir Spätlese 2015
- 73 **Auto** Alfa Romeo Giulia QV
- 82 **Darf man das?/Leserbriefe**



# Aeroflot Business Class

Bietet den höchsten Grad an Komfort und individuellem Service auf allen Etappen Ihrer Reise

GENIESSEN SIE NUR DAS BESTE VON OSTEUROPAS FÜHRENDER AIRLINE



Freigepäckmenge – 2 aufgegebene Gepäckstücke mit jeweils bis zu 32 kg Gewicht\*\*



Modemes Unterhaltungssystem an Bord\*\*\*\*



96.5 – 190.5 cm Sitzabstand\*\*\*



Mahlzeiten und Getränke werden in Glas- und Porcellangeschirr sowie mit Metallbesteck serviert

 Airport Ticket Office, Terminal 2, Zürich-Airport.

 +41 43 816 40 48

 [zrhapsu@aeroflot.ru](mailto:zrhapsu@aeroflot.ru)



THE WORLD'S 4-STAR AIRLINE

[www.aeroflot.com](http://www.aeroflot.com)

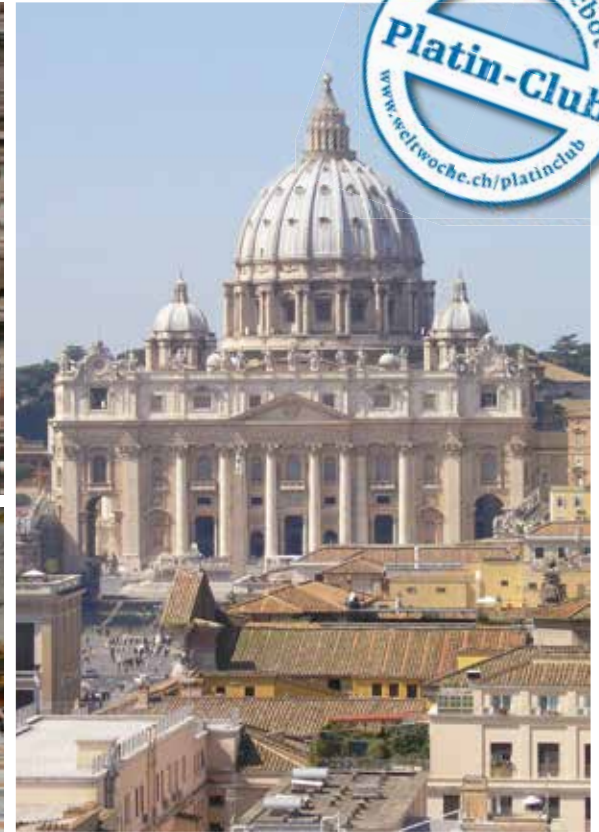
Install app:



\* Laut 2016 SkyTrax Award; \*\* Freigepäckmenge je nach Flugstrecke; \*\*\* Je nach Flugzeugtyp; \*\*\*\* Verfügbarkeit der Unterhaltung an Bord je nach Flugstrecke und Flugzeugtyp. Erkundigen Sie sich bei Ihrem Flugbegleiter/ Ihrer Flugbegleiterin über Verfügbarkeit



Erleben Sie in Rom die Wiener Philharmoniker und die Wiener Virtuosen.



## Exklusive Leserreise: «Musica Sacra a Roma»

# Ewige Stadt und Schweizergarde

Erleben Sie die Wiege der abendländischen Kultur auf unvergleichliche Weise. Zu den Höhepunkten unserer 7-tägigen Reise zählen die Konzerte der «Musica Sacra», der geschlossene Abend in den Vatikanischen Museen und der persönliche Empfang bei der päpstlichen Schweizergarde.

Das «Festival Internazionale di Musica e Arte Sacra» in Rom und im Vatikan begeistert sein Publikum seit 2002 jedes Jahr mit Kirchenmusik auf höchstem Niveau. Ob Mozarts «Requiem in D-moll», Beethovens Messe in C-Dur oder Haydns Schöpfung – vor der Kulisse der Ewigen Stadt werden die sakralen Meisterwerke zum unvergesslichen Erlebnis.

Ergänzt wird die exklusive Kunst- und Kulturreise durch ein facettenreiches Ausflugsprogramm. Auf den Spuren der alten Römer tauchen Sie ein in die faszinierende Geschichte der italienische Metropole von der Antike über das Mittelalter bis in die Neuzeit. Sie logieren im luxuriösen 5-Sterne-Hotel «Boscolo Exedra» an zentraler Lage.

### Reiseprogramm (Auszug):

#### 1. Tag: Anreise nach Rom

Exklusivbesuch der Vatikanischen Museen.

#### 2. Tag: Die Schweizergarde

Trajansmärkte und Campo d'Fiori; Termin bei der Schweizergarde und Abendessen mit einem Schweizergardisten.

#### 3. Tag: Roms Altstadt

Spanische Treppe, Piazza Navona und Fontana di Trevi; Papstbasilika Sankt Paul; Heilige Messe im Petersdom mit dem Palatina-Klassik-Vokal-Ensemble.

#### 4. Tag: Papstsegen

Sonntäglicher Papstsegen; «Scarpinata Romana» von der Engelsbrücke zum Pantheon; Mozarts «Requiem in D-moll»

#### 5. Tag: Ewige Stadt und Konzert

«Künstlerisches und antikes Rom» mit Villa Borghese, Forum Romanum und Kolosseum (fakultativ); Wiener Philharmoniker und Wiener Virtuosen in der Basilika Sankt Paul (inklusive).

#### 6. Tag: Trastevere und kulinarisches Rom

Historisches Viertel jenseits des Tibers; Weinprobe und Imbiss in einer Enoteca

#### 7. Tag: Rückflug nach Zürich

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

### Platin-Club-Spezialangebot

#### 7-tägige Kulturreise «Musica Sacra a Roma»

##### Reisetermin:

2. bis 8. November 2017

##### Leistungen:

- Flug Zürich-Rom-Zürich (inkl. Gebühren)
- 6 Übernachtungen mit Frühstück im 5-Sterne-Hotel «Boscolo Exedra»
- 1 Aperitif, 2 Abendessen, 1 Weinprobe mit Imbiss
- Heilige Messe mit Konzert im Petersdom
- 4 Konzerte in den Basiliken von Rom
- Ausflug «Vatikanische Museen exklusiv»
- Ausflug «Die Trajansmärkte»
- Besuch der Schweizergarde
- Ausflug «Altstadt und Basilika Sankt Paul»
- Sonntäglicher Papstsegen (bei Anwesenheit)
- Ausflug «Scarpinata Romana und Pantheon»
- Ausflug «Volkstümliches Trastevere»
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

##### Preis:

Für Weltwoche Abo: ab Fr. 2980.– p. P. im DZ;  
Für Nicht-Abonnenten: ab Fr. 3280.– p. P. im DZ;  
Einzelzimmerzuschlag: CHF 660.–  
Ausflug «Künstlerisches und antikes Rom»: Fr. 145.–

##### Buchung:

Reservieren Sie unter Telefon 091 752 35 20 oder per Email an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

##### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Armee im Sinkflug

Von René Zeller — Das Schweizervolk steht immer noch zu seiner Milizarmee. Doch auf den Kampfplätzen der Politik wird die militärische Landesverteidigung zur Nebensache degradiert.



Zaudernder Bundesrat: Parmelin (l.), Rebord.

Eigentlich könnten sich die Armeefreunde entspannt zurücklehnen. Das Parlament hat vor Jahresfrist eine Reform ins Ziel geschaukelt, die Mängel in der militärischen Ausbildung beheben, eine zeitgemässe Ausrüstung der Truppe ermöglichen und die Reaktionsfähigkeit der Verbände erhöhen soll. Konzeptionell wird die Armee auf die wahrscheinlichsten Bedrohungen ausgerichtet. Und für die Weiterentwicklung der Armee (WEA) stehen jährlich fünf Milliarden Franken zur Verfügung. Ab den 1990er Jahren war das Militärbudget ausgepresst worden wie eine Zitrone. Jetzt wird der Armee wieder Saft zugeführt.

Kann sich die Armee also darauf konzentrieren, vermehrt ihr eigenes Image zu polieren? Zurzeit sind Bestrebungen im Gang, den populär gewordenen Zivildienst zurückzudrängen. Die Armee buhlt um die Gunst der Frauen. Einstieghilfen für angehende Wehrmänner werden erwogen. Weiche Turnschuhe statt Kampfstiefel für harte Männer.

Solche Soft-Faktoren lenken ab von den tiefer liegenden Problemen, mit denen die Armee konfrontiert ist. Auch nach vollzogener Reform wird die Armee markante Fähigkeitslücken aufweisen. Der in der Bundesverfassung verankerte Primärauftrag, die Verteidigung des Landes und seiner Bevölkerung, ist mit den künftig vorhandenen Kampfmitteln und Bestandes-

zahlen nur bedingt möglich. Alte Kameraden und Milizverbände beklagen, dass allzu leichtfertig Kantonemente, Festungen und Militärflugplätze verscherbelt würden. Zu beobachten ist ferner eine schleichende Entfremdung zwischen der einstmals regional verankerten Milizarmee und der in Bern zentralisierten Armeeverwaltung.

## Die Bürgerlichen sind gefordert

Ungut sind auch die politischen Perspektiven. Der Bundesrat hat sich in den letzten Jahren dezidiert gegen eine Aufstockung des Armeebudgets gestemmt. Die Verteidigungsminister der letzten zwei Jahrzehnte, die alle aus den Reihen der SVP stammten (Adolf Ogi, Samuel Schmid, Ueli Maurer, Guy Parmelin), konnten nicht verhindern, dass die Regierung die Armee zum finanzpolitischen Steinbruch umfunktionierte. Dies nährt die Befürchtung, dass die sich auf-türmenden Rüstungsvorhaben in ein wüstes Hickhack zwischen Armeepianern, Bundesrat und Parlament münden werden.

Der Casus Belli ist bereits im Gang. Die Modernisierung der Luftwaffe ist vordringlich. Bundesrat Parmelin, nach furiosem Amtsantritt als «Monsieur Schnellschuss» bejubelt, entpuppt sich zusehends als Zauderer, jedenfalls nicht als Bannerträger einer glaubwürdig ausgerüsteten Armee. Die Linke lässt nichts unversucht, den Sinkflug der Armee zu beschleunigen. Beflügelt vom Nein zum Kampfjet Gripen, verlangen Rote und Grüne die Rückstufung der Luftwaffe auf eine reine Luftpolizei, und von einem Upgrade des Kampfjets F/A-18 wollen sie nichts wissen. Das ist die Fortsetzung der Salamtaktik, die seit der ersten Armeeabschaffungsinitiative von 1989 darauf zielt, die Armee sukzessive zu entwaffnen.

Nimmt man die unlängst publizierte ETH-Studie «Sicherheit 2017» zum Nennwert, so ist das Vertrauen der Bevölkerung in die Armee intakt. Ob das den Bundesrat veranlassen wird, der Landesverteidigung wieder mehr Kredit einzuräumen? Wohl kaum. Bei der vorrangigen Causa Luftwaffe sind demnach primär die bürgerlichen Parteien gefordert. Die SVP muss ihrem Bundesrat Guy Parmelin den Rücken stärken. Auch FDP und CVP werden klare Ansagen machen müssen, ob sie in eine Luftwaffe investieren wollen, die für den militärischen Konfliktfall gewappnet bleibt. Ein neuerliches Versagen wie beim Grounding des Gripen würde den Verfassungsauftrag – «die Armee verteidigt das Land und seine Bevölkerung» – obsolet machen.

# Achtung, Stellenbewerbung



Benoît Assou-Ekotto, Fussballprofi.

Sprichwörtlich hängen Fussballer, wenn die Karriere zu Ende ist, ihre Schuhe an den Nagel. Davon bleibt keiner verschont, gerade zerbrach sich ganz Italien den Kopf darüber, was inskünftig der hamletische Rücktrittszauderer Francesco Totti, 40, mit seinem Leben anfangen soll. Manche werden Trainer, viele stürzen ab, die wenigen Auserwählten bleiben dann einfach Pelé, Maradona oder Beckham von Beruf. Die Frage «Was nun?» beschäftigt auch Benoît Assou-Ekotto, Position linker Verteidiger, nach einer beachtlichen Laufbahn bei Lens, Tottenham Hotspur, den Queens Park Rangers, Saint-Etienne, Metz und im Nationalteam von Kamerun. Der Teammanager Harry Redknapp vom eher bescheidenen englischen Zweit-Divisions-Klub Birmingham City wollte ihn zum Weitermachen überreden, aber Assou-Ekotto erklärte ihm: «Ich bin jetzt 33 und will Pornostar werden.» Das Medien-gestöhne war überwältigend.

Welche Vorzüge und Talente sich der 1,75 Meter grosse Fussballer und Träger fantastischer Frisuren in der neuen Traumrolle zubilligt, blieb sein Geheimnis; bekannt ist nur, dass er kaum Englisch spricht. Auf die Leinwand schaffte es vor ihm der wilde Eric Cantona, der Star von Manchester United, der ein kongenialer Schauspieler und Filmemacher wurde. Fast vergessen ist Hannes Schmidhauser, Fussballer und Filmstar, der Liebling der Schweiz als Knecht und Pächter Uli in den Gotthelf-Verfilmungen Franz Schnyders und als Verteidiger-Haudegen in der Nati.

Assou-Ekotto ist künstlerischer Ehrgeiz eher fremd. «Le footballeur aime l'argent», es geht ums Geld. Er ist ferner berüchtigt für härteste Action, die ihn selber mehrmals ins Spitalbett warf. «Denn Fussball», sagt er, «ist nicht Tennis.» Und auch nicht Porno. Nach mehrtägigem Shitstorm meldete sich Assou-Ekotto wieder zu Wort. Der Mann ist als Werbestrategie womöglich besser als im Bett. Er suche durchaus einen Job, sagte er. Wieder als Fussballer. Aber nur in einer Position ganz oben.

Peter Hartmann

## Burkhalters Syrer

Von *Philipp Gut* — Der Bundesrat möchte mehr «Flüchtlinge» aus dem Nahen Osten einfliegen.

**D**idier Burkhalter (FDP) eilt Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP), Herrin über die Schweizer Flüchtlingspolitik, zu Hilfe. Nach einer Reise in den Nahen Osten sagte der Aussenminister der *Schweizer Illustrierten* (SI), er halte das von Sommaruga installierte Kontingent von 5000 Syrienflüchtlingen für zu klein. «Persönlich hätte ich es begrüsst, wenn die Schweiz mehr Leute auf der Flucht vor solch furchtbaren Krisen aufgenommen hätte», so Burkhalter. Auf keinen Fall kürzen dürfe man das Budget für die Hilfe vor Ort. Wir müssten «Schulen bauen und Jobs schaffen», etwa im Nachbarland Jordanien.

Die Signale des Aussenministers sind widersprüchlich. Den Leuten vor Ort zu helfen, ist etwas völlig anderes, als sie in die ferne Schweiz zu verpflanzen. Dort ist es mit Jobs für die Ausgeflogenen eher schwierig. Dies bestätigt nicht nur die seit Jahren konstant hohe Sozialhilfequote von Flüchtlingen und vorläufig Aufgenommenen. Auch der Bund rechnet offenbar nicht damit, dass die Syrer dereinst selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen werden. Dies geht aus einem Papier des Staatssekretariats für Migration (SEM) hervor, das zu Sommarugas Justizdepartement gehört.

### Ein Viertel wird sozialhilfeabhängig

Bern, heisst es darin, könne für «gewisse» Umgesiedelte auch länger als die üblichen fünf Jahre aufkommen. Dies sei oft nötig, wie die Erfahrungen aus dem Pilotprojekt mit zunächst 500 Syrern zeigten, welches der Bundesrat im September 2013 beschlossen hat. Weiter heisst es im Bericht: «Das SEM geht davon aus, dass rund 25 Prozent dieser Resettlement-Flüchtlinge mit grösster Wahrscheinlichkeit dauerhaft oder während langer Zeit sozialhilfeabhängig sein werden.» Wer allerdings hofft, es bleibe bei diesem Anteil, dürfte sich täuschen: Bei den verbleibenden 75 Prozent, so das SEM, sei davon auszugehen, «dass sie entweder in den Arbeitsmarkt integriert werden oder nach fünf Jahren Anspruch auf Leistungen einer Sozialversicherung (AHV, IV, EL) haben werden.» Der Bund erwartet also, dass viele anschliessend direkt in die Invalidenversicherung wechseln und zusätzlich noch Ergänzungsleistungen beziehen. Laut SEM kostet ein Syrer den Bund 18 000 Franken jährlich. Bei 5000 Personen wären das 90 Millionen. Nach sieben Jahren wären es bereits 630 Millionen Franken. Von dieser Rechnung sagt Burkhalter natürlich nichts.

## An der kurzen Leine

Von *Beat Gygi* — Der Bundesrat will den Pensions-Kapitalbezug einschränken. Die Regierung traut den Bürgern offenbar nicht zu, dass sie mit hohen Summen verantwortungsvoll umgehen können.

**D**ie Altersvorsorge mit AHV und Pensionskassen sowie die damit verbundenen Sozialleistungen sind wie ein grosses Spinnennetz, das zwar als Auffangnetz dienen kann, das bei ungünstiger Berührung aber Arme und Beine klebrig umschlingt und die Menschen daran hindert, sich frei zu bewegen. Das Netz ist kompliziert. Wenn man an einem Faden zieht, bewegen sich irgendwo zehn andere, einige sind versteckt, und wenn man nicht aufpasst, hat man plötzlich den Fuss in einer Schlinge. Jetzt werden einige einwenden, die

### Eine solche Einengung träfe vor allem die niedrigeren Einkommen.

grosse Parlamentsdebatte über das sogenannte Reformvorhaben Altersvorsorge 2020 sei vorbei, die gefährlichen Stellen im Netz seien also nun bekannt, und im September werde noch das Volk darüber abstimmen.

Aber das Netz bleibt tückisch, denn Regierung und Verwaltung ziehen in ihrem Arbeitsalltag laufend weitere Fäden ein. So gibt in der Parlaments-Sommersession im Ständerat plötzlich eine neue Schlinge zu reden, mit der Sozial-Bundesrat Alain Berset besonders Leute mit niedrigerem Einkommen zurückbinden und vom Zugang zu Pensionskassenkapital abhalten möchte. Bisher kann man bei der Pensionskasse wählen, ob man das Kapital beziehen oder sich Monat für Monat eine Rente ausbezahlen lassen will. Der Bundesrat möchte nun diese Wahlfreiheit abschaffen und den Kapitalbezug für den obligatorischen Teil der zweiten Säule stark einschränken.

Wie kommt die Regierung zu einem derart krassen Vorschlag, der so etwas wie das Markenzeichen der zweiten Säule zerstören würde? Formell geht es dem Bundesrat bei seiner Aktion um die Reform der Ergänzungsleistungen zur AHV. Auf diese Leistungen haben Bürger Anspruch, deren Renten und Einkommen die minimalen Lebenskosten nicht decken. Die Ergänzungsleistungen zu AHV und IV sind rasant am Wachsen, in der Periode von 2000 bis 2016 sind sie von 2,3 auf 4,9 Milliarden Franken gestiegen. Es liegt nah, dass Politiker und die Verwaltung diese Ausweitung irgendwie bremsen wollen. Das Problem liegt im Wort «irgendwie».

Der Bundesrat argumentiert, man müsse verhindern, dass Pensionsberechtigte einfach ihr Kapital auf einmal beziehen, dieses dann

möglicherweise verjubeln, wenig später als Habenichtse dastehen und Ergänzungsleistungen zu beziehen beginnen, weil die magere Rente nicht mehr reicht. Dieses Risiko, dass die Versicherten so von der öffentlichen Hand unterstützt werden müssten, könne «mithilfe von präventiven, den Ergänzungsleistungen vorgelagerten Massnahmen gesenkt» werden. Also müsse man den obligatorischen Teil des Pensionskapitals bis zur Erreichung des Rentenalters besser schützen und bei der Pensionierung die Rentenform forcieren.

### Zerstörtes Vertrauen

Eine solche Einengung träfe vor allem die niedrigeren Einkommen, die nicht weit über die obligatorische Versicherung hinauskommen. Der Zwang zum Bezug in Form von Renten würde zudem all jene mit einer relativ kurzen Lebenszeit stärker belasten. Das ist umso störender, als aus der Erfahrung heraus gar nicht so klar ist, ob der Kapitalbezug irgendwann tatsächlich die Ergänzungsleistungen in die Höhe treibt. Noch erschreckender ist allerdings die grundsätzliche Haltung der Regierung gegenüber den Bürgern: Sie traut vielen Leuten nicht zu, dass sie mit einer relativ grossen Summe des Kapitals vernünftig und verantwortungsvoll umgehen können – was eine noch viel grössere Summe an Vertrauenskapital zerstört.



Krasser Vorschlag: Innenminister Berset.

# Eingebürgert statt ausgeschafft

Von Alex Reichmuth — Noch bis Ende Jahr können abgelehnte Asylbewerber den Schweizer Pass erwerben. Wie ist das möglich?

Es gibt Momente, da greift man sich an den Kopf. Ich habe vor kurzem einen solchen Moment erlebt. Ich befasse mich als Journalist nun schon einige Jahre mit dem Asylwesen. Ich weiss darum, was der Status «vorläufig aufgenommen» heisst. Er bedeutet, dass man in der Schweiz bleiben kann, obwohl das Asylgesuch, das man gestellt hat, abgelehnt worden ist. Vorläufig Aufgenommene sind also Personen, die nicht mehr hier sein sollten, denen man aber die Ausreise vorläufig nicht zumuten will oder kann. Erst vor kurzem aber habe ich mitbekommen, dass sich vorläufig Aufgenommene in der Schweiz einbürgern lassen können. Direkt. Noch bis Ende Jahr ist es möglich. Ich konnte es zuerst nicht glauben. Das wäre ja, dachte ich, wie wenn ein junger Mann, der nicht als Praktikant in einer Firma zugelassen wurde, zum CEO befördert würde.

Bewusst geworden war mir der überraschende Sachverhalt wegen eines Brief, den die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) Anfang Mai an 40 000 Ausländer geschickt hat. Dieser Brief sorgte für Furore. Mauch schrieb darin, dass die Einbürgerung von vorläufig Aufgenommenen ab nächstem Jahr nicht mehr möglich sei, genauso wenig wie die von Ausländern mit B-Bewilligung. Es sei darum «erwünscht», so Mauch weiter, wenn sich viele der Betroffenen noch vorher einbürgerten. Einen Brief mit der gleichen Aufforderung hat auch Jacqueline Fehr (SP), Justizministerin des Kantons Zürich, verschickt.

## «Demokratische Schandtat»

Die beiden Sozialdemokratinnen haben damit den Grundsatz der «Vorwirkung neuen Rechts» verletzt: Ist eine Gesetzesänderung zwar beschlossen, aber noch nicht in Kraft, sollten die Behörden so handeln, dass den künftigen Regeln möglichst Genüge getan ist – soweit es das noch geltende Recht zulässt. Darum ist es etwa nicht opportun, wenn Regierungsmitglieder die Bevölkerung auffordern, noch möglichst viele Zweitwohnungen zu bauen, wenn das Volk bereits beschlossen hat, den Bau von Zweitwohnungen einzuschränken. Ebenso wenig ist es zulässig, dass Behörden Männer daran erinnern, dass sie bis zu einem bestimmten Datum ihre Ehefrauen verprügeln dürfen, weil häusliche Gewalt erst danach verboten sei. Im Fall von Corine Mauch und Jacqueline Fehr tobte die SVP. Sie sprach von «Machtmissbrauch» und einer «demokratischen Schandtat».



Fragwürdiger Aufruf: Justizdirektorin Fehr (SP).

Ich wollte genauer wissen, wie das mit der Einbürgerung von vorläufig Aufgenommenen ist – und fragte beim Bund nach. Das Staatssekretariat für Migration bestätigt: In den letzten zwanzig Jahren hätten sich bis Ende 2016 exakt 3848 «Personen aus dem Asylprozess» einbürgern lassen, wobei es sich «fast ausschliesslich» um vorläufig Aufgenommene gehandelt habe. In manchen Jahren, wie 2007 oder 2011, seien sogar mehr als 500 vorläufig Aufgenommene zu Schweizern geworden.

Das Bundesverwaltungsgericht hat diese Praxis im Jahr 2009 explizit gestützt. Es sei nicht erforderlich, dass Bewerber für den Schweizer Pass einen gültigen Aufenthaltstitel besässen, sagte das Gericht damals. Dass eine Einbürgerung unter solchen Umständen ab 2018 nicht mehr möglich ist, liegt daran, dass das Parlament 2014 beschlossen hat, dass künftig eine Niederlassung (C-Ausweis) braucht, wer sich einbürgern lassen will.

Dennoch: Die 3848 vorläufig Aufgenommenen haben mit der Einbürgerung ein definitives Bleiberecht bekommen – ohne je ein Recht gehabt zu haben, in die Schweiz zu kommen. Sie dürfen nun wählen und abstimmen. Nicht vorläufig, sondern definitiv. Denn eine vorläufige Einbürgerung gibt es meines Wissens nicht.

# Gesinnungsjustiz

Von Alex Baur — Neuerdings kann ein sorglos hingeklicktes «Like» auf Facebook strafbar sein.

An sich ist es richtig, wenn Beschimpfungen und Verleumdungen in den sozialen Medien gerichtlich verfolgt werden. Ein Journalist weiss in der Regel, wie weit er gehen darf. All die Hobbyschreiber, die sich heute im Internet tummeln, müssen es halt noch lernen. Die Alternative wäre eine Vorzensur durch die Netzwerkbetreiber, wie sie zum Teil schon praktiziert wird. Und das ist eine ganz schlechte Alternative. Jede Zensur ist ein Eingriff in die freie Meinungsäusserung, jede Beschränkung dieses fundamentalen Grundrechtes ist eine öffentliche Angelegenheit, über die offen debattiert werden muss. Das Gericht ist der richtige Ort dafür.

Doch das Bezirksgericht Zürich geht nun einen Schritt weiter: Sogar das Liken einer ehrverletzenden Meinungsäusserung auf Facebook soll neuerdings strafbar sein. Für Facebook-Muffel: Ein «Like», in der Regel ein nach oben gerichteter Daumen, ist ein Symbol, das jeder Leser anklicken kann, um seine Zustimmung zu einer Meldung zu bekunden. Wer eine Ehrverletzung mit einem «Like» billigt, so die Begründung des neulich gefällten Urteils des Bezirksgerichtes Zürich, trage zu deren Weiterverbreitung bei. Hinter dieser Haarspalterei versteckt sich etwas Grundsätzliches: Verfolgt wird nicht nur eine aktive Ehrverletzung – bestraft wird nun auch die Gesinnung, die sich durch das virtuelle Abnicken einer verbotenen Meinungsäusserung manifestiert.

## Mehr als eine Ironie

Konkret geht es um einen Facebook-Eintrag, in dem der Tierschützer Erwin Kessler als Faschist und Rassist beschimpft worden ist. 1998 wurde er zwar wegen seiner angeblich antisemitischen Gesinnung im Streit um das Schächtverbot verurteilt. Nach Meinung des Bezirksgerichtes Zürich geht es aber nicht an, Kessler deshalb zwanzig Jahre später immer noch als Judenhasser zu titulieren. Und wer öffentlich eine andere Meinung mit einem «Like» bekundet, ist zu bestrafen.

Die Mutation von Erwin Kessler vom Angeklagten zum Kläger ist mehr als nur eine Ironie. Die Frage der richtigen oder falschen Gesinnung – bis dahin ein Tabu in der schweizerischen Rechtstradition – wurde 1995 mit der Rassismus-Strafnorm in unser Strafrecht eingeführt. Die Bestrafung eines Facebook-Lesers, der mit einem sorglos hingeklickten «Like» eine unziemliche Gesinnung offenbarte, ist die logische Fortsetzung.

# Hoch die Augenbraue

Von Mark van Huisseling —  
Roger Moore war mehr als der eleganteste Bond: ein Gentleman – und lustig zudem.

Das erste Mal *in the flesh* sah ich ihn in der Halle des Hotels «Crans Ambassador», seinem zweiten Wohnzimmer. «Sir Roger, darf ich behilflich sein?», fragte ich. «Nein danke, nicht nötig, ich werde es schon alleine schaffen, dieses Fenster zu schliessen. Ach, nun hat sich auch noch der Vorhang verklemmt ... Ich hasse Zugluft. Sie lachen – was ist daran lustig?» – «Es ist komisch, James Bond in der Halle eines Fünfsternehotels, in Bergschuhen auf einer Ledercouch stehend, mit dem Vorhang ringen zu sehen ...» – «Ja, so besehen finde ich es auch lustig. Es ist nämlich nicht meine Ledercouch», sagte er.

Zwei Wesenszüge sorgten dafür, dass man Roger George Moore, der im Jahr 2003 von Königin Elisabeth II. zum KBE, Knight of the British Empire, geschlagen worden war für seine Verdienste um das Filmschaffen, gut

Mit Sicherheit hatte sein Charakter am meisten *refinement* und am wenigsten Boshaftigkeit.

leiden mochte: Er nahm sich und, vor allem, die Rolle des James Bond nicht sehr ernst. «Was ist das Beste am Leben nach Bond?», fragte ich. «Nicht mehr hundert Interviews geben zu müssen», antwortete er. «Und das Schlechteste?» – «Ich vermisse den Check.» Zwischen 1973 und 1985 spielte er in sieben Folgen den Geheimagenten 007; ob er der beste war, hat mit persönlichem Geschmack zu tun, mit Sicherheit aber hatte sein Charakter am meisten *refinement* und am wenigsten Boshaftigkeit. Und der zweite Zug, den ich besonders mochte an ihm? Seine Höflichkeit: «Sie gäben übrigens auch einen guten Bond ab ...», sagte er, ohne grosse Not (und vermutlich nicht nur zu mir).

## «Männer mit den besten Manieren»

Er wuchs in Südlondon auf, in kleinen Verhältnissen, der Vater war Taxifahrer. Mit einem *upper-middle-class gentleman*, für dessen Verkörperung er später berühmt wurde, hatte er am Anfang seiner Laufbahn wenig gemeinsam. Doch es sei ihm wichtig gewesen, sagte er, im richtigen Leben sozial aufzusteigen



«Ich hatte immer Glück»: Filmstar Moore in «Live and Let Die», 1973, «The Man with the Golden



Gun» (oben rechts), 1974, und mit Gattin Kristina, 2015 in Crans-Montana.

gen. Und der Weg dorthin führte über das Kino. «In amerikanischen Filmen sind die feinsten Männer mit den besten Manieren immer britische Butler. Deshalb mein Rat-schlag an die Kollegen: «Wenn du schon keine Hauptrolle bekommst, sieh zu, dass du wenigstens den Butler spielen kannst.» Er bekam die Hauptrolle. Und wurde ein reicher

---

**«Ich werde immer Bond sein. Wegen des Fernsehens, die Filme werden ja unentwegt wiederholt.»**

---

Mann: Vor der Scheidung von seiner dritten Frau, der Italienerin Luisa Mattioli, mit der er 27 Jahre verheiratet gewesen war, soll er ein Vermögen von mehr als 40 Millionen Franken gehabt haben, danach noch rund die Hälfte.

Bond war er vor über dreissig Jahren zum letzten Mal. Dennoch haftete ihm die Rolle an wie eine Tätowierung. «Ich werde immer Bond sein. Wegen des Fernsehens, die Filme werden ja unentwegt wiederholt. Es wird nie mehr weggehen», sagte er. «Stört Sie das?» – «Nein, ich bin eigentlich zufrieden damit. Es wäre unangenehm, wenn die Leute sagen würden: «Das ist Roger Moore, der Axt-Mörder», oder etwas Ähnliches. Aber so ist das kein schlechtes Bild.» Ob er eine Augenbraue anheben könne, «für meine Leser», fragte ich wohlmeinend. Ich solle ihn damit verschonen, erwiderte er. «Manchmal ist es nicht einfach, hinzunehmen, dass man nach einer längeren Karriere auf drei Gesichtsausdrücke reduziert wird. Bei Roger Moore ist das wohl: Linke Augenbraue anheben. Rechte Augenbraue anheben. Keine Augenbraue anheben.»

### Ein Dollar pro Jahr

Nach Beendigung seiner Schauspielkarriere begann er als Botschafter des guten Willens für Unicef, das Kinderhilfswerk der Uno, zu arbeiten; der Lohn dafür betrug einen Dollar im Jahr. «Ich hatte immer Glück, mein Leben lang», war seine Antwort auf die Frage, weshalb er Gutes tat. Auf einer Skala von eins bis hundert würde er sich mindestens 85 oder 90 «Glü», der von Gunter Sachs erfundenen Masseinheit für Glück, geben. «Und wenn ich was anderes sagen würde, wär's undankbar.» Obwohl er drei Scheidungen hinter sich hatte.

Es kommt im Leben auf die Sicht der Dinge an – Sir Roger sah, so scheint es, immer viel Gutes. Vergangene Woche ist er, im Alter von 89 Jahren, in Crans-Montana, wo er seit langem ein Haus hatte, gestorben. Er hinterlässt seine Frau, die Dänin Kristina «Kiki» Tholstrup – er hat 2002 zum vierten Mal geheiratet –, und aus der Ehe davor zwei Söhne und eine Tochter.

## Personenkontrolle

### Gössi, Nordmann, Grunder, Huissoud, Maurer, Bäumle, Darbellay, Vonlanthen, Candinas, Blatter, Buholzer, Humbel

Petra Gössi, Traktorfahrerin, gibt sich selbstkritisch. Noch selten habe sie so viele positive Reaktionen erhalten wie nach ihrem unlängst inszenierten Fernsehauftritt als temporäre Landwirtin. Das bestärke sie in der Auffassung, dass sie künftig mehr von ihrer privaten Seite zeigen müsse, vertraute die FDP-Präsidentin der *NZZ am Sonntag* an. «Ich bin öffentlich als Person noch zu wenig spürbar, das geht für Politikerinnen und Politiker heute nicht mehr.» Immerhin bekannte sie im gleichen Interview, sie wohne in einem Minergie-Haus, fahre einen Audi A3 und reise meistens mit dem Zug zur Arbeit. Was Gössi auch noch über ihr Privatleben preisgab: «Ich bin wohl eine sehr durchschnittliche Person.» (rz)

Roger Nordmann, Machtmechaniker, zieht alle Register. Der Fraktionschef der SP umgarnt mit unsichtbaren Fäden die CVP, die in der Mitte lavierenden Kleinparteien hat er ebenfalls eingewickelt. Der sozialdemokratische Strippenzieher – laut BDP-Nationalrat Hans Grunder ein «sehr cleveres Bürschchen» – dirigiert die Mitte-links-Allianz im Bundeshaus nach Belieben. Nur die Deutschschweizer Medien tanzen noch nicht vollends nach seiner Pfeife. Gegenüber der *Schweiz am Wochenende* beklagte Nordmann, in der medialen Öffentlichkeit der Deutschschweiz gebe es «eine Tendenz zu vorauseilendem Gehorsam gegenüber der *Basler Zeitung* und der *Weltwoche*». Der Waadtländer Nationalrat wünscht sich offenkundig von unseren gescholtenen Kolleginnen und Kollegen, dass sie noch gehorsamer der SP applaudieren. (rz)

Michel Huissoud, Selbstdarsteller, krebst zurück. Der Chef der Eidgenössischen Finanzkontrolle (EFK) wurde nach der verlorenen Abstimmung zur Unternehmenssteuerreform III von Bundesrat und Parlament scharf kritisiert, weil er unmittelbar vor dem Urnengang einen Bericht über die Botschaften des Bundesrates publiziert hatte. Darin kam die EFK zum Schluss, dass die Qualität der bundesrätlichen Botschaften, was die finanziellen Folgen anbelange, zu wünschen übrig lasse. Huissoud gab sich zerknirscht: Der EFK sei eine Fehleinschätzung passiert, als sie den besagten Bericht vor der Abstimmung veröffentlicht habe. Inzwischen hat er offenbar wieder zur alten Selbstherrlichkeit zurückgefunden. Im Interview mit dem Westschweizer Fernsehen RTS wollte Huissoud von einer «Fehleinschät-



Mehr Privates: FDP-Präsidentin Gössi.



Prosit! CVP-Staatsrat Darbellay.

zung» nichts mehr wissen. Das Timing sei zwar nicht ideal gewesen, so der EFK-Direktor, aber er habe keine bessere Lösung für die Publikation gefunden. (hmo)

Ueli Maurer, Ex-Verteidigungsminister, musste vergangene Woche dem Bundesrat eine Sicherheitslücke beichten. Der Vorfall betrifft den Bereich elektronische Identität und Zugangsverwaltung – ein Service, den Maurers Bundesamt für Informatik und Telekommunikation (BIT) für die ganze Bundesverwaltung betreibt. Nun hat sich herausgestellt, dass der Zugriff auf vertrauliche Dateien der Bundesverwaltung alles andere als gesichert war. Seit 2014 konnte sich jede beliebige Person von irgendeinem Computer weltweit im Namen eines Mitarbeiters der Bundesverwaltung ein Zugangsberechtigungszertifikat ausstellen lassen – und danach auf alle Anwendungen zugreifen, für die der Mitarbeiter autorisiert ist. Erst im Januar 2017 wurde ein Mitarbeiter des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) auf die Sicherheitslücke aufmerksam und meldete seine Beobach-



Intelligenter Stromnetze: GLP-Mann Bäumle.



Keine bessere Lösung: Spitzenbeamter Huissoud.



Unsichtbare Fäden: SP-Nationalrat Nordmann.

tungen dem BIT. Am 15. Februar wurde Bundesrat Maurer informiert. Am Mittwoch vor einer Woche rapportierte Maurer den Vorfall dem Bundesrat in einer vertraulichen Notiz. Besorgniserregend: Das BIT kann nicht mehr nachvollziehen, ob es von Ende 2014 bis Januar/Februar 2017 Zugangsversuche von Unberechtigten gegeben hat. (hmo)

Martin Bäumle, Vordenker, brachte bei der Debatte über den Ausbau der Stromnetze den Sachverhalt wieder einmal originell auf den Punkt. Bäumle kämpft für intelligentere Stromnetze, die nicht bloss den Verbrauch optimieren, sondern auch weniger Aufbauten benötigen, Kosten sparen und zudem die Versorgungssicherheit gewährleisten. Und dann dieser Vergleich: «Es ist auch heute niemand mehr da, der vor seinen Tesla irgendwie 500 Pferde spannen würde. Der Elektromotor ist etwas intelligenter, und um das geht es bei intelligenten Netzen: darum, von der heutigen alten Technologie wegzukommen und neue, smartere Grids einzubauen.» Vielleicht fallen Bäumle dann auch etwas intelligentere Vergleiche ein. (hmo)



Donnerwetter: Autorin Buholzer.



Als VIP nicht erwünscht: Ex-Fifa-Chef Blatter.

Christophe Darbellay, CVPLer, gab einige Pöstchen frei, als er im letzten März die Wahl in die Walliser Regierung schaffte. Die interne Nachfolgeregelung für den früheren Parteichef klappte bestens: Neuer Präsident der Lobbyorganisation des Schweizer Casino Verbandes wurde der ebenfalls aus dem Wallis stammende CVP-Ständerat **Beat Vonlanthen**. Auch für Darbellays Präsidium bei der IG Mineralwasser wurde in der Person des Bündner Nationalrates **Martin Candinas** ein Parteikollege gefunden. Prosit! (kep)

**Sepp Blatter**, auch Walliser, arbeitete sein halbes Leben für die Fifa. In der anderen Hälfte spielte er Fussball – unter anderem als Mittelstürmer des FC Siders. 1955 trat er mit den Walliser A-Junioren in Zürich zum legendären Blue-Stars-Turnier an: «Das war der Start zu meiner Karriere im internationalen Fussball», erinnerte er sich. OK-Präsident Jürg Hofmann lud ihn darum vergangene Woche zum traditionellen Turnier-Apéro ein – und musste sein Wort kleinlaut zurücknehmen: Die Fifa-Rechtsabteilung hatte interveniert. Blatter wäre zwar

## Nachruf



Falke und Realist: Berater Brzezinski.

**Zbigniew Brzezinski (1928–2017)** – Man muss «Zbig» live erlebt haben. Der in Warschau geborene Stratege hatte die Welt in seinem Kopf, jederzeit abrufbar. An einer Veranstaltung des Internationalen Instituts für strategische Studien vor vielen Jahren analysierte er *in promptu* zusammen mit Henry Kissinger mit Kenntnis, Witz und Tiefenschärfe die globalen Zeitläufe. Showtime, grossartig: Formulierungskunst aus dem Stand, hochgradige Unterhaltung und visionäre Spannkraft.

Brzezinski war im Kalten Krieg unverfrorener Falke und Realist. Er diente Präsident Carter als Nationaler Sicherheitsberater. Sein Gegenpol war der Patrizier Cyrus Vance, Aussenminister und Détente-Taube, der lange für die Ratifizierung des moribunden Salt-II-Abkommens focht. Nach dem gescheiterten Commando-Raid zur Rettung der amerikanischen Geiseln in Teheran warf er entnervt das Handtuch.

der Zugang zur Sportanlage Buchlern trotz seiner Suspendierung als Fifa-Präsident erlaubt worden, im VIP-Bereich wollte man ihn aber nicht sehen. Selbst seine drei 1955 geschossenen Tore änderten am Rückzieher des OKs nichts. Juristisch sind sie verjährt. (tre)

**Sonja A. Buholzer**, Talkshow-Gast, gehört zu den Persönlichkeiten, die dafür berühmt sind, berühmt zu sein. Ein solches Dasein bringt es mit sich, ständig rhetorische Feuerwerke zünden zu müssen, um nicht in Vergessenheit zu

Das historische Hauptverdienst Brzezinkis ist, dass er die Wende in den Beziehungen zur Sowjetunion vorspurte, die sich unter der Präsidentschaft Reagans zur vielschichtigen Gegenstrategie entwickelte. Nach der sowjetischen Invasion in Afghanistan hatte Brzezinski faktisch seinen Kampf um Einfluss in der Administration Carter gewonnen und den Präsidenten davon überzeugt, dass Amerika dem sowjetischen Expansionsismus in Asien, Afrika und Zentralamerika Gegensteuer geben müsse. Die militärische Aufrüstung begann gegen Ende von Carters Präsidentschaft.

Er war es auch, der die volle Normalisierung der Beziehungen zu China vorantrieb und der sogenannten Carter-Doktrin Pate stand, die deklarierte, dass Amerika keiner andern Macht erlauben werde, den Persischen Golf und seine Erdölressourcen zu dominieren. Brzezinski hatte früh Kontakt mit Karol Wojtyła, dem späteren polnischen Papst, und agierte hinter den Kulissen für die polnische Gewerkschaft Solidarnosc, die er insgeheim unterstützte, so dass sie bis zum Zusammenbruch der Sowjetunion überleben konnte.

Wie Kissinger hatte Brzezinski Karriere in Harvard gemacht und sich mit Fragen der Nuklearwaffenstrategie befasst. Wie dieser kam er zur Auffassung, dass die damals gültige Strategie der massiven Vergeltung überholt sei und die Androhung eines begrenzten Einsatzes von Atomwaffen ein zweckmässigeres politisches Instrument darstelle.

Ein Jahr vor Hitlers Überfall auf Polen, 1939, war sein Vater Tadeusz, Diplomat aus einer katholischen aristokratischen Familie, als Generalkonsul nach Montreal versetzt worden. Kanada und dann die USA wurden zum Refugium für die Familie Brzezinski. Der Rest ist Geschichte. Zbigniew Kazimierz Brzezinski starb 89-jährig am 26. Mai in einem Spital in Virginia.

Hansrudolf Kamer

geraten. Am letzten Sonntag liess es Buholzer auf Tele Züri wieder einmal so richtig krachen. Sie bezichtigte die (nicht anwesende) Aargauer Nationalrätin **Ruth Humbel** der «Dreistheit» und der «Respektlosigkeit gegenüber Rentnerinnen und Rentnern». Das Donnerwetter hatte sich Humbel mit dem Vorschlag eingehandelt, Ergänzungsleistungen sollten nur noch an Pensionierte mit einem Vermögen unter 100 000 Franken ausbezahlt werden – eine Forderung, deren Extremität nicht auf Anhieb erkennbar ist. (are)



Mangel an Strenge und an Realismus: Rekruten der Panzergrenadierschule in Thun BE.

## Verteidigung

# Die weichste Armee der Welt

Von Christoph Mörgeli — Mehr Frauen, mehr Freizeit, mehr Freiräume – und im Zweifelsfall ein Gesuch zur Umteilung in den Zivildienst. Die Schweizer Armee wird zur Wellness-Oase.

Dieser Schuss dürfte nach hinten losgehen. Schon im Februar dachte Korpskommandant Daniel Baumgartner, Kommandant Heer und Projektleiter Ausbildungskommando, in der NZZ laut darüber nach, den Frauenanteil in der Schweizer Armee deutlich zu erhöhen: «Wir möchten, dass junge Frauen obligatorisch zu einem Informationstag aufgeboten werden können.» Ziel sei es, die weibliche Bevölkerung über die Chancen, welche ihnen die Armee bietet, zu orientieren. Für ihn, Baumgartner, sei dies eine Frage der Gleichberechtigung. Mittlerweile haben sich neben Verteidigungsminister Guy Parmelin auch die Militärdirektoren der Kantone für diese Idee ausgesprochen. Auch wenn der Militärdienst für sie grundsätzlich freiwillig bleiben soll, sehen sich erstmals in der Geschichte jährlich Zehntausende von jun-



gen Frauen mit dem Obligatorium eines Armeeaufgebots konfrontiert.

### Pflichtübung für Frauen

Heute sind von rund 167 000 Armeeangehörigen etwa 1100 weiblichen Geschlechts. Der für sie betriebene logistische Aufwand steht mit diesem geringen Anteil in keinem Verhältnis.

Ob das vorgesehene Aufgebot die Zahl der Soldatinnen so markant ansteigen lässt wie von der Armeeführung erhofft, darf bezweifelt werden. Wesentlich wahrscheinlicher ist, dass sich dieser Marschbefehl für die Armee kontraproduktiv auswirkt. Die Aussicht für eintägige Informationsveranstaltungen aus Lehre, Arbeit oder Gymnasien gerissen zu werden, dürfte bei den achtzehnjährigen Frauen auf sehr begrenzte Begeisterung stossen. Gegenwärtig werden etwa zweihundert Frauen pro Jahr für den Militärdienst ange-

worben. Die paar weiblichen Armeeangehörigen, die im besten Fall zusätzlich motiviert werden können, sind den dadurch erzeugten Schaden nicht wert.

Die Gefahr besteht darin, dass die als lästig empfundene Pflichtübung viele Frauen zu Gegnerinnen der Landesverteidigung machen könnte, statt sie dafür zu gewinnen. Könnte es nicht künftig noch schwerer sein, sie für ein Ja zu Militär- und Rüstungsvorlagen an der Urne zu bewegen, als es heute schon ist? Dies gilt erst recht für den Fall, dass ein Nichterscheinen Sanktionen wie Nachaufgebote, Bussen oder gar scharfen Arrest zur Folge hätte. Die CVP-Sicherheitspolitikerin Ida Glanzmann ist auf dem Holzweg, wenn sie mit der verpflichtenden Information für Frauen «die Armee generell attraktiver machen» will. Weit realistischer scheint hier das Urteil von SP-Nationalrätin Edith Graf-Litscher, man müsse weiterhin



strikt auf Freiwilligkeit setzen: «Es bringt doch nichts, wenn die Frauen unter Zwang am befohlenen Orientierungstag teilnehmen und dann erst recht nichts mehr von der Armee wissen wollen», befand die durchaus nicht militärfeindliche Sozialdemokratin.

Als reichlich naiv dürfte sich die Ansicht von Armeeführung und Kantonen erweisen, man könne die bei den Männern nicht erreichten Rekrutierungsbestände durch Frauen ausgleichen. Auch existiert für das Aufgebot nicht einmal die dafür notwendige Gesetzesgrundlage, geschweige denn ein Verfassungsartikel. Die Linke argwöhnt, dass Bund und Kantone alles unternehmen, um beim verpflichtenden militärischen Projekt für Frauen die eigentlich zwingend notwendige Volksabstimmung zu umgehen.

### Jokertage statt Marschstrapazen

Die geplante Feminisierung der Armee stellt allenfalls ein politisches Zeichensetzen dar, hat aber mit dem verfassungsmässigen Armeeauftrag der Verteidigung von Land und Volk nichts zu tun. Für einen Kampfauftrag sind Frauen nach allen Erfahrungen bei aller Robustheit physisch nur bedingt einsetzbar. Das Konzept der Gleichbehandlung passt aber zu den zeitgeistigen Ausbildungsmethoden, wie sie Ausbildungschef Daniel Baumgartner vorschweben. Er macht sich zu Recht Sorgen darüber, dass es nicht einmal mehr gelingt, pro Jahr die notwendigen 18 000 Mann auszuheben.

Häufig scheiden die jungen Wehrmänner schon vor und während der Rekrutenschule in Richtung Zivildienst oder Ausmusterung aus. Armeechef Philippe Rebord ortet das Problem in der Überforderung: «Schweres Tragen ist sich die heutige Generation nicht mehr gewohnt.» Demnach lautet nunmehr die Devise: mehr Freiräume, mehr Freizeit, mehr Freiheit. Und mehr Fitness gemäss Magglinger Sportkonzept. Geplant ist neu die Abgabe einer Sportausrüstung für Rekruten, «im Speziellen Turnschuhe», und allenfalls von Sportuhren.

Das Verteidigungsdepartement prüft Jokertage für Rekruten, damit sie an ein bis zwei Tagen unbegründet fehlen können. Unsere Gesellschaft sei einen Dienstleistungsbetrieb von 6 bis 23 Uhr nicht mehr gewohnt, teilte Ausbildungschef Baumgartner mit. Das geeignete, weil bequemste Gegenmittel ortet er in mehr Freizeit. Auch sollen die Marschdistanzen kürzer werden und das Turnschuhtragen während der Ausbildungszeit erlaubt sein. Zudem dürfen sich die Rekruten im Sinne von «gezielten Lockerungsübungen» in der Daher-Formation auf ihre Rucksäcke setzen. Hinzu kommen längeres Schlafen und flexible Frühstückszeiten. Von den Vorgesetzten wird «respektvolle Distanz», «ruhiger Umgangston» und «geduldiges Erklä-

ren» verlangt. Dies alles entspricht dem Konzept «Progress», das nach der Erprobung an der Infanterieschule in Colombier nun allgemein durchgesetzt wird.

Überhaupt gilt in der Armee wie seit längerem nach wie vor die Lehre der «menschenorientierten Führung» statt der «auftragsorientierten Führung», was zumindest gemäss Blocher-Prinzip dazu führt, dass «Kriege verlorengehen». In der Öffentlichkeit und in den Medien sorgte die militärische Imagepflege für Spott und Hohn: «Armee als «grösstes Fitnesscenter des Landes» (*Aargauer Zeitung*), «Weichspül-RS» (*Zentralschweiz am Sonntag*), «Wellness-Rekruten» (*Blick*), «Turnschuh-Soldaten» oder «Pfadi-Lager» (*Tages-Anzeiger*) waren noch die freundlicheren Ausdrücke. Armeechef Rebord gefallen solche Schlagzeilen nicht: «Militärdienst ist eine ernste Sache und soll als solche wahrgenommen werden.» Die Armee müsse nicht in erster Linie «attraktiv», sondern «ernsthaft und glaubwürdig» sein.

Im tristen Armeeealltag stellen sich allerdings Herausforderungen, bei denen irgendwelche Softie-Retuschen nicht ausreichen. 34 Prozent der heutigen Armeeangehörigen sind Eingebürgerte, weswegen die Armespitze laut über muslimische Feldprediger nachdenkt. Armeechef Philippe Rebord meinte dazu: «Ich hätte nichts gegen einen Militär-Imam einzuwenden.» Der Zivildienst ist gegenwärtig viel zu attraktiv und ein offener Widerspruch zur Bundesverfassung, die noch immer das Milizprinzip und die allgemeine Wehrpflicht vorschreibt.

Heute herrscht faktische Wahlfreiheit: Ein Rekrut, dem die bevorstehende Durchhalteübung nicht behagt, kann sich auf dem Sammelplatz in den Zivildienst verabschieden. Diese Gepflogenheit müssten die Parlamentarier in Bern unbedingt unterbinden. Die vergleichsweise hohen Untauglichkeitsquoten bei Stellungspflichtigen aus der Romandie, aus den Städten und unter den Maturanden widersprechen letztlich dem Gleichheitsgebot vor dem Gesetz.

### Personalprobleme auch an der Spitze

Die Undurchlässigkeit der höheren Kommandoposten für Milizoffiziere frustriert diese in ihrem Engagement. Wenn ein Genfer Rohstoffhandelsunternehmen kürzlich in einem Stelleninserat ein Kadermitglied «ohne militärische Verpflichtung» gesucht hat, belegt diese ehrliche Ungeschicklichkeit, wie wenig man bei internationalen Konzernen und bei deren ausländischen Personalverant-

wortlichen vom militärischen Engagement noch hält.

Das oberste militärische Trio Parmelin, Rebord und Baumgartner ist gefordert. Von diesen drei Verantwortlichen werden rasch Rezepte gegen Terrorismus und Cyberwar erwartet. Sie müssen die Weiterentwicklung der Armee (WEA) inklusive der Mobilisierungsfähigkeit umsetzen. Aufgrund ihrer Lagebeurteilung sind dringend neue Kampfflieger, Boden-Luft-Waffen, neue Artillerie und auch neue Kampfpanzer zu beschaffen. Leider herrschen Zweifel, ob die oberste, heute völlig aufgeblähte Hierarchie mit über fünfzig Berufsoffizieren im Generalsrang diese Herausforderungen erfolgreich bewältigen wird.

Kritiker haben dem früheren Armeechef André Blattmann vorgeworfen, er habe schon vor seinen Entscheidungen von seinen rang-

hohen Mitarbeitern absoluten Gehorsam eingefordert. Auch habe unter Blattmann das wenig innovative Klima einer Nullfehlertoleranz geherrscht. Als Nachfolger wusste sich bei Bundesrat Parmelin Philippe Rebord in Stellung zu bringen, der als kluger, vorsichtiger, aber auch karrierebewusster Schöngest gilt. Dass ein oberster Rekrutierungsoffizier an die Armespitze gelangt, wäre früher undenkbar gewesen. Auch musste Rebord 2001 das Kommando über die Infanterieoffiziersschulen Chamblon abtreten, da er sich selber als überanstrengt und überfordert beurteilte.

Für nicht weniger Verwundung sorgte im Offizierskorps die Ernennung von Daniel Baumgartner zum Ausbildungs-



Armeechef Rebord.

---

«Schweres Tragen ist sich die heutige Generation nicht mehr gewohnt.»

---

kommandanten. Er hat sein gesamtes Berufsleben in der Logistik verbracht und noch nie einen Kampfverband geführt. Der gelernte Müller gilt als kompetent, durchsetzungsfähig und glaubwürdig; auch hat er sich mit eisernem Fleiss im In- und Ausland weitergebildet. Umso mehr überraschte er mit seinen trendig-lockeren Aussagen zu einer angeblich modernen militärischen Ausbildung. Immerhin ist Baumgartner ein Nachfolger des legendären Ausbildungschefs Roger Mabillard. Dieser urteilte 1985 so über die «Modernisten» im Stile Baumgartners: «Dieser Art Führung mangelt es an Strenge und an Realismus, was zu ausserordentlichem Geschwätz führt, zu ungenügenden Forderungen, zur Bemutterung der Truppe. In Wirklichkeit trägt sie dazu bei, die gefährliche Illusion zu nähren, man könne eine Armee «Marke Friedenszeit» ausbilden und ihr dann, durch die Zauberwelt einer Motivation in letzter Minute, alle Tugenden wieder einflössen, die der Kampf erheischt.» ○

# Finaler Crashtest

Von René Zeller — Der Streit um neue Kampffjets ist voll entbrannt. Wenn es Bundesrat Parmelin nicht gelingt, die militärischen Milizverbände zu gewinnen, steht er auf verlorenem Posten.

Es geht zu und her wie auf einem orientalischen Basar. Wie viele Kampfflugzeuge benötigt die Schweizer Armee? Diese Frage delegierte Verteidigungsminister Guy Parmelin vor Jahresfrist an eine departementsinterne Expertengruppe. Divisionär Claude Meier, Chef des Armeestabs, hat als Leiter besagten Gremiums vier Varianten präsentiert: Es könnten 30 oder 40 Kampfflugzeuge beschafft werden, aber auch weniger. Oder mehr. Die politisch austarierte Begleitgruppe neigt tendenziell zu 30 Kampffjets. Einig ist sich das von FDP-Alt-Ständerat Hans Altherr präsidierte Sekundärgremium nicht.

Was will Bundesrat Parmelin? Er braucht Bedenkzeit. Der Chef wolle die am Dienstag vorgestellten Optionen und Empfehlungen zunächst im Detail prüfen, lässt das Verteidigungsdepartement (VBS) verlauten. Die Eckdaten für die Evaluation eines neuen Kampfflugzeugs sollen in der zweiten Jahreshälfte 2017 definiert und dem Gesamtbundesrat unterbreitet werden.

## Petarden und Indiskretionen

Das zögerliche Vorgehen Parmelins ist dem Umstand geschuldet, dass der Souverän 2014 den Kauf von 22 Gripen-Jets ablehnte. Ein nochmaliger Absturz wäre für die Reputation der Armee verheerend, für die Luftwaffe existenziell. Doch so behutsam Guy Parmelin die milliardenschwere Modernisierung der Luftwaffe auch angeht: Er kann nicht verhindern, dass ihm schon jetzt verbale Petarden um die Ohren fliegen.

Der Bericht der VBS-internen Expertengruppe und die Empfehlungen der Begleitgruppe wurden am Montag mit Sperrfrist an die Journalistenzunft verschickt. Die Sonntagspresse war vorgängig von unbekannter Seite bedient worden. Das überrascht insofern nicht, als Indiskretionen bei Rüstungsgeschäften so üblich sind wie das Amen in der Kirche. Die Vorabberichte ermöglichten es der Linken, präventiv Zeter und Mordio zu schreien gegen die Empfehlung beider Gremien, gemäss der der Kauf neuer Kampffjets nicht dem Referendum unterstellt werden solle. Und die Gruppe Schweiz ohne Armee (GSoA) konnte vorsorglich mit einer Volksinitiative drohen.

Gegenwind bläst dem SVP-Verteidigungsminister auch von rechts entgegen. Die Schweizerische Offiziersgesellschaft (SOG) forderte bereits im März 2015 in einem Positionspapier: «Die Zielflottengrösse muss 70 Kampfflug-



Ist er kampfbereit? Guy Parmelin.

zeuge (6 Staffeln) umfassen und darf nicht unterschritten werden.» Das Lobbying der Armeefreunde ist seither sukzessive intensiviert worden. Eine illustre Arbeitsgruppe, der das Lilienberg-Unternehmerforum im thurgauischen Ermatingen als Hauptquartier dient, bezeichnet eine Flotte von rund 70 Kampffjets als unabdingbar. Unter den Unterzeichnern des angriffig formulierten Positionspapiers figurieren der ehemalige Luftwaffenchef Markus Gygax, der gewesene Militärpilot und Radarsystem-Florako-Projektleiter Hans-Peter Hulliger, der Sicherheitsexperte Albert Stahel und Roger Harr, einstiger Präsident der Gesellschaft der Luftwaffenoffiziere (Avia), der heute dem luftwaffenpolitischen Schattenkabinett der «grauen Adler» angehört.

Die mit den Milizverbänden kooperierende Lilienberg-Gruppe warnt, es bestehe hoher Zeitdruck: «Wird die Erneuerung der Luftver-

teidigung nicht sofort an die Hand genommen, hat die Schweiz ab 2025 keine wirkliche Luftverteidigung mehr!» Das kommt einem an Parmelin adressierten Wink mit dem Zaunpfahl gleich. Auch Stefan Holenstein, Präsident des gemeinhin als verlängerter Arm des VBS apostrophierten Offiziers-Dachverbands,

## Die Milizverbände beklagen, der Draht zu den bürgerlichen Parteien sei gerissen.

hat die Schlagzahl erhöht. Unlängst forderte er den Verteidigungsminister via *Le Matin Dimanche* auf, mit mehr Enthusiasmus für die Armee zu kämpfen, aktiver zu kommunizieren und bei den relevanten Vorhaben endlich vorwärtszumachen.

Im VBS ist man bemüht, den Ball flach zu halten. Ziel sei es, so Kommunikationschef Urs

Wiedmer, alle Anspruchsgruppen so transparent wie möglich zu informieren. Das VBS teile auch die Meinung von SOG-Präsident Holenstein, dass eine aktive Kommunikation von grösster Wichtigkeit sei. Wiedmer fügt aber maliziös an: «Das VBS ist erstaunt, dass der Präsident der SOG bei bilateralen Gesprächen mit dem Departementschef, welche kurz vor dem publizierten Interview stattfanden, diese Punkte nicht zur Diskussion gebracht hat.»

Der parlamentarische Showdown um neue Kampfjets beginnt bereits in der laufenden Sommersession. Das Armeebudget 2017 sieht einen 10-Millionen-Kredit für die Projektierung, Erprobung und Beschaffungsvorbereitung (PEB) der neuen Flugzeuge vor, die ab 2025 die angejahrte F/A-18-Flotte ersetzen sollen. SP und Grüne haben Widerstand angemeldet.

Für Bundesrat Parmelin ist es wenig tröstlich, dass auch unter den Milizverbänden kein Konsens herrscht. Willi Vollenweider, Präsident der prononciert VBS-kritischen Gruppe Giardino, erachtet es als illusorisch, den Kauf von 70 Kampfjets zu fordern, weil das Stationierungskonzept der Armee nur noch drei kampffettagliche Militärflugplätze – Payerne, Emmen, Meiringen – vorsehe. «Solange die F/A-18-Flotte im Einsatz ist, haben wir gar keinen Platz für neue Jets.» Und dass das Parlament mehr Geld als 5 Milliarden Franken pro Jahr für die Armee zur Verfügung stellen werde, glaube sowieso niemand, so Vollenweider.

### Sein oder Nichtsein

Der Verteidigungsminister ist gefordert. Auf seinem Tisch liegt ein 200-seitiger fundierter Bericht der eingangs erwähnten VBS-Experten-Gruppe, der aber hinsichtlich der Gretchenfrage – wie viele Kampfjets? – eine Auswahl-sendung präsentiert. Hürdenreiche Evaluationen stehen an, die in den Startlöchern stehenden Anbieter werden mit Haken und Ösen lobbyieren und intrigieren. Die Milizverbände beklagen, dass der Draht zu den bürgerlichen Parteien gerissen sei, dass sie vom VBS nicht ausreichend angehört würden. Der ehemalige Armeechef und Militärpilot Christophe Kেকেই hat die Performance der unterlegenen Gripen-Befürworter in einer in der *Revue Militaire Suisse* publizierten Analyse schonungslos zerzaust. Die Nichtkommunikation des VBS habe massgeblich zur Niederlage beigetragen, der argumentative *fil rouge* habe gänzlich gefehlt. Sinngemäss: Alles müsse besser werden.

Die Luftwaffe steht vor dem finalen Crashtest, es geht um Sein oder Nichtsein. Ob Guy Parmelin diesen Kampf führen wird? Ohne Support der Milizverbände wird er nicht gewinnen können. Im Kreise der Armeebefürworter wird spekuliert, der SVP-Magistrat warte nur darauf, das Departement wechseln zu können. ○



## Karrieren

# Nützliches Miteinander

Von Esther Girsberger — Die heutigen Armeeverantwortlichen werben für eine verstärkte Integration der Frauen ins Militär. Das kann nicht schaden.

Ehemann und Söhne verdrehen die Augen, wenn wir durch den Transitkorridor Urnerland fahren. Sie wissen, was kommt: eine minutiöse Beschreibung meiner militärischen Vergangenheit in Altdorf, Erstfeld, Wassen, Göschenen und Andermatt samt dem Befehl, hier und dort anzuhalten, um sich die früheren Eingänge der Bunker anzusehen. Ich gehörte ursprünglich der damaligen Übermittlungskompanie I/37 an, einer gemischten Truppe, die Telefon- und Entschlüsselungsanlagen aufbaute und betrieb.

Aber die in ein paar Jahren militärpflichtigen Söhne – sofern es die Militärflicht in ein paar Jahren überhaupt noch gibt – hören sogar interessiert zu. Tatsächlich war die damalige Zeit in der Armee abenteuerlich – wohl abenteuerlicher als die heutige. Wir waren nur wenige Frauen, und die politische Korrektheit wurde damals noch nicht ad absurdum geführt. So erinnere ich mich an eine Verlegung nach Hospental im Spätherbst. Wir wurden in einer baufälligen Baracke einquartiert, der Wind piffte durch die glaslosen Fenster, es war saukalt. In der Nacht legten sich Männlein und Weiblein aufeinander, niemand verspürte auch nur die geringsten Gelüste ausser dem Bedürfnis, irgendwie zu etwas Wärme zu kommen.

Die bessere Durchmischung, die sich die heutigen Armeeverantwortlichen erhoffen, pflegten wir also auch körperlich, ohne dass irgendjemand auf die Idee kam, den Vorgesetzten der sexuellen Belästigung zu bezichtigen. In den ehemaligen Armeebunkern K6 und K7 im Gott-hardmassiv gab es zwar getrennte Zimmerschläge für Männer und Frauen, aber beim Jassen morgens um ein Uhr wurde nicht gross zwischen Männlein und Weiblein unterschieden – auch die Hierarchien spielten keine

Rolle. Was nach dem Dienst im zivilen Leben fortgesetzt wurde. Wenn man nämlich in den frühen Morgenstunden im Kampfanzug einen Schieber gegen den damaligen Staatssekretär oder den Geheimdienstchef gewinnt, so verbindet das fürs ganze Leben. Ich profitierte im Journalismus immer wieder von diesen in der Armee geknüpften Beziehungen. Recherchierte ich im Umfeld eines Bundesrats und hatte meinen Informanten am Telefon, so wurden zunächst alte Anekdoten aus der Militärzeit aufgefrischt.

Am Rande wurde man während der Dienstzeit selbstverständlich auch über die sicherheitspolitischen Instrumente aufgeklärt, war über die geopolitischen Bedrohungen im Bild und konn-



«Abenteuerlich»: Girsberger (r.), 1990.

te, obwohl die Waffengattungen den Frauen damals verwehrt waren, einigermaßen eine Pistole bedienen. Wenn gegen den Schluss des Wiederholungskurses die überschüssige Munition verschossen wurde, waren nämlich auch wir Frauen dabei – sofern wir denn wollten.

Nach einigen Jahren wurde ich vom damaligen Präsidenten des Divisionsgerichts 6 ermuntert, mich ins Divisionsgericht wählen zu lassen. Der Widerstand sei allerdings gross – die Richter wünschten, unter sich zu bleiben und keine Frauen aufzunehmen. Das stachelte mich natürlich an. Ich motivierte ein zweites Mitglied des FHD (Frauenhilfsdienstes), die heutige Zürcher Stadtschreiberin, sich ebenfalls zur Wahl zu stellen. Als Duo würden wir den Abwehrriegel schon knacken können. Ein Jahr später wünschten ebendiese Richter, dass immer eine Frau bei den Sitzungen dabei sei. Auch sie hatten eingesehen, dass eine Durchmischung nicht nur zu besseren Resultaten führt, sondern gesellschaftlich interessanter ist.

Nun will die Armeespitze einen obligatorischen Informationstag auch für Frauen einführen. Um die dünngewordene Personaldecke zu vergrössern und eine bessere Durchmischung der Armee zu erreichen. Ein solcher geschickt aufgegleister und mit den richtigen Inhalten gefüllter Informationstag kann sicher nicht schaden. Doch die für mich gewonnenen Erkenntnisse und die durch die Armeezeit erreichten beruflichen Vorteile können wohl keine Frau von heute mehr locken. Dafür braucht sie – glücklicherweise – die Armee nicht mehr.

Esther Girsberger ist Publizistin und Moderatorin. Die Zürcherin ist verheiratet und Mutter zweier Kinder. In der Armee leistete sie als Korporal rund 300 Diensttage.

Mörgeli

## Alte raus, Ausländer rein

Von Christoph Mörgeli

Die Zürcher SP-Regierungsrätin Jacqueline Fehr war so sauer über den Ausgang gewisser Abstimmungen, dass sie etwas gegen die Demokratie unternehmen wollte. Ins Visier nahm die rote Winterthurerin die ihr zu konservativ abstimmenden älteren Mitbürgerinnen und Mitbürger. Im Facebook schlug sie im Juni 2016 eine Umwälzung unserer Demokratie vor. Die fehrrsche Diskriminierungspolitik bestand in einem gewichteten Stimmrecht: doppelte Stimme für die Jungen, eineinhalbfache fürs Mittelalter, einfache Stimme für die Alten.

Der Vorschlag kam sogar bei ihren linken Kollegen in Politik und Medien schlecht an. SP-Doyen Helmut Hubacher ärgerte sich grün und blau, dass ausgerechnet eine Genossin «das Prinzip der Demokratie» mit Füßen trat. Sie dürfe alles denken, solle aber bitte nicht alles sagen. Frank A. Meyer bezeichnete Fehrs Rechnung der Entrechtung gar als «Altersrassismus». Ihr Vorschlag bedeute die Abschaffung der Gleichheit der Bürger. Und damit die Abschaffung der Demokratie.

Gewitzt durch solche Erfahrungen, beschreibt Jacqueline Fehr heute raffiniertere Pfade. Wenn sie schon die Alten nicht aus dem demokratischen Prozess rausbringt, will sie wenigstens die Ausländer reinbringen. Neuerdings hat sie sogar ihre bürgerlichen Kollegen in der Zürcher Regierung überrumpelt. Mit deren Segen werden gegenwärtig sämtliche Gemeinden von Fehrs Justizdirektion aufgefordert, ein Schreiben samt Hochglanz-Flyer an die niedergelassenen Ausländerinnen und Ausländer zu verschicken. Diese werden gebeten, noch vor den demokratisch beschlossenen Bürgerrechtsverschärfungen vom 1. Januar 2018 ihre Einbürgerungsgesuche einzureichen.

Das Schreiben ist bewusst so einfach formuliert, dass es auch ein Vierjähriger begreift. Der Flyer besteht aus Piktogrammen und soll auch für Analphabeten verständlich sein. Nach einem erfolgreichen Abschluss einer gelungenen Integration sieht dies nicht aus. Sondern nach einer Masseneinbürgerungsmaschinerie für mutmasslich linksstimmende, bildungsferne Immigranten. Dazu passen die 40000 Briefe der Zürcher SP-Stadtpräsidentin Corine Mauch mit der Aufforderung zur beschleunigten Einbürgerung. Diese Antidemokratinnen haben es nicht begriffen: In der Demokratie bestimmen die Bürgerinnen und Bürger den Spielausgang. Und nicht perfid tricksende sozialistische Schiedsrichterinnen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## SVP gegen das Volk

Von Peter Bodenmann — Ueli Maurer verlor die Gripen-Abstimmung, Guy Parmelin will die direkte Demokratie abschliessen.



Der Dachschaten ist angerichtet: Bundesrat Maurer.

Noch nie war der Westen militärisch so stark wie heute. Die USA rüsten weiter auf. Auch die Europäer, als hätten sie sonst keine Probleme, werden ihre Militärausgaben massiv erhöhen. Im Kampf gegen wen? Alle militärischen Aktionen der letzten Jahrzehnte flopten wie einst der Vietnamkrieg. Der Toten-Totomat: Die Taliban in Afghanistan halten sich erstaunlich gut. Der Irak ist unter der Kontrolle von niemandem mehr. Syrien wird von allen Seiten in Schutt und Asche gelegt. Und in Libyen haben sich Milizen, Terroristen und Schlepper auf Dauer eingenistet. Hunderttausende von Menschen verloren ihr Leben. Millionen sind auf der Flucht. Diese militärische Logik bringt nichts ausser Tod, Zerstörung und Terrorismus. Dies scheinen auch die Britinnen und Briten langsam, aber sicher zu merken. Deshalb haben die Anschläge von Manchester das Land nicht – wie sonst in solchen Fällen üblich – hinter Theresa May vereint. Im Gegenteil, ihr Vorsprung gegenüber Labour ist am Schrumpfen.

Weil Corbyn zu Recht auf zwei Fakten hinweist: Es gibt einen Zusammenhang zwischen der Bombardierung von Libyen und Syrien durch britische Kampfflugzeuge und dem aus diesen Ländern stammenden Terrorismus. Und in der Ära der Innenministerin May verloren 20000 Bobbys ihre Jobs oder erhielten nie einen. Bisher hat in der Schweiz das Volk verhindert, dass unsere Militärbürokratie von wem auch immer

zu teure Kampfflugzeuge kaufen konnte. Ueli Maurer bekam bei der Gripen-Abstimmung eins auf den Deckel, obwohl er fleissig mit einem abdeckbaren Berner-Oberländer-Chalet unterwegs war. Als ob wir ein Volk von Deppen wären.

Guy Parmelin versucht es andersrum. Er liess eine von ihm handverlesen zusammengestellte ausserparlamentarische Kommission Vorschläge unterbreiten. Ausserparlamentarische Kommissionen sind die Schneepflüge des geplanten Neuen. Das wichtigste Resultat der Parmelin-Hampelmänner: Neu soll nicht mehr das Volk über neue Kampfflugzeuge abstimmen, sondern nurmehr das Parlament. Damit unsere Obersten endlich neue *Flugis* bekommen. Das Ziel: Abschaffung der direkten Demokratie zwecks Beschaffung unnützer Kampfflugzeuge, die so oder so über Hard- und Software von den Amerikanern gesteuert werden. Neu bedrohen nicht mehr fremde Richter unsere direkte Demokratie, sondern SVP-Bundesräte und SVP-Parlamentarier. So lobte der SVP-Nationalrat Werner Salzmann – seines Zeichens Vizepräsident der Militärkommission des Nationalrates – im «Echo der Zeit» die Vorschläge der ausserparlamentarischen SVP-Schneepflüge. Der Dachschaten ist angerichtet. Freuen darf sich die GSoA. Sie bekommt Gratismunition frei Haus geliefert. Mehr kann niemand verlangen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Anti-Terror in Leutschenbach

Von Kurt W. Zimmermann — Kann man Terrorismus verhindern, indem man ihn ignoriert? Das Schweizer Fernsehen glaubt das.

Besondere Ereignisse erfordern besondere Massnahmen. Es ist dies eine Grundregel auch im Journalismus.

Nach dem Attentat in Manchester hielten sich die TV-Sender weltweit an diese Regel. Sie schoben Sondersendungen ins Programm. Für die britischen Kanäle BBC, ITV und Sky war das ohnehin klar. Aber auch Sender wie ARD, ZDF, ORF, CNN und Rai warfen den geplanten Ablauf mit Sondersendungen über den Haufen.

Das Schweizer Fernsehen machte keine Sondersendung zum Terroranschlag. Es brachte lieber «Glanz & Gloria» und «Ein Fall für zwei».

Interessant am Verzicht auf Hintergrundjournalismus war die Begründung. «Der mediale Overkill spielt den Terroristen in die Hände», sagte TV-Chefredaktor Tristan Brenn.

Brenn sagte damit, dass es künftig weniger Terrorismus gibt, wenn das Schweizer Fernsehen keine Sondersendung über Terrorismus macht. Das heisst umgekehrt: Gibt es ohne SRF-Sondersendung künftig nicht weniger Terrorismus, sondern gleich viel, dann war der Verzicht auf die Sondersendung falsch.

Natürlich ist das keine journalistische, sondern eine politische Argumentation.

Es stehen sich zwei Sichtweisen gegenüber. Die journalistische Sichtweise sagt, dass nicht die Medien die Wirklichkeit gestalten, sondern die Wirklichkeit die Wirklichkeit gestaltet. Medien haben darum die Realität zu beschreiben, aber nicht ihre Veränderung zum Guten oder Schlechten anzustreben.

Die politische Sichtweise sagt, dass Medien sehr wohl die Wirklichkeit mitgestalten. Medien sind demnach mitschuldig an der Flüchtlingskrise, weil sie zu umfassend darüber berichten. Sie sind mitschuldig am Terrorismus, weil sie zu umfassend darüber berichten. Schon Margaret Thatcher glaubte, der Terrorismus verschwinde, wenn ihm der «Sauerstoff der Publizität» entzogen werde.

Natürlich wird die politische Sichtweise vor allem von Politikern vertreten. Sie können mit Medienkritik von ihrem Versagen ablenken. Denn die Politiker, und nicht die Medien, ordnen in Westeuropa seit zwanzig Jahren die Willkommenskultur an, die dem Kontinent ein massives Terrorismusproblem aufgehalst hat.

Nach jedem Terroranschlag wünscht sich die Politik darum die schnelle «Rückkehr zur Normalität». Normalität bedeutet, dass nicht die



Politische Argumentation: TV-Chefredaktor Brenn.

falsche Politik in den Fokus der Medien rückt, die vermutlich zu den Anschlägen geführt hat. Oft wird diese Strategie der Vernebelung von der Medienwissenschaft unterstützt, die auch durch öffentliche Gelder alimentiert ist. Die Medien dürften «nicht Werkzeug der Täter sein», sagt zum Beispiel der Schweizer Medienprofessor Vinzenz Wyss.

Wir wollen den Verzicht auf eine SRF-Sondersendung zum Anschlag in Manchester nicht zu hoch hängen. Es ist keine Zensur. Aber so etwas wie Selbstzensur ist es doch. Man verzichtet auf journalistische Tiefe, und man kann so die politischen Themen ausblenden, die auch in der Schweiz rund um Manchester höchst kontrovers sind. Es geht um Immigration, Personenfreizügigkeit und Asylpolitik.

Wenn SRF den Terroristen keine Plattform bieten will, dann ist das allenfalls gutherzig und naiv. Der primäre Antrieb von islamistischen Fanatikern ist nicht, in die Primetime von Leutschenbach zu kommen. Ihr Antrieb ist, die Ungläubigen im Westen zu vernichten.

Wenn sie sich in die Luft sprengen, dann warten auf die Märtyrer 72 Jungfrauen mit «Brüsten wie Pfirsiche». Ich bin nicht so sicher, dass sie sich durch den Verzicht auf eine SRF-Sondersendung von dieser Perspektive abhalten lassen. Sie wollen ins Pfirsich-Paradies, nicht ins Fernsehen.

# Nächstenliebe

Von Henryk M. Broder — Zeitgeist am Kirchentag.

Das Frühjahr ist traditionell die Zeit der Theater- und Musikfestivals. Überall zwischen dem Bodensee und der Kieler Förde wird gespielt, musiziert und getanzt – in Bad Tölz, Oberursel, Schwerin, Ilmenau, Solingen, Potsdam, Fulda, Torgau und vielen anderen Orten. Das grösste Festival fand in Berlin statt. Es dauerte fünf Tage, lockte etwa 200 000 Teilnehmer an und hat rund 23 Millionen Euro gekostet: der 36. Deutsche Evangelische Kirchentag.

Es war, wie immer, ein Fest der Nächstenliebe und des Zeitgeistes, denn es ging nicht nur um das Verhältnis der Menschen zu Gott, sondern auch um die bedrohte Natur, die Klimakatastrophe und den Umweltschutz.

Diesem Zweck zuliebe wurde die «Weiterverwendung von Abfallprodukten» wie Pappbecher ausgebaut und für eine «ökofaire Verpflegung» der Teilnehmer gesorgt und das Ganze nach den Regeln des von der EU entwickelten «Eco-Management and Audit Scheme», kurz EMAS, als umweltverträglich zertifiziert.

Der Kirchentag war auch ein Politspektakel. Vier Monate vor der Bundestagswahl nutzen Politiker die Gelegenheit, sich als menschliche Wesen zu präsentieren. Angela Merkel plauderte mit Barack Obama, der neue Vorsitzende und Kanzlerkandidat der SPD, Martin Schulz, vergass für einen Moment das Gebot der Feindesliebe und drohte: «Wer gegen unsere Demokratie vorgeht, gegen den müssen wir vorgehen», die Ministerin für Verteidigung und untaugliches Fluggerät, Ursula von der Leyen, rechtfertigte die Auslandseinsätze der Bundeswehr mit dem Satz: «Wir können uns durch Handeln ebenso schuldig machen wie durch Nicht-Handeln»; mitten in eine Diskussion des deutschen Innenministers Thomas de Maizière mit dem islamischen Geistlichen Ahmad Mohammad al-Tayyeb über den Umgang der Religionen miteinander, Frieden und Toleranz platzte die Nachricht, dass bei einem Anschlag in Ägypten 26 koptische Christen ermordet wurden. Es war, als hätte der Herr eigenhändig Regie geführt, um die Teilnehmer des Kirchentages auf den Boden der Realität zurückzuholen. Landesbischof Markus Dröge, der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, muss die göttliche Warnung überhört haben. Man dürfe, meinte er, die Christenverfolgung in manchen Ländern «nicht dramatisieren».



# Die meisten durften rein

Zwanzig Jahre lang hat die Historikerin Ruth Fivaz-Silbermann zu den Flüchtlingen in der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs geforscht. Ihre Erkenntnisse sind brisant: Die Schweiz hat viel weniger Juden an der Grenze zurückgewiesen als bisher angenommen. *Von Rico Bandle*

Für alle an dem heissen Samstagnachmittag war spürbar: Hier spielte sich etwas Wegweisendes ab. Etwas, was das Bild der Schweiz und vor allem jenes der hiesigen Historiker verändern könnte. Professoren und Experten aus Israel, Frankreich, Italien und der Schweiz waren nach Genf gereist, um als Juroren die Doktorarbeit von Ruth Fivaz-Silbermann in einer öffentlichen Verteidigung zu bewerten und zu hinterfragen. Zusätzlich drängten sich rund hundert Leute in den kleinen Hörsaal im linken Seitenflügel des Hauptgebäudes der Universität. Die Temperatur im Saal stieg von Minute zu Minute und wurde fast unerträglich. Trotzdem blieb das Publikum zweieinhalb Stunden gebannt sitzen.

Verhandelt wurde das Resultat einer fast zwanzig Jahre dauernden Forschung über die Schweiz als Fluchtort für Juden im Zweiten Weltkrieg. 947 Textseiten plus Anhang und Anmerkungen umfasst die monumentale Dissertation von Ruth Fivaz-Silbermann, die nun endlich – mit etlichen Jahren Verspätung – vollendet worden ist.

Das Thema Flüchtlinge und Zweiter Weltkrieg ist auch siebenzig Jahre nach Kriegsende so emotionsgeladen und umstritten wie kein anderes der Schweizer Geschichte. Ruth Fivaz sprach während ihrer Verteidigung von einem «Krieg» zwischen jenen, die der Schweiz möglichst viel Schuld aufbürden wollen, und jenen, die die Rolle des Landes glorifizieren. Als neutrale Forscherin sei es nicht ganz einfach gewesen, sich in diesem Spannungsfeld zu bewegen. Beim Kampf um die Deutungshoheit verläuft die Frontlinie ziemlich genau auf der Trennlinie zwischen der politischen Linken und der Rechten. Wobei die Linke in der offiziellen Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte klar die Oberhand hatte.

Ironischerweise war es der bürgerliche Historiker Edgar Bonjour, der 1970 die berühmt gewordenen Worte aussprach, die unter den tonangebenden Historikern zum Allgemeingut wurden: «Die ganze damalige Generation hat versagt und ist mitschuldig.» Aufgrund des Drucks aus den USA bezüglich der nachrichtlosen Vermögen aus dem Zweiten Weltkrieg setzte die Schweiz in den neunziger Jahren eine «Unabhängige Expertenkommission» ein, die die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg untersuchte («Bergier-Bericht»). Beim Teil über die Flüchtlinge schaukelten sich die beteiligten Historiker gegenseitig hoch in ihrem Ansinnen, eine moralisierende Anklageschrift gegen

die Schweiz zu verfassen. Die damalige Stimmung verleitete Bundesrat Jean-Pascal Delamuraz zur Aussage: «Manchmal, wenn ich gewissen Leuten zuhöre, frage ich mich, ob Auschwitz in der Schweiz liegt.»

Wenn die vielzitierte Weisheit stimmt, dass Geschichtsschreibung mehr über die Zeit aussagt, aus der sie stammt, als über jene, die sie behandelt, so ist der Teil über die Flüchtlinge des Bergier-Berichts bestes Anschauungsbeispiel dafür. Die Schweiz, so waren die von der 1968er Bewegung geprägten Bergier-Historiker von Anfang an überzeugt, habe sich während des Kriegs auf unentschuld bare Weise moralisch verwerflich verhalten. Eine erste Version des Flüchtlingsberichts musste nach heftigen Protesten überarbeitet werden. In der

## Jüdische Flüchtlinge im 2. Weltkrieg

— Die offizielle Forschung (Bergier-Kommission) ging bislang davon aus, dass die Schweiz während des Zweiten Weltkriegs 24 500 Flüchtlinge weggewiesen und damit in den sicheren Tod geschickt habe. Bei der Mehrheit habe es sich um Juden gehandelt.

— Neue Forschungsergebnisse von Ruth Fivaz-Silbermann gehen von maximal 4000 zurückgewiesenen jüdischen Flüchtlingen aus, von denen maximal ein Viertel von den Nazis deportiert wurde.

— Den 4000 zurückgewiesenen stehen mehr als 21 000 aufgenommene jüdische Flüchtlinge gegenüber.

— Vertretungen der Schweiz im Ausland (Botschaften, Konsulate) hatten während des Kriegs 16 000 jüdischen Flüchtlingen das Einreisevisum verweigert, was Ruth Fivaz-Silbermann als «unentschuldbar» bezeichnet.

— Die Historikerin wirft der Bergier-Kommission vor, betreffend der Flüchtlingspolitik schwarzgemalt und vorwiegend die negativen Aspekte ausgeleuchtet zu haben. Die Schweiz habe sich moralisch weder besser noch schlechter verhalten als Schweden, der andere neutrale Staat, der sich in einer ähnlichen Situation befand.

Endfassung gab man Fehler zu: «Irrtümlich war da und dort die Rede davon, die Schweiz habe 30 000 jüdische Flüchtlinge zurückgewiesen.» Die Kommission legte sich schliesslich auf die Formulierung fest: «Für die Zeit von Januar 1940 bis Mai 1945 [die Kriegsjahre] lassen sich rund 24 500 Wegweisungen an der Grenze nachweisen; die Zahl der tatsächlichen Wegweisungen dürfte höher liegen, angesichts der Quellenlage aber nicht mehr exakt zu berechnen sein.»

Weil es im Bericht auch heisst: «Sicher ist, dass es sich bei den bis im Frühling 1944 weggewiesenen Flüchtlingen zu einem grossen Teil um Juden handelte», war fortan in der Diskussion meist von «rund 25 000 jüdischen Flüchtlingen» die Rede, die von der Schweiz «in den sicheren Tod geschickt» wurden. Obwohl von allen Seiten immer wieder, und zwar zu Recht, betont wird, dass die Zahl nichts über das Einzelschicksal aussage, dass so oder so jeder Tote einer zu viel sei, wurde die Zahl doch zum Sinnbild für die Politik einer Generation, die moralisch versagt hat.

## Maximal 4000 wurden abgewiesen

Ruth Fivaz-Silbermann weist in ihrer Dissertation glaubhaft nach, dass diese Zahl weit übertrieben ist. Der Bergier-Bericht habe die Situation schwarzgemalt («noirci»), sagte sie in Genf zu den anwesenden Professoren. Ihre Forschung geht von maximal 3500 bis 4000 zurückgewiesenen jüdischen Flüchtlingen während des Kriegs aus, von denen in der Folge rund ein Viertel von den Nazis deportiert und umgebracht wurde. Dass die Abgewiesenen «in den sicheren Tod geschickt» wurden, könne daher nicht generell gesagt werden.

Fivaz' Zahlen waren schon vor einigen Jahren durchgesickert. Damals war es der französische Anwalt Serge Klarsfeld, der die Arbeit der Bergier-Kommission anzweifelte. Nebst der Überführung von Nazi-Größen wie Klaus Barbie oder Kurt Lischka gehört zu Klarsfelds grosser Lebensleistung, die Biografien aller 76 000 von den Nazis deportierten französischen Juden aufgearbeitet zu haben. Dabei registrierte er fast keine Deportationen nahe der Schweizer Grenze. Deshalb war für ihn rasch klar: Die Zahlen der Bergier-Kommission können nicht stimmen.

Fivaz hat zur Erörterung der Zahlen eng mit Klarsfeld zusammengearbeitet. In Bezug auf die Westgrenze, der das Hauptaugenmerk der Arbeit gilt, sind die Angaben dermassen prä-



*Neue Zahlen:* Kriegsflüchtlinge an der Schweizer Westgrenze bei Les Verrières NE, Juni 1940.

zise, die Quellen dermassen umfassend, dass die Ergebnisse wohl nicht mehr so leicht ins Wanken geraten dürften. Von 15 500 jüdischen Flüchtlingen wurden dort 2850 abgewiesen. Etwas weniger klar bleibt Fivaz' Forschung, was die Vorgänge an den Grenzen zu Nazi-Deutschland und zum Süden anbetrifft. Hier geht es um Hochrechnungen und Annäherungen, die allerdings gut begründet sind.

Bei der von Fivaz genannten Zahl von 4000 abgewiesenen Juden handle es sich um die höchstmögliche Zahl. Erstaunlich scheint bei näherer Betrachtung: Fast alle Flüchtlinge kamen an der Westgrenze (66 Prozent) und der Südgrenze (31 Prozent) an. Aus Nazi-Deutsch-

land schaffte es während des Kriegs kaum mehr ein Verfolgter bis zur Deutschschweizer Grenze.

Hier liegt auch eine Ursache für viele Missverständnisse, wenn über Flüchtlingszahlen die Rede ist: Der grosse Flüchtlingsstrom aus Deutschland und Vorarlberg erreichte die Schweiz vor Kriegsbeginn. Bekannt ist vor allem die Geschichte des St. Galler Flüchtlingshelfers Paul Grüniger, der 1938 und 1939 Hunderten von Juden den Übertritt in die sichere Schweiz ermöglichte. In jenem Zeitraum wurden die Juden verfolgt und vertrieben, die Vernichtung wurde erst 1942 beschlossen. Selbst in den schlimmsten Alpträumen konnte niemand

voraussehen, was den Juden in den folgenden Jahren angetan werden sollte. In der Diskussion allerdings wird die Politik der Vorkriegszeit oft mit jener der Kriegsjahre vermischt.

### Rehabilitation des Bösewichts

Ist der Bergier-Flüchtlingsbericht durch die neuen Forschungsergebnisse obsolet geworden? Die *Weltwoche* hat die beiden am Bergier-Bericht beteiligten Historiker Georg Kreis und Jakob Tanner um eine Stellungnahme gebeten. Kreis hat abgelehnt, Tanner hat auf die E-Mail nicht reagiert. Die beiden waren nicht in Genf präsent, hatten dort aber so etwas wie einen Fürsprecher: den Historiker Hans Ul-

## «Die Schweizer Bevölkerung hat grossartig reagiert»

Ruth Fivaz-Silbermann über die wichtigsten Erkenntnisse ihrer Forschung und die heftigen Anfeindungen von Historikerkollegen.

Seit zwanzig Jahren beschäftigen Sie sich mit den Flüchtlingen im Zweiten Weltkrieg. Wie kamen Sie auf das Thema?

Als 1996 im Genfer Archiv die Flüchtlingsdossiers wiedergefunden wurden, habe ich mich sofort dafür interessiert und konnte dank Jean-Claude Favez schnell am Forschungsprojekt des Schweizerischen Nationalfonds mitarbeiten. Mein Team arbeitete damals parallel mit der Bergier-Kommission. 1999 habe ich zudem gemeinsam mit dem Auschwitz-Überlebenden Willy Berler dessen Lebensgeschichte aufgearbeitet. 2003 erschien das Buch in deutscher Übersetzung («Durch die Hölle», Ölbaum-Verlag).

Ihr Interesse für das Thema ist wohl durch Ihre eigene Familiengeschichte bedingt.

Ich stamme tatsächlich aus einer jüdischen Emigrantenfamilie. Meine Eltern, die aus Wien nach Italien geflüchtet waren, kamen im März 1939 mit einem Visum des Schweizer Konsuls in Venedig über die Tessiner Grenze und wurden dann im September für die Dauer des Krieges interniert. Sie bekamen 1945 Dauer asyl, und ich wurde in Genf geboren.

Die Zahl der zurückgewiesenen Flüchtlinge gehört zu den umstrittensten Themen der Schweizer Geschichte. Wer die Zahl der Bergier-Kommission anzweifelt, muss mit einem Proteststurm rechnen, gerade auch von jüdischer Seite. Sie haben sich trotzdem auf dieses Minenfeld gewagt.

Ich habe eigentlich nicht zu den Zahlen geforscht, sondern zu den Menschen. Zu den Lösungen, die sie gefunden haben, um der tödlichen Verfolgung zu entgehen, und zwar in Bezug auf den Fluchtort Schweiz. Wie kamen sie bis an die Grenze, über welche Wege, mit welcher Hilfe? Was kostete so eine Flucht, und wie konnte man sie überhaupt möglich machen? Und wer half ihnen, auf welchen Wegen? Und, leider, welchen Gefahren liefen sie entgegen?

Am Ende interessieren sich die Leute und vor allem auch die Medien aber doch für die Zahl.



Historikerin Fivaz-Silbermann.

Das Thema «endgültige Zahl der Weggewiesenen» wird in den Medien viel zu sehr in den Vordergrund gerückt. Dabei geht vergessen, dass auch über 21000 Juden während des Krieges aufgenommen wurden. Was natürlich die Tragödie und die Schuld der Wegweisungspolitik nicht mindert. Aber ein Historiker, der sich ernstlich mit dem Thema beschäftigt, muss das ganze Spektrum dieser Geschichte erforschen, das Schöne und das Hässliche.

Was bedeutet die gegenüber dem Bergier-Bericht niedrigere Zahl für die Beurteilung der Schweizer Flüchtlingspolitik?

Die Bergier-Kommission hatte gar nicht genug Zeit, um die Flüchtlingspolitik richtig zu erforschen. Man hat damals einiges überinterpretiert. Die fundierte wissenschaftliche Forschung folgte danach. Jetzt erst sind die Fakten richtig bekannt. Ob das zu einer Neubeurteilung der Flüchtlingspolitik führt, weiss ich nicht.

Der Historiker Edgar Bonjour sagte, die gesamte Schweizer Kriegsgeneration habe in der Flüchtlingsfrage versagt. Was ist Ihre Meinung dazu?

Ich sehe das nicht so. Die Bevölkerung hat grossartig reagiert und heftig Widerstand geleistet, als 1942 die Grenze geschlossen wurde. Auch viele Medien haben sich für die Flüchtlinge eingesetzt. Das hatte grosse

Auswirkung auf die Politik in Bern. In der Gesamtschau kann man sagen: Im Vergleich zu Schweden, dem anderen neutralen und kriegsverschonten Land, hat sich die Schweiz nicht besser, aber auch nicht schlechter verhalten.

Von Deutschschweizer Historikern werden Sie angefeindet. Hans Ulrich Jost hat Sie an der Verteidigung Ihrer Dissertation stark kritisiert, auch Georg Kreis hat sich schon negativ zu Ihrer Arbeit geäussert.

Diese Historiker wehren sich gegen alle, die den Bergier-Flüchtlingsbericht kritisch betrachten. Sie beurteilen die Schweizer Politik und den Polizeichef Heinrich Rothmund gemäss deren Handlungen und Äusserungen im Jahr 1938. Das ist aber falsch. 1942 gibt es einen Bruch, die Politik wurde pragmatisch. Rothmund setzte sich vermehrt inoffiziell für die Flüchtlinge ein, als ihm bewusst wurde, was den Juden in Deutschland drohte. Das will die Historikerszene nicht wahrhaben.

Wie reagieren die Überlebenden und deren Nachkommen auf Ihre Forschung?

Ich bekomme Hunderte Anfragen von ehemaligen Flüchtlingen oder deren Söhnen und Töchtern. Je mehr sie über eine eventuelle Wegweisung erfahren, desto besser. Wenn es sich um eine Aufnahme handelte, sind sie der Schweiz jetzt noch dankbar. Es haben sich sogar Netze von betroffenen Personen gebildet, die sich Informationen austauschen. Meist spüre ich bei den Leuten Erleichterung, wenn sie eine akkurate Information erhalten, selbst wenn diese schmerzlich ist.

Was war in den zwanzig Jahren Forschung die grösste Schwierigkeit?

Das politische Spannungsfeld, in dem man sich befindet. Die extreme Rechte, vor allem die SVP, erwartet eine Rehabilitation der Schweiz. Hinzu kommen Anfeindungen von linker Seite, die den Bergier-Bericht völlig unkritisch liest. Die rationale und wissenschaftliche Mitte ist manchmal schwer zu halten.

Wie kam es eigentlich zur Zusammenarbeit mit dem Pariser Anwalt Serge Klarsfeld?

Ich habe Serge Klarsfeld 1999 persönlich kennengelernt, kannte aber natürlich schon seit Jahren seine Forschungsergebnisse und Bücher. Wir haben für eine Publikation über Juden und das IKRK zusammengearbeitet.



**Können Sie kurz zusammenfassen: Was waren für Sie persönlich die grössten Überraschungen während Ihrer Forschungstätigkeit?**

Ich nenne fünf Punkte. Erstens: die fast sofortige Abschwächung der restriktiven Politik von August 1942, unter dem Druck der Öffentlichkeit. Der Beschluss, die Grenzen zu schliessen, wurde nach wenigen Tagen teilweise rückgängig gemacht. Zweitens: die unterschiedliche Politik an der Nordgrenze, die von der Angst vor Nazideutschland geprägt war, und an der Westgrenze, wo Vichy (fälschlicherweise) als relativ harmlos gesehen wurde. Drittens: die Haltung von Polizeichef Heinrich Rothmund, der bis heute als eigentlicher Bösewicht in der Schweizer Flüchtlingspolitik gilt. Zu Unrecht, wie ich finde. Er versuchte, die Politik des Bundesrats innerhalb seiner Möglichkeiten zu mildern, und war bei der Einzelfallbeurteilung immer grosszügig. Viertens: das extrem unabhängige, flüchtlings- und judenfeindliche Handeln der Grenzwaache im Bereich Neuenburg, Waadt und Wallis sowie des Territorialmilitärs in Genf und im Berner Jura. Reine «Sheriffpolitik», oft gegen den Willen von Bern. Fünftens: die enorme und aufopfernde Arbeit des jüdischen Widerstands, der jede Lücke in der schweizerischen Flüchtlingspolitik zu nutzen wusste. Tausende Flüchtlinge wurden hereinschmuggelt, oft mit gefälschten Papieren (Alter oder Zivilstand).

**Und was ist die wichtigste Erkenntnis aus der Forschung?**

Dass es in dieser Sache kein Schwarzweiss gibt. Es gab fürchterliche Szenen, so wurden zum Beispiel in Genf 66 Kinder oder Jugendliche unter sechzehn Jahren zurückgewiesen. Fünf von ihnen fanden den Tod, das jüngste war fünf Jahre alt. Bern hätte diese Rückweisung nie zugelassen. Es gab aber auch schöne Geschichten. Die Familie aus dem Spielfilm «Das Boot ist voll» (1981) zum Beispiel war in Wirklichkeit zwar tatsächlich ausgeschafft worden, konnte aber einige hundert Meter vom Grenzposten entfernt wieder in die Schweiz zurückkehren. Sie überlebte. Die Ausschaffung hatte scharfen Protest ausgelöst, so dass Rothmund fortan jegliche Ausschaffung an diesem Ort stoppte.

**Ruth Fivaz-Silbermann**, geboren 1946, ist Genfer Historikerin. Eine gekürzte Version ihrer Dissertation zur Schweiz als Fluchtort für jüdische Flüchtlinge wird voraussichtlich 2019 in Buchform publiziert.

Die Fragen stellte **Rico Bandle**.

rich Jost. Der Lausanner Geschichtspräsident kritisierte Fivaz grundsätzlich dafür, neue Zahlen zu den abgewiesenen Flüchtlingen ins Spiel gebracht zu haben. Dies sende ein falsches Signal aus. «Man soll nicht aufgrund der niedrigeren Zahl anders über die Flüchtlingspolitik der Schweiz urteilen», mahnte er, obschon dies gar niemand gemacht hatte. Ein eigenartiges, aber doch symptomatisches Votum: Eigentlich sollte es einem Wissenschaftler zuerst einmal darum gehen, über den untersuchten Sachverhalt möglichst exakt Bescheid zu wissen, auch über Zahlen. Die Interpretation und das Urteil folgen erst an zweiter Stelle. In dieser emotional geführten Debatte scheint für einige Historiker das Umgekehrte zu gelten. Jost intervenierte auch bei einem anderen Punkt. «In Ihrem Versuch, Heinrich Rothmund zu rehabilitieren, sind Sie zu weit gegangen!», sagte er bestimmt.

Heinrich Rothmund war in den Kriegsjahren Chef der Schweizer Fremdenpolizei. Von ihm sind antijüdische Äusserungen verbrieft, bis heute gilt er als Verkörperung der «herz-

---

**«Die real umgesetzte Asylpolitik [...] war besser als der Ruf, der ihr nach dem Krieg angehängt wurde.»**

---

losen Schweizer Flüchtlingspolitik». Ihm wurde nach dem Krieg unterstellt, Erfinder des «J»-Stempels in den Pässen der deutschen Juden gewesen zu sein, was sich später als falsch erwies. Trotzdem gilt Rothmund bis heute als der eigentliche Bösewicht in der Flüchtlingsfrage, auch im Film «Akte Grüniger» wurde er so dargestellt. Fivaz hingegen zeichnet ein gänzlich anderes Bild vom vielgescholtenen Polizeichef.

Die Beschäftigung mit Rothmund sei für sie eine der grössten Überraschungen während der ganzen Arbeit gewesen, sagt Fivaz gegenüber der *Weltwoche*. «Wahrscheinlich war sich Rothmund 1942 als Einziger in Bern völlig bewusst, welche Gefahr den Juden drohte.» Aus Staatsräson habe er die offizielle, restriktive Flüchtlingspolitik stets mitgetragen, sie aber innerhalb seiner Möglichkeiten zu mildern versucht. In der Dissertation stellt Fivaz klar, dass Rothmund sich gegenüber dem Bundesrat gegen die Einführung des «J»-Stempels ausgesprochen hat. Und sie zitiert nazikritische Aussagen Rothmunds nach seinem Besuch in Berlin im Herbst 1942: «Das System des Nationalsozialismus ist nicht anpassungs- oder wandlungsfähig. Es ist total und wird total bis zum schrecklichen Ende durchgeführt werden, wenn es nicht vorher in sich selber zusammenfällt. Weil das System total ist, ist es auch sinnlos, ihm Konzessionen zu machen, weil solche naturgemäss nur als Einlenken auf das totale Mitgehen verstanden werden können.»

Hans Ulrich Jost warf Fivaz vor, selektiv Rothmund entlastende Aspekte herausgepickt zu haben. Sie hielt dagegen: «Jedes einzelne Gesuch von einem jüdischen Flüchtling, das auf seinem Tisch landete, hat Rothmund positiv beurteilt.» Zudem habe sich Rothmund für die Aufnahme von jüdischen Kindern engagiert.

Eine ganz andere Kritik kam von der israelisch-französischen Historikerin Renée Poznanski: Das Schlusskapitel enthalte zu viele Werturteile, das gehöre nicht in eine Dissertation. Fivaz schreibt zum Beispiel, die Verweigerung von Einreisevisa an 16 000 Juden während des Kriegs sei «unentschuldig». Oder sie kritisiert, dass die örtlichen Grenzwaachen in einer Art «Sheriffpolitik» eigenmächtig Flüchtlinge zurückweisen konnten, auch gegen den Willen Berns. Gegenüber der genannten Kritik gab Fivaz zu bedenken, solche klaren Stellungnahmen seien nötig gewesen, um nicht von links oder rechts vereinnahmt zu werden.

Auf die Frage, ob der Bergier-Bericht nun überholt sei, antwortet Fivaz: «Sicher nicht, was die wirtschaftlichen Seiten betrifft (Gold, Devisen, Versicherungen usw.). Auch der Roma- und Sinti-Bericht ist ausgezeichnet.» Was die jüdischen Flüchtlinge angeht, nimmt sie kein Blatt vor den Mund. «In mehrfacher Hinsicht ist der Bergier-Bericht diesbezüglich hinter den Bericht Ludwig [erster Flüchtlingsbericht im Auftrag des Bundesrats von 1957] zurückgefallen», sagt sie. «Die Politik von 1942 bis 1944 wird im Bergier-Bericht fast ausschliesslich aus der Perspektive der xenophoben und judenfeindlichen Politik von 1938 interpretiert.» Auch habe der Bergier-Bericht den zivilen, kirchlichen und jüdischen Widerstand in der Schweiz vernachlässigt: «Tausende Flüchtlinge wurden hereingeschmuggelt, oft mit gefälschten Papieren.»

Hier liegt mitunter das grosse Verdienst von Fivaz' monumentaler Arbeit: Bislang haben sich die Historiker weitgehend auf die Aufdeckung und Anprangerung moralischer Fehlleistungen der Schweiz konzentriert. Fivaz weitet den Fokus aus und zeigt ein kompletteres und differenzierteres Bild der Schweizer Flüchtlingspolitik. Sie widmet sich auch den positiven Aspekten der in weiten Teilen unentschlossenen und von Zufällen bestimmten Politik, ohne dabei eine Reinwaschung oder Glorifizierung vorzunehmen.

Im Schlusskapitel der Dissertation findet sich ein Satz, der ihre Erkenntnisse ziemlich präzise zusammenfasst: «Die real umgesetzte Asylpolitik in den Jahren 1942 bis 1944 [den Jahren des Holocaust], vor allem jene des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements, war weniger restriktiv als offiziell proklamiert, sie war auch besser als der Ruf, der ihr nach dem Krieg angehängt wurde und sich bis heute gehalten hat.»



Die Geister, die man rief.

# Furcht und Schrecken im Schulzimmer

Der siebzehnjährige Amir aus Schaffhausen drohte, seine Lehrer aufzuschlitzen. Gegen Mitschüler wurde er gewalttätig. Trotzdem durfte er im Büro des Schulvorstands beten. Anhand von Protokollen lässt sich der haarsträubende Fall nachzeichnen. Von Philipp Gut (Text) und Kerstin Luttenfeldner (Illustration)

Bis letzten Sommer fiel Amir (Name geändert) kaum auf. Nach den Herbstferien aber änderte sich das Verhalten des Siebzehnjährigen. Der Schüler der dritten Oberstufe im Schaffhauser Bachschulhaus, so stellten die Lehrer fest, habe «oftmals aggressiv reagiert gegenüber Mitschülern, vor allem auch gegenüber Mädchen». Teilweise sei er «gar handgreiflich» geworden. Die Aggression habe sich auch gegen seine beiden Klassenlehrer, eine Frau und einen Mann, gerichtet. Er habe gedroht, «sie abzustechen».

## Schulbehörde spielte Vorfälle herunter

Die Details zu diesem Fall – die *Weltwoche* berichtete («Ich schlitze sie auf», Nr. 14/17) – finden sich in den einschlägigen Protokollen des Stadtschulrats, der zuständigen politischen Behörde. Die Namen der handelnden Personen und einige weitere Angaben sind in den amtlichen Dokumenten geschwärzt. Dennoch lässt sich das Versagen der Verantwortlichen nur schwer kaschieren: Der Stadtschulrat und dessen Präsidentin, Katrin Huber (SP), liessen die betroffenen Schüler

und Lehrer monatelang mit der ständigen Furcht vor einer Gewalttat leben, bevor sie sich dazu durchrangen, die schrillen Alarm-signale endlich ernst zu nehmen. Vor Medien und Öffentlichkeit spielten sie die Vorfälle herunter.

Schulpräsidentin Huber ist nach eigenen Angaben spätestens Anfang Dezember über den gewalttätigen Schüler informiert worden. Sie habe die Situation «allenfalls unterschätzt», sagte sie später an einer Medienkonferenz. Tatsächlich geschah nichts, bis der neue Stadtschulrat Ernst Sulzberger (GLP) am 17. Januar 2017 dem Bachschulhaus einen routinemässigen Antrittsbesuch abstattete. Er habe zuvor vom Fall Amir «noch nichts» gewusst, so Sulzberger.

An der Sitzung des Stadtschulrats vom 25. Januar standen die Probleme mit Amir, die seit Monaten virulent waren, erneut auf der Traktandenliste. «Es ist nicht nur so, dass die Lehrpersonen sich bedroht fühlen, auch die Schüler», heisst es im Protokoll. «Schüler werden geschlagen, und ihre Eltern haben es ihnen verboten zurückzuschlagen.» Schulrat

Sulzberger sprach davon, dass das Lehrerteam «grossen Respekt, teilweise gar Angst» habe. Der Fall sei «schon vor den Weihnachtsferien bekannt» gewesen «und eskaliert jetzt». Gerüchte machten die Runde, Amir sei mit einem Rüstmesser in der Schule aufgetaucht.

Die Lehrervertreter im Stadtschulrat – sie nehmen darin nur eine beratende Funktion wahr – forderten dringend, Amir endlich zu dispensieren. Dies hatte einer der bedrohten Lehrer gegenüber Schulpräsidentin Huber schon Anfang Dezember gefordert. Huber hielt dagegen, eine Suspendierung sei «das letzte Mittel». In der Schulratssitzung vom 25. Januar insistierte allerdings ein Mitglied: Er halte «lieber den Kopf für eine Suspendierung hin», als dass «etwas Anderes passiert». Gemeint war offenbar die mehrfach angekündigte Bluttat.

In derselben Januarwoche fand ein Gespräch mit dem Schüler und seinen Eltern statt, in «sehr entspanntem Rahmen», wie Ernst Sulzberger später vor den Medien betonen sollte. Ganz so entspannt war die Situation allerdings nicht: Das Elterngespräch fand unter

Polizeischutz statt. Den Weg von der Turnhalle in die Schule überwachten zeitweise zwei Polizisten in Zivil. Schliesslich haben nicht weniger als neun Personen Strafanzeige gegen Amir erstattet. «Wir können bestätigen, dass Anzeigen bei der Schaffhauser Polizei erstattet worden sind und die Jugendanwaltschaft nun eine Strafuntersuchung führt. Im Vordergrund der Untersuchungen stehen Drohungen und Beschimpfungen», sagt Jugendanwältin Rahel Jenzer auf Anfrage der *Weltwoche*.

#### «Angst um ihr Leben»

Am 22. Februar tagte der Stadtschulrat erneut. Gleich zu Beginn stellte ein Mitglied einen Antrag auf Ergänzung zu den Protokollen der vorangegangenen Sitzung. Er habe schon am 30. November 2016 verlangt, dass Amir «sofort aus der Schule genommen wird und den Unterricht nicht mehr besuchen darf», heisst es im Protokoll. Und weiter: «Er meint, es müsse jetzt gehandelt werden, wenn wir verhindern wollen, dass eine Lehrperson abgestochen wird oder sogar ihr Leben lassen muss.»

Auch der Vertreter der Oberstufe schlug in dieselbe Kerbe. Lehrer und Schüler fühlten sich «bedroht und haben Angst um ihr Leben». Amir prahle «bei den Schülern mit einem Messer». Auch sonst zeichnet der Lehrer ein Klima ständiger Einschüchterung: Im Schulzimmer dürfe «nicht gelacht werden, da sich der Schüler [Amir, die Red.] sofort angesprochen fühlt und dann ausrastet. In den Schulstunden artet es regelmässig aus und es kommt zu Schlägereien.» Zudem konsumiere Amir «IS-Propaganda» und spucke «Mädchen ins Gesicht und fasst sie an».

Der Fall sei schon im letzten Jahr im Stadtschulrat besprochen worden, mahnt der Lehrer, aber die Hilferufe seien wirkungslos verpufft: «Die Lehrer fühlen sich im Stich gelassen und nicht ernst genommen.» Die Aussage, man könne erst etwas machen, «wenn etwas Konkretes passiert ist», könnten sie nicht akzeptieren, «denn dann ist es zu spät». Der Stadtschulrat unter Präsidentin Katrin Huber sei «nicht aktiv» geworden, obwohl die Fakten schon lange auf dem Tisch gelegen seien: «Alles wird verharmlost.» Er habe Mühe «mit der Art und Weise, wie hier kommuniziert wird», so der Lehrer. Er gebe jetzt dreissig Jahre Schule, und es sei ihm «noch nie ein Typ so unheimlich» gewesen wie Amir.

#### Kein psychiatrischer Grund

Aufschluss geben die Protokolle auch über die Motivation des Siebzehnjährigen. Ein Spezialist, der ihn während der Sportferien abklärte, habe «keinen psychiatrischen Grund für sein Verhalten feststellen» können. Dies deutet darauf hin, dass die mutmasslichen Drohungen und Beschimpfungen tatsächlich einen islamistischen Hintergrund haben könnten.

Die Wut der betroffenen Lehrer über das Abwiegeln und Vertuschen der politisch Verantwortlichen ist nachvollziehbar. Erst nach verschiedenen vergeblichen Vorstössen wurde Amir vor den Sportferien vom Unterricht dispensiert und schliesslich in eine sogenannte Time-out-Klasse verlegt, «verbunden mit einer individuellen Schulung», wie der Stadtschulrat in einer Medienmitteilung betonte.

Doch das ist wohl nur ein Teil der Wahrheit. Denn die Lehrerschaft hat das Abdriften Amirs in seine von Gewaltfantasien bevölkerte Parallelwelt zumindest längere Zeit naiv bis fahrlässig begünstigt. Diesen Schluss legen jedenfalls die der *Weltwoche* vorliegenden Protokolle nahe. Amir habe, heisst es darin, schon in der Primarschule «einen Sonderstatus» genossen. Vor den Weihnachtsferien habe er sich «immer suspendieren lassen», die Mutter sei «nie» aufgetaucht. In der Schule surfe der «Erdogan-Fan» auf «IS-Seiten». Auch dass Amir «radikalisierungsgefährdet» sei, hätten die Lehrer schon seit längerem gemerkt.

Vor allem aber erlaubten sie dem radikalisierten Jugendlichen, in der Schule zu beten. Und dies nicht erst seit dem vergangenen Jahr. Amir habe «schon in der Primarschule gebetet, da seine Eltern dies von ihm verlangen», so das Stadtschulratsprotokoll vom 30. November 2016. Während der ersten beiden Oberstufenjahre habe Amir dann mit ausdrücklicher Erlaubnis des Lehrerteams und des Schulhausvorstands im Bachschulhaus beten dürfen. Der Vorstand, also der Schulleiter, habe ihm sogar sein eigenes Büro zum Beten zur Verfügung gestellt. Erst als das Verhalten von Amir im vergangenen Herbst immer unerträglicher wurde, sei das Thema «Beten» von den Lehrern «in der Teamstunde kontrovers besprochen» worden, wie sich den Protokollen weiter entnehmen lässt. Der direktbetroffene Klassenlehrer wollte Amir das Beten in der Schule nun untersagen, andere Lehrer fanden aber, es sei «nicht konsequent, etwas zwei Jahre lang zu erlauben und es dann im dritten Jahr zu verbieten». Unterdessen machte das Vorbild von Amir bereits Schule: Auch andere Schüler der «Deutschintensiv-Klasse» wollten «während dem Unterricht beten», heisst es im Protokoll vom 30. November.

Am Ende rang sich der Schulrat der Stadt Schaffhausen schliesslich zähneknirschend dazu durch, den Schulen die Weisung zu erteilen, keine Extragebetsräume für muslimische Schüler mehr anzubieten. Doch die Geister, die man rief, wird man wohl so schnell nicht mehr los. Jedenfalls nicht, wenn die Verantwortlichen weiterhin nach Kräften relativieren. Solche Fälle gebe es «immer wieder», fasst Präsidentin Huber die vom Stadtschulrat verbreitete Botschaft zusammen. Das dürfte die betroffenen Schüler, Eltern und Lehrer nicht wirklich beruhigen. ○

DIE WELTWOCH

## Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik lässt sich die Weltwoche auf Ihrem Tablet komfortabel lesen. Mit der Weltwoche-App haben Sie alle Ausgaben seit 2011 zur Verfügung. So verpassen Sie nichts, wenn Sie einmal das Heft nicht zur Hand haben.



Available on the App Store

ANDROID APP ON Google play

# Avenir, wohin mit dir?

Avenir Suisse wurde gegründet als die endgültige Fabrik des vernünftigen Denkens über den Parteien. Mittlerweile ist die Euphorie verflogen. Unter einem neuen Chef ringt der Think Tank um Bedeutung und Profil. Im Innern rumort es. Von Florian Schwab und Mirko Ries (Bild)

Die Nachricht schickte Schockwellen durch die gehobenen Zirkel der Schweizer Wirtschaft: Gerhard Schwarz, der urliberale Chefdenker, ist aus seinem Büro bei Avenir Suisse verbannt worden. Eigentlich, so war es ausgemacht, hätte der ehemalige Direktor nach der Stabsübergabe an seinen Nachfolger Peter Grünenfelder im April 2016 noch etliche Jahre lang ein  *pied-à-terre* in den Räumlichkeiten in Zürich Wipkingen zur Verfügung gehabt – für Buchprojekte und um seinem Nachfolger als Mentor zur Verfügung zu stehen.

Es kam anders. Nach wenigen Monaten war das persönliche Verhältnis zwischen Grünenfelder und Schwarz zerrüttet. Schliesslich forderte Grünenfelder den Vorgänger auf, seinen Schreibtisch zu räumen, was dieser im Frühsommer 2016 auch tat. An der letzten Herbsttagung von Avenir Suisse, dem traditionellen Stelldichein von fast allen, die Rang und Namen haben in der Schweizer Wirtschaft, fehlte Schwarz.

## Rezeptbuch der modernen Bürokratie

Hinter den Kulissen der Organisation verbarg Schwarz seine Enttäuschung kaum. Die Wogen wurden teilweise geglättet, indem der frühere Direktor wenigstens in den 38-köpfigen Stiftungsrat berufen wurde. Weder Schwarz noch Grünenfelder äussern sich auf Anfrage zu dem Zerwürfnis.

Wenige Telefonate im Avenir-Suisse-Umfeld zeigen indes, dass Gerhard Schwarz bei weitem nicht das einzig kontrovers diskutierte Thema in der Stiftung Zukunft Schweiz ist, wie Avenir Suisse mit offiziellem Namen heisst. Neben Schwarz sind auch alle drei «Senior Economists» kurz nach Grünenfelders Antritt ausgeschieden: Alois Bischofberger, Rudolf Walser und Peter Buomberger. In der Programmkommission, einem wichtigen wissenschaftlichen Beratergremium, musste der Basler Ökonom Silvio Borner für Aymo Brunetti Platz machen.

Mag sein, dass der neue Stiftungsdirektor beim 76-jährigen, wenn auch quicklebendigen Borner einfach nur die Altersguillotine niedergehen liess. Der forcierte Wechsel allerdings ist inhaltlich symptomatisch für die Avenir Suisse der Ära Grünenfelder. Auf den staatskritischen Querdenker Borner folgt mit Aymo Brunetti der ehemalige Chefökonom des Bundes, sicherlich hochintelligent, aber eben auch vielfältig verstrickt in die Apparate der Politik, ein staatsnaher Fachexperte, der immer mal wieder Kommissionen der Landesregierung leitet.



«Impact erzielen»: Avenir-Suisse-Direktor Grünenfelder.

Kommen in solchen Personalrochaden neue Akzente durch die Herkunftsprägungen des neuen Chefs zum Ausdruck? Gründungsdirektor Thomas Held war ein blitzgescheiter, schillernder Soziologe mit linkem 68er Hintergrund, den die Lebenserfahrung zum Liberalen machte. Auf Held folgte Schwarz, jahrzehntelang als Wirtschaftschef das freiheitliche Gewissen der NZZ, ein präziser, fast chirurgisch genau argumentierender Intellektueller, der seinen Lesern jahrzehntelang das ordnungspolitische Credo mit unbeirrbarer Brillanz einträufelte: «Mehr Freiheit, weniger Staat». Schwarz wie



*Kritischer Geist:* Held.

## Avenir Suisse läuft Gefahr, die intellektuelle Hofnarrenrolle preiszugeben.

Held setzten bei Avenir Suisse den Ton als überzeugte Verfechter des Privaten gegen Machtfantasien des Staates und der Politik.

Grünenfelder hingegen ist die Staatsskepsis, stellt man ab auf seinen Lebenslauf, nicht gerade mit der Muttermilch eingegeben worden. Bevor er zum Direktor des Think-Tanks ernannt wurde, war er über zehn Jahre als Staatschreiber im Kanton Aargau tätig gewesen. Zuvor hatte er Zürcher Stadt- und Regierungsräten zugearbeitet. Vor exakt zehn Jahren portierte ihn der damalige Zürcher FDP-Ständerat Felix Gutzwiller für das Amt des Bundeskanzlers, allerdings erfolglos. Grünenfelder galt im Aargau als effizienter und talentierter Reformist, aber im Unterschied zu Schwarz und Held fehlen ihm Erfahrungen in der freien Wildbahn der Privatwirtschaft. Sein Werdegang vollzog sich in den geschützten Zonen des Staates.

Was also ist los bei Avenir Suisse? Wir besuchen den neuen Direktor in seinem modern eingerichteten Büro: nüchtern elegante Rechtswinkeligkeit, dazwischen warme Töne und edle Ledersessel in der Bibliothek. Der Chef wirkt nicht wie ein machiavellistischer Umstürzler. Peter Grünenfelder ist sehr höflich, nur manchmal braust er auf, wenn man ihn etwa auf die Fehde mit seinem Vorgänger anspricht. Die Rochaden erklärt er als Ausdruck eines notwendigen und auch vom Stiftungsrat gewünschten Generationenwechsels. Er wolle die Denkanstalt verjüngen und «Impact erzielen». Die Liberalen hätten, sagt er, die «richtige Sprache» noch nicht gefunden.

«Kennen Sie schon unser Prosperitätshaus?», fragt Grünenfelder gleich zu Beginn. Hinter der merkwürdigen Wortschöpfung verbirgt sich sozusagen das methodische Zentralinstrument seines Denkens. Gemeint ist eine Sammlung von über dreissig Faktoren, die den Erfolg der Schweiz erklären und dem Think-Tank als Leitfaden bei der Landesverteidigung

unseres Wohlstands dienen sollen.

In welche Richtung es geht, wird auf Anhieb klar: Grünenfelders oberste Priorität ist die «offene Schweiz» mit den Untertiteln «Verhältnis CH-EU», «EU-Binnenmarkt» und «Post-Multilateralismus», was immer darunter zu verstehen ist. Das Modell erinnert an Grünenfelders Fachgebiet des New Public Management an der Universität St. Gallen, eine Art Rezeptbuch der modernen Bürokratie. Ein Problem muss in möglichst viele Einzelteilchen zerlegt werden, die überschaubar, lernbar und verwaltbar sind.

Doch lässt sich der erfolgreiche Sonderfall Schweiz wirk-

lich so schematisch aufdröseln? Wo liegt der Schwerpunkt? Was will Grünenfelder erreichen? Und was bedeuten Schlagworte wie «Offenheit»? Mehr institutionelle Verbundenheit mit der EU? Oder mehr Unabhängigkeit?

### Nähe zum öffentlichen Sektor

Hauptziel sei die «Sicherung und Mehrung des Wohlstands breiter Kreise der Bevölkerung». Ihm gehe es darum, sagt der Direktor, «das liberal-marktwirtschaftliche Reformrad der Schweiz weiter nach vorne zu drehen.» Schön, aber was genau meint er damit? Grünenfelder zeigt auf sein «Prosperitätshaus»: «Wir legen ein fortschrittliches Modell für unser Land vor, im Gegensatz zu den restaurativen Kräften, die mehr auf den Status quo und Umverteilung aus sind». Aha.

Womit wir beim Kern wären. Wo steht die grünenfeldersche Avenir Suisse in der entscheidenden aller politischen Fragen: «Wie hältst du es mit dem Staat?» Kann der ehemalige kantonale Spitzenbeamte seine gelebte Nähe zum öffentlichen Sektor ablegen? Oder rüstet er die einst staatskritische Denkfabrik zum geistigen Waffenarsenal pseudoliberaler Etatisten um?

Hier setzt die Kritik an. Der Luzerner Wirtschaftsprofessor Christoph A. Schaltegger beobachtet einen Kurswechsel: Seit dem Stabwechsel würden «die ordnungspolitische Orientierung und Argumentation weniger stark gewichtet». Ein anderer Ökonom, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, befürchtet wiederum, dass Avenir Suisse Gefahr laufe, die fruchtbare intellektuelle Hofnarrenrolle gegenüber der Wirtschaft preiszugeben.

Unter Thomas Held ärgerte die Denkfabrik unter anderem die Pharmaindustrie mit der Forderung nach Parallelimporten. Held war auch einer der ersten Bürgerlichen, die die Staatsgarantien bei den Grossbanken anpran-

gerten. Unter Gerhard Schwarz liessen die Nadelstiche etwas nach, aber auch der wirtschaftsfreundliche Ex-NZZler zeigte Biss, als er sich mit einigen Grosskonzernen in der Frage der Managervergütung anlegte. Unter Grünenfelder, so die Kritiker, sei es braver, konventioneller und eben: staatsgläubiger geworden.

Das muss allerdings nicht nur ein Fehler des neuen Chefs sein, sondern könnte auch mit der eigenartigen Konstruktion dieser Intellektuellenfabrik zusammenhängen. Avenir Suisse wurde nach angelsächsischen Vorbildern wie dem Londoner Institute of Economic Affairs, dem Cato Institute oder der Heritage Foundation gebaut. Diese Institute wirken wechselseitig als Einflüsterer der Regierungen oder als geistiges Gegengewicht. Ihr wichtigstes Kapital ist die Wissenschaftlichkeit. Die Argumente müssen kugelsicher sein. Es braucht Substanz. Und Mut.

In einer direkten Demokratie wie der Schweiz, in der sozusagen das ganze Land einen einzigen vielstimmigen Think-Tank bildet, haftete der Neuschöpfung Avenir Suisse immer etwas Künstliches, Gewolltes an. Möglicherweise vermochte der Think-Tank die hochfliegenden Erwartungen seiner Gründer gar nie zu erfüllen – trotz eines Jahresbudgets von mittlerweile 5,5 Millionen Franken.

Im Ur-Manifest «Rückbesinnung auf die eigentlichen Staatsziele» schrieb der damalige

# Pensionierung

- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie spare ich Steuern?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

WK-PT-WW-CHde

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Nestlé-Finanzchef Mario Corti in der NZZ, es gehe darum, die «demokratische Meinungsbildung durch den Aufbau einer marktwirtschaftlichen Denkfabrik zu verstärken». Massgeblich dafür seien «Menschen, die in der Lage wären, die Probleme ganzheitlich anzugehen». Die «Meinungsfindung innerhalb der Denkfabrik» setze «volle Freiheit, Unabhängigkeit und Unvoreingenommenheit voraus».

Parteilpolitik sollte keine Rolle spielen. «Avenir Suisse hat es aus Gründen der Glaubwürdigkeit bislang immer vermieden, parteipolitisch Position zu beziehen», sagt ein Avenir-Suisse-Mann der ersten Stunde, der frühere UBS-Chefökonom Peter Buomberger – einer der kürzlich von Grünenfelder verabschiedeten Senior Economists.

### «Rufer in der Wüste»

In den Anfangszeiten luden die Gründer sogar Reizfiguren wie den SVP-Strategen Christoph Blocher ein, was dieser allerdings ablehnte: An Wissen um das wirtschaftspolitisch Richtige herrsche in der Schweiz kein Mangel. Es fehle aber an Leuten, die den Mut haben, das ordnungspolitisch Richtige durchzusetzen. Heute sieht er sich bestätigt: «Avenir Suisse hat sich zu einem Rufer in der Wüste entwickelt. Es fehlt am Realisieren.» Auch ein anderer Skeptiker der ersten Stunde, der frühere Leiter der Konjunkturforschungsstelle der ETH, Bernd Schips, gibt zu bedenken: «Avenir Suisse hätte ein Gegengewicht zur dominanten Verwaltung werden können.» Dazu sei die Organisation – mit Ausnahme von einzelnen nicht dem Mainstream folgenden Stellungnahmen in der Zeit von Thomas Held – aber «zu unkritisch und konventionell».

Selbst treue Freunde des Think-Tanks kommen ins Grübeln, wenn man sie nach konkreten Ergebnissen der rund 80 Millionen Franken fragt, die Avenir Suisse seit der Gründung ausgeben durfte: Wurde schon jemals eine Idee in die Praxis umgesetzt? Wo sind die bleibenden Spuren? Der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes, Hans-Ulrich Bigler (FDP), operiert mit geringerem Budget als Grünenfelder. Er spricht mit Blick auf die Denkfabrik von einer «sehr überschaubaren» Wirkung.

Die bisherigen Erfolge, findet dagegen Grünenfelder, geben ihm Recht: Einstimmig sei vom Stiftungsrat die «Prosperitätshaus-Strategie mit den fünf Pfeilern und Forschungsschwerpunkten» verabschiedet worden. Die Zahl der Förderer sei auf einem Rekordstand von 143 Organisationen, Avenir Suisse habe an Wirkung gewonnen und sei «als liberaler Leuchtturm» in der Öffentlichkeit präsent.

Die Auffassung, dass es jetzt einen Profi aus der Verwaltung braucht, um den in die Jahre gekommenen Think-Tank der Marktwirtschaft doch noch auf Touren zu bringen, wirkt wie eine Kapitulation vor dem helvetischen Zeitgeist mit seinem unaufhaltsamen Vormarsch

des Staates in der Wirtschaft. Oder ist die Idee, mit einem ehemaligen Staatsbeamten den Rückbau des Staates zu denken, nachgerade genial? Folgende Argumente sprechen dagegen.

### 1 — Fahnenträger des Rahmenabkommens:

Unter Gerhard Schwarz stand Avenir Suisse der Europäischen Union verhalten kritisch gegenüber. «Die volle Binnenmarktintegration» der Schweiz, schrieb der frühere Direktor gemeinsam mit Patrik Schellenbauer, etwa mittels «ausgebauten bilateralen Verträgen», brächten eine «Fülle von flankierenden Regulierungen mit sich». Viele davon, so Schwarz und Schellenbauer weiter, «sind nicht liberal, sondern dirigistisch» und «würden den Wirtschaftsstandort Schweiz schwächen und die persönliche Freiheit des Einzelnen einschränken». Genau solche «ausgebaute bilaterale Verträge» befürwortet hingegen die Avenir Suisse unter Peter Grünenfelder. In der Aussenwirtschaftsstrategie 2016 vom letzten Herbst wird wörtlich ein «ergänzendes Paket an bilateralen Abkommen – «Bilaterale Plus»» gefordert, inklusive «dynamischer Rechtsanpassung», sprich Rahmenabkommen. Grünenfelder verneint einen Sinneswandel. Es handle sich vielmehr um eine konsequente strategische Weiterentwicklung bisheriger Arbeiten. «Gerade in Wirtschaftskreisen» werde «die 3-Säulen-Aussenwirtschaftsstrategie vielfach wohlwollend mitgetragen».

2 — Unsachliche Parteinähe: Ein weiterer Vorgang, der intern Aufsehen erregte, waren Grünenfelders inhaltliche Eingriffe in das sogenannte «Schattenbudget», eine Liste von Sparvorschlägen für den Bund, welche Avenir Suisse vor ein paar Wochen herausgab. Die nach guter alter Avenir-Suisse-Manier in verschiedensten Gremien erarbeitete Publikation, die auch dem wissenschaftlichen Beirat (der «Programmkommission») zugestellt wurde, hätte ursprünglich deutliche Kürzungen bei der internationalen Entwicklungszusammenarbeit vorgesehen. Doch in der abschliesslich publizierten Fassung wurden diese auf unbedeutende 90 Millionen Franken eingedampft. Die Landwirtschaft hingegen sollte mit über 2,5 von 9 Milliarden Franken den grössten Beitrag an die Sparbemühungen leisten. Grünenfelder ist selbst FDP-Mitglied. Er war viele Jahre lang mit der heutigen FDP-Nationalrätin Regine Sauter verheiratet und ist derzeit mit Nationalrätin Christa Markwalder liiert. Von einer unkritischen Haltung gegenüber seiner eigenen Partei will Grünenfelder aber nichts wissen: «Avenir



Urliberaler Chefdenker: Schwarz.

### Statt wissenschaftliche Standardwerke gibt es heute sogenannte «Policy Papers».

Programmkommission, sondern bei den Autoren und beim Direktor von Avenir Suisse. Sie sind das Resultat eines intensiven Arbeitsprozesses im Hause.»

Nebst der inhaltlichen Neuorientierung fallen auch methodische Veränderungen auf. Unter den Vorgängern Held und Schwarz galten Bücher als Fundament: Das Ziel waren wissenschaftlich fundierte Standardwerke. Unter Grünenfelder verlagert sich der Schwerpunkt auf Meinungsartikel und sogenannte «Policy Papers», praktisch orientierte Vorschläge, wie sie beispielsweise regelmässig auch Economiesuisse und der Gewerbeverband auf wenigen Seiten verbreiten. Der ehemalige Chefökonom der Nationalbank und langjährige *Weltwoche*-Kolumnist Kurt Schiltknecht merkt nüchtern an, es habe ihn «von Anfang an erstaunt, dass Avenir Suisse nicht jemanden mit massgeblicher Erfahrung in der Forschung und Analyse» auf den Direktorenposten berufen habe.

Solche Kritik findet Grünenfelder «fast amüsant» – sein Forschungsfeld sei gerade die Public Governance, und für einen Think-Tank sei die «Wirkung am Ziel» massgeblich. Gerade letzte Woche hat Avenir Suisse gegen die flankierenden Massnahmen zur Personenfreizügigkeit Stellung bezogen. Die Kritik kam allerdings nicht in Form einer wissenschaftlichen Studie daher, sondern als politische Handlungsempfehlung. Daniel Lampart, Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, ist «überrascht über die polemische Tonalität». Bislang habe er stets die wissenschaftlichen Papiere des Think-Tanks als «interessante Denkanregungen» begriffen und auch unter seinen Mitarbeitern verteilt. «Aber wenn das der neue Stil ist, dann kann man sich die Lektüre künftig wohl schenken.»

# Mindestens 60 000 Franken zu viel

Schweiz-Tourismus-Direktor Jürg Schmid nimmt nach achtzehn Jahren den Hut. Jetzt muss er Lohnbeiträge zurückzahlen, die er während seines Sabbaticals 2016 bezogen hat.

Von Hubert Mooser

Nach der Reorganisation von Schweiz Tourismus (ST) im Jahre 2015 zog Direktor Jürg Schmid, nach eigenen Angaben ab Mitte Mai 2016, ein drei Monate dauerndes Sabbatical ein. Während dieser Auszeit erhielt er 75 Prozent seines Lohnes ausbezahlt. Nun hat Schmid angekündigt, dass er die Organisation auf Ende Jahr verlässt. Gemäss ST-Reglement müssen Lohnbeiträge, die man während des Sabbaticals bezogen hat, vollständig zurückgezahlt werden, wenn man innerhalb von zwei Jahren die Organisation verlässt. So jedenfalls werde es für das gewöhnliche Fussvolk der Organisation Schweiz Tourismus gehandhabt, versichern Eingeweihte.

## Neue Agentur

Schmid müsste also streng nach Reglement drei Monatsgehälter zurückzahlen. Um wie viel Geld handelte es sich? Das kommt darauf an, welchen Lohn man für die Berechnung bezieht. Schmid's Fixlohn in Höhe von 327 000 (2016) oder den Fixlohn plus Bonus von insgesamt 392 000 Franken. Schmid müsste also Schweiz Tourismus zwischen 60 000 und 75 000 Franken retournieren. ST-Informationenchef Markus Berger bestätigt, nach Rücksprache mit Schmid und Finanzchef Marc Isenring, dass der «gesamte geleistete Beitrag zur Rückzahlung fällig ist». Konkrete Zahlen nennt Berger nicht. Schmid habe die Rückzahlung aber bereits eingeleitet – was auch immer das genau heissen soll.

## Mitte Juni soll er zum neuen Präsidenten von Graubünden Ferien gewählt werden.

Der ST-Chef hat für die Zeit danach grosse Pläne: Einem Branchenblatt vertraute er kürzlich an, sein Ziel sei der Aufbau einer Marketing-Agentur mit zwölf Mitarbeitern. Dafür will Schmid in den Bereichen Tourismus und Hotellerie Aufträge akquirieren.

Ein Mandat hat er schon so gut wie in der Tasche. Mitte Juni soll er zum neuen Präsidenten von Graubünden Ferien (GRF) gewählt werden. Die Branche tuschelt, Schmid werde aber wohl auch Mandate seines jetzigen Arbeitgebers Schweiz Tourismus mitnehmen: «Im Moment ist nicht bekannt, welcher Art die Mandate der Marketing-Agentur von Jürg Schmid sein werden», sagt Informationschef Berger. Allerdings sei es nicht vorgesehen, dass es sich

dabei (auch) um Mandate von Schweiz Tourismus handeln werde. Die Reaktion eines Tourismusexperten auf diese Antwort: Das sei PR-Kauderwelsch und heisse noch gar nichts.

## Wundersame Rückkehr

Mit dem Abgang von Schmid geht eine Ära zu Ende. Er übernahm im November 1999 das Kommando bei Schweiz Tourismus. 2009 kündigte er seinen Wechsel zu den SBB an, als Verantwortlicher für den Personenverkehr. Nach sechswöchiger Einarbeitungszeit trat er im Frühjahr 2010 den Job an, um ihn zehn Tage später wieder niederzulegen. Wie es Schmid geschafft hat, dass ihn der ST-Vorstand postwendend wieder in seine alte Funktion zurückbeförderte, bleibt wohl auf ewig sein Geheimnis.

Im Frühjahr 2016 kam es zu einem kleinen Aufstand der Tourismus-Regionalverbände: Gegen den Willen von ST-Präsident Jean-François Roth und Verbandsdirektor Jürg Schmid drückten die vierzehn Regionalver-

bände mit dem Luzerner Touristikdirektor Marcel Perren einen Vertreter in den Vorstand des Dachverbands. Im vergangenen Jahr gab auch Schmid's Lohn zu reden. Er bezog inklusive Spesen und Nebenleistungen als ST-Direktor gegen 425 000 Franken jährlich – fast so viel wie ein Bundesrat.

## Wer kommt als Nächstes?

Wer auf Schmid folgen soll, ist derzeit noch unklar: Als mögliche Nachfolgerin wird aber die derzeitige ST-Marketingchefin Nicole Diermeier gehandelt. Sie ist allerdings intern etwas umstritten. Auch Vizedirektor Urs Eberhard ist im Gespräch. Er wäre allerdings höchstens eine Übergangslösung, da er bereits sechzig ist. Ein Kandidat ist auch Gilles Dind, Direktor Europa West. Ein weiterer möglicher Thronfolger ist Harry John, der seit Januar 2013 die neue BE! Tourismus AG in Bern leitet. Auch das Wallis mit dem früheren Direktor des Kurvereins Zermatt, Roland Imboden, soll Ambitionen haben. ○



Grosse Pläne: Schweiz-Tourismus-Chef Schmid.

# Wenn der Zeitgeist kippt

In Luzern zeigt eine Frau ihren ehemaligen Lehrer an. Er gibt das Verhältnis zu, verwehrt sich aber gegen den Missbrauchsvorwurf. Der Fall erinnert an eine Geschichte, die ich am Lehrerseminar miterlebt habe. *Von Peter Keller*



*Fatale Liaison*: «Reifezeugnis» mit Nastassja Kinski, 1977.

Erinnerungen sind wie Dominosteine. Ist der erste Stein einmal umgestürzt, kippt die Reihe unaufhaltsam weiter. Wie beim tiefen Fall des Schweizer Starpädagogen Jürg Jegge, 73. Nachdem seine Übergriffe auf Knaben bekannt wurden, haben sich Dutzende andere Opfer gemeldet, die von Missbrauch durch Lehrer und Betreuungspersonen berichten. Darunter Joana A., die im *Tages-Anzeiger* von ihrer fatalen Liaison erzählte. Sie hatte ab 1989 eine Internatsschule in der Zentralschweiz besucht und war «unterernährt an Aufmerksamkeit», wie sie es heute nennt. Einer der Lehrer kümmerte sich um sie, machte aus ihr eine Sechser-Schülerin, gab ihr Platon und Nietzsche zu lesen – und das Gefühl, etwas Besonderes zu sein.

## Klassenlehrer knutscht mit Schülerin

Irgendwann wird die Nähe zur Intimität, sie haben Geschlechtsverkehr in seinem Büro. «Du kriegst lebenslänglich mit so einer Geschichte», sagt Joana mittlerweile. «Er erwischte mich in einer Zeit, in der sich meine eigene Persönlichkeit und meine Sexualität gerade erst entwickelten. Ich musste beides in vielen Jahren mühsam wieder aufbauen.» Teil ihrer Therapie ist die Strafanzeige, die sie gegen ihren ehemaligen Lehrer trotz Verjährung einreichte. Dieser gibt zu, ein Verhältnis mit ihr gehabt zu haben, bestreitet aber jeden Missbrauch. Sie sei damals schon volljährig gewesen.

Erinnerungen sind wie Dominosteine. Auch ich besuchte Ende der 1980er Jahre eine Internatsschule in der Zentralschweiz. Die Anlage schmiegte sich idyllisch in die Seetalers Landschaft. Wo heute Polizisten geschult werden, befand sich das kantonale Lehrerseminar Hitzkirch. Fünf Jahre dauerte die Ausbildung zum Primarlehrer, und es war Brauch, dass man nach der Hälfte der Schulzeit, im sogenannten «Zenit», einen gemeinsamen Ausflug machte. Wir übernachteten in einer einfachen Unterkunft, kochten, tanzten und tranken. Zu später Stunde knutschte unser Klassenlehrer mit einer Studentin aus der Parallelklasse. Jeder sah es, wer schon, wie ich, betrunken im Schlafraum lag, erfuhr es auch so. Das Rumgemache der beiden war das Tuschel- und Kicherthema der folgenden Tage. Der allgemeine Nenner bei uns Jungs war, dass sich Sandra, wenn schon, einen attraktiveren Lehrer hätte aussuchen können als diesen etwas schwammig geratenen Dieter Imfeld (Namen geändert).

Es blieb nicht beim Ausrutscher. Die beiden wurden, wie soll man es sagen, eine Art Paar. Sandra erklärte einem Kollegen ihre Beziehung einmal so: «Weisst du, wir sind nicht mehr Schülerin und Lehrer, sondern Mann und Frau.» Kann man Opfer sein, ohne dass man sich als Opfer fühlt? Bei Dieter Imfeld war der Fall etwas anders. Immerhin handelte es sich bei dieser Schule um die Ausbildungs-

stätte künftiger Lehrpersonen. Ich sprach ihn auf den Vorfall und auf seine diversen Funktionen an: Imfeld war Mitglied der Schulleitung und sollte uns im nächsten Jahr ausgerechnet Didaktik beibringen, also die richtige Form des Unterrichtens. Ich sagte ihm, für mich sei er komplett ungläubwürdig geworden.

Ich erinnere mich an seinen flackernden Blick und wie er mir vollumfänglich beipflichtete, sich gewissermassen vor seinem Schüler für schuldig erklärte, was ihn allerdings nicht daran hinderte, das Verhältnis versteckt weiterzuführen – genauso wenig trennte er sich von seiner Familie, die er uns bei früherer Gelegenheit vorgestellt hatte. Für mich war die Sache damit erledigt. Imfeld gegenüber empfand ich nur Verachtung, insbesondere im darauffolgenden Schuljahr, wo er uns in Didaktik durchwegs mit guten Noten bedachte, wohl um sich keinen weiteren Ärger einzuhandeln. Als Student nimmt man solche Geschenke gerne mit. Korruption findet auf vielerlei Weise statt.

Joana A. beschreibt ihren Lehrer als charismatischen Typ, der am Gymnasium das Unterrichtswesen erneuert, Klassenstunden eingeführt und selbstorganisiertes Lernen durchgesetzt habe. Ein Jegge-Typ eben, ein Reformpädagoge, der den Schülern auf Augenhöhe begegnen wollte, den gesellschaftlichen Anspruch an den Lehrer als übergeordnete Autoritätsperson abstreifte, Nähe zuließ. Jegge verteidigte sich in verschiedenen Interviews mit dem Hinweis auf den damaligen «links-grünen Kuchen», wo man die sexuelle Beziehung zwischen Erwachsenen und Minderjährigen als «revolutionären Akt» diskutiert habe. Der Zeitgeist von gestern kehrt als Gespenst wieder. Die Grünen-Präsidentin und ehemalige Lehrerin Regula Rytz befürwortet eine «wissenschaftliche Aufarbeitung» der Vorkommnisse, wehrt sich aber gegen Jegge, der die Reformpädagogik generell in den Schmutz ziehen wolle. Sie wünscht sich offenbar mehr Differenziertheit im Umgang mit den Alt-68ern, als diese früher gegenüber ihrer eigenen Elterngeneration walten liessen.

Joana A. stürzte ab als junge Frau, geriet zeitweise in die Drogen und macht ihren ehemaligen Lehrer mitverantwortlich für ihr Leben. Was ist aus Sandra geworden? Sieht sie in Imfeld heute einen Peiniger, der ein Abhängigkeitsverhältnis ausnutzte? Oder war es rückblickend bloss eine *Amour fou*? Täter bleiben Täter. Bei den Opfern ist die Sache weniger eindeutig. ○



# Aufstand der Rechtsprofessoren

Seit bald fünf Jahren sitzt Erwin Sperisen, der ehemalige Polizeichef von Guatemala, in Genf ohne rechtskräftiges Urteil in Untersuchungshaft. Namhafte Strafrechtler kritisieren den Verstoß gegen die Unschuldsvermutung und erinnern an das Beschleunigungsgebot. *Von Alex Baur*

Im «Mon-Repos», dem Sitz des Schweizerischen Bundesgerichts in Lausanne, geht man die Dinge gern gemächlich an. Seit August 2012 schmort der ehemalige Polizeichef von Guatemala ohne rechtsgültiges Urteil im Genfer Untersuchungsgefängnis Champ-Dollon. Es geht um eine lebenslängliche Strafe für ein Massaker, das sich 2006 in einem guatemaltekischen Gefängnis zugetragen haben soll – oder aber um eine Entschädigung in Millionenhöhe für fünf lange Jahre unschuldig erlittene Untersuchungshaft. Dazwischen ist nichts. Doch seit bald zwei Jahren lagert der Fall im «Mon-Repos». Die jüngste Beschwerde von Sperisens Anwälten beim Bundesgericht gegen die Haft richtet sich deshalb nicht nur gegen die Genfer Justiz. Das Bundesgericht wird auch über sich selber richten müssen.

Nun erhalten die Verteidiger überraschend Support von namhaften und vor allem auch unverdächtigen Strafrechtlern: Professor und Ständerat Daniel Jositsch (SP) aus Zürich sowie Professor Christian-Nils Robert, ein Spezialist für Menschenrechte aus Genf. Dass sich zwei bekanntermassen linke Rechtswissenschaftler im Fall Sperisen exponieren, mag überraschen. Doch den beiden geht es nicht um Politik, sondern um grundlegende Fragen eines fairen Prozesses: das Recht auf eine angemessene Verteidigung, der Schutz vor Willkür, die Unschuldsvermutung, eine vernünftige Dauer des Verfahrens. Und davon kann nach fünf Jahren kaum noch die Rede sein.

Jositsch befasst sich in einem Rechtsgutachten mit der Frage, ob sich die Schweizer Justiz auf die Aussagen eines guatemaltekischen Kronzeugen stützen durfte. Konkret geht es um den ehemaligen Geheimdienstler Luis Linares Pérez, der für seine Anschuldigungen mit Straffreiheit und einem kanadischen Visum belohnt wurde. Diese richteten sich zwar vor allem gegen den damaligen guatemaltekischen Innenminister Carlos Vielman, waren aber entscheidend im Fall Sperisen.

In einer differenzierten Abwägung schliesst Jositsch eine Verwertung dieser Aussagen nicht a priori aus. In der Schweiz sind Kronzeugenregelungen zwar verboten, weil die Gefahr einer gekauften oder erpressten Falschanschuldigung zu gross ist. Will man sich auf

einen Kronzeugen aus dem Ausland stützen, müssten die Umstände und der Deal, mit denen die Anschuldigungen belohnt wurden, deklariert und dokumentiert sein. Genau das fehlt im vorliegenden Fall aber.



Differenziert: Jositsch.

Innenminister Vielman, der direkte Vorgesetzte von Sperisen, wurde bereits im letzten März in einem Parallelprozess in Madrid freigesprochen («Verschwörer ohne Komplizen», *Weltwoche* Nr. 12/17). Im spanischen Urteil, dessen schriftliche Begründung mittlerweile vorliegt, wird die belastende Aussage des Kronzeugen Linares Pérez als «völlig unglaubwürdig» disqualifiziert.

Ein zweiter vermeintlicher Mitverschwörer, Javier Figueroa, der operative Chef der guatemaltekischen Polizei, wurde schon früher in Österreich freigesprochen. Sperisen, der hierarchisch zwischen Vielman und Figueroa stand, verbleibt damit als einziger Beschuldiger in einer angeblichen Verschwörung, die es nach dem spanischen Verdikt nie gegeben hat. Die ursprünglich eingeklagte Version, laut der Sperisen beim Gefängnismassaker selber geschossen hätte, hat die Genfer Justiz bereits vor zwei Jahren als Hirngespinnst entlarvt.

## Flucht wäre für Sperisen gefährlicher

Hier liegt gemäss Professor Christian-Nils Robert der Kern des Problems. Als der Genfer Staatsanwalt Yves Bertossa im August 2012

Erwin Sperisen verhaften liess, stützte er sich auf einen französischen Zeugen, dessen Aussagen längst widerlegt sind. Indem er die Untersuchungshaft trotzdem fortsetzte, setzte Bertossa sich selber und die Justiz unter Erfolgsdruck. Während alle anderen vermeintlichen Mitverschwörer längst wieder auf freiem Fuss waren, blieb Sperisen weiter in Haft. Dabei hätte es gereicht, den Angeschuldigten bis zum Ende des Verfahrens unter Hausarrest zu setzen, eventuell mit einer Fussfessel. Eine Wiederholungs- oder Verdunkelungsgefahr liegt gemäss Robert schon lange nicht mehr vor. Die Haft sei unverhältnismässig.

Staatsanwalt Bertossa machte vor Bundesgericht Fluchtgefahr geltend. Tatsächlich ist man von Genf aus schnell in Frankreich. Die Verteidiger halten dem entgegen, dass Sperisen im Ausland eine viel grössere Gefahr drohe als in der Schweiz: eine Auslieferung nach Guatemala, wo das ganze Verfahren allenfalls neu aufgerollt würde. Nachdem alle vermeintlichen Mitverschwörer freigesprochen worden sind, wäre es besonders dumm, sich der Schweizer Justiz zu entziehen. Die Freisprüche aus Spanien und Österreich seien zwar nicht bindend für die Schweiz, aber gemäss der Praxis des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte (EGMR) könne sich die Schweiz auch nicht einfach darüber hinwegsetzen. Erwin Sperisen habe vielmehr ein grosses Interesse, dass endlich ein Urteil gefällt werde: in Lausanne – oder dann halt in Strassburg. ○



Hirngespinnste: Erwin Sperisen.

# Stolz und direkte Demokratie

Eine hochkarätige Wirtschaftsdelegation aus Neuseeland lässt sich von den Schweizer Spielregeln begeistern. Doch hiesige Politiker könnten auch von Neuseeland einiges lernen.

Von Beat Gygi

Das Wort «Power» beschreibt gut, wie sich das Raumklima ändert, wenn Simon Power ins Zimmer tritt. Der frühere neuseeländische Politiker und heutige Spitzenmanager bei der Bank Westpac wirkt freundlich, robust und entschlossen. Mit kräftiger Stimme, in präziser Sprache und hoher Geschwindigkeit erzählt der 48-Jährige von den Eindrücken in der Schweiz. Wir treffen ihn in Luzern auf seiner Tournee, die er als Mitglied einer neuseeländischen Wirtschaftsdelegation durch die Schweiz unternommen hat. Soeben ins Hotel zurückgekehrt und innerlich noch auf Touren, schildert er seine Begegnungen mit Schweizer Unternehmen, Politikern und andern Persönlichkeiten: Es sei eindrücklich, wie alle Gesprächspartner mit starker Überzeugung, mit Stolz und inhaltlich ganz ähnlich von den Besonderheiten und zentralen Werten des Landes gesprochen hätten. Er nennt hierfür als Stichworte Wettbewerb, direkte Demokratie, Eigenverantwortung der Menschen und der Gemeinden, hartes Arbeiten, hebt aber auch Firmen hervor, etwa Stadler Rail oder Google.

## Von der Schweiz lernen

Natürlich sind die Neuseeländer ebenfalls tüchtig, unternehmerisch, freiheitsliebend und erfolgreich. Power bringt dies durchaus zum Ausdruck, verschweigt aber auch nicht, wo er Unterschiede sieht: in der direkten Demokratie und der dezentralen Struktur des Landes und der Politik – deswegen seien sie in die Schweiz gekommen. Es ist eine starke Delegation: knapp vierzig Führungsleute, überwiegend Chefs bedeutender Unternehmen, die, zusammengekommen, einen Viertel des neuseeländischen Bruttoinlandsprodukts repräsentieren. Und was noch frappierender ist: Die Wirtschaftsdelegation hat nicht das Anbahnen von Geschäftsbeziehungen im Auge, nein, sie will möglichst viel lernen über jene Spielregeln und politischen Institutionen des Gastlandes, die man zu Hause nicht so kennt. Power hat ein spezielles Auge für solche Themen, er war 2000 bis 2012 in der nationalen Politik, zuerst als Parlamentarier, dann von 2008 bis 2011 in der Regierung als Minister, hauptsächlich für Justiz. Mit Blick auf die Schweiz meint er: «Direkte Demokratie und Dezentralisierung gehören zusammen, das eine ohne das andere geht nicht. Neuseeland ist sehr stark zentralisiert, man kann also nicht einfach fertige Rezepte von der Schweiz übernehmen. Aber es ist faszinierend, das Schweizer System eingehender zu betrachten.»



Bestens positioniert: Christchurch, Neuseeland.

Mit Power ist auch Oliver Hartwich zum Gespräch erschienen, und er sieht etwas mehr Spielraum hinsichtlich einer Übernahme schweizerischer Ansätze. Hartwich ist Direktor des neuseeländischen Think-Tanks The New Zealand Initiative und hat einiges dazu beigetragen, dass die Reise in die Schweiz zustande gekommen ist. The New Zealand Initiative wurde vor fünf Jahren gestartet, Hartwich war von Beginn weg dabei und versucht nach wie vor, wie er sagt, den Neuseeländern die Formel «Dezentral ist unerlässlich» schmackhaft zu machen. Einfach sei das nicht, 91 Prozent der Staatsausgaben würden auf zentraler Ebene getätigt, und in der OECD



Staatwachstum verhindern: Simon Power.

seien nur Irland und Griechenland noch stärker zentralisiert als Neuseeland, die Nachteile daraus seien gewichtig.

Moment – Neuseeland ist doch bestens positioniert, das steht sogar im jüngsten Manifest von Hartwichs Think-Tank, in dem auf achtzig Seiten die dringlichsten Hausaufgaben für die neuseeländische Regierung umrissen werden. Das Land rangiert beim Legatum Prosperity Index, beim Uno-Entwicklungsindex, beim Index wirtschaftlicher Freiheit und beim Weltbank-Index der Geschäftsmöglichkeiten durchgehend auf den ersten Rängen, kennt nur wenig Korruption, bietet viel Freiheit. Und dennoch meint Power: «Wir müssen prüfen, wie die Zentralregierung den lokalen Einheiten mehr Spielraum bieten kann.» Er weist darauf hin, dass in seinem Land die Gemeinden sehr stark von Grundsteuern abhängig seien, andere Länder hätten viel ausgewogenere Mischungen aus Umsatzsteuern, Einkommenssteuern, Unternehmenssteuern. Nach Hartwichs Worten zeigen sich die negativen Wirkungen besonders am Immobilienmarkt. Wohnungen seien für viele vor allem aufgrund einer Angebotsknappheit unerschwinglich geworden. Der Markt funktioniere nicht richtig, weil die Beziehungen zwischen Gemeinden und Zentralstaat nicht stimmten. Bei Entwicklungsprojekten sei es meist so,

dass die Kommunen die Kosten trügen, etwa für den Strassenbau oder für die Erschliessung von Gebieten – dass dann aber, nach erfolgter Besiedelung, das Steueraufkommen daraus überwiegend an die Zentralregierung gehe. Diese habe also reges Interesse am Bauen und am Wirtschaftswachstum, und die Kommunalverwaltungen hätten genau den gegenteiligen Anreiz, nämlich jenen, Entwicklung zu verhindern, denn diese bringe ihnen ja nur Kosten. Dass lokale Behörden und Zentralregierung gegeneinander arbeiteten, müsse überwunden werden. Die Schweiz zeige, wie wichtig es sei, dass die Gemeinden Interesse an ihrer Entwicklung hätten. Hartwich erzählt, er habe vor fünf Jahren in seinem ersten Gespräch mit Bill English, dem jetzigen Premierminister und damaligen Finanzminister, auf dessen Frage, was er, Hartwich, täte, wenn er einen Wunsch frei hätte, geantwortet: «Die Dezentralisierung einführen und auf kommunaler Ebene die Grundabgaben abschaffen.» English habe das damals als verrückte Idee eingestuft, heute würden seine Spitzenbeamten fragen, wann man das endlich umsetze.

### Besuch bei Stadler Rail

Der grösste Widerstand gegen solche Reformen sei aus der Wirtschaft gekommen, da kenne man lokale Behörden eigentlich nur als Verhinderer. Deshalb sei dann die Idee entstanden, Beispiele zu zeigen, bei denen es klappt, anhand des Falls Schweiz. Nachdem zwei, drei prominente Wirtschaftsführer zugesagt hätten, seien auf einmal fast vierzig Interessenten beisammen gewesen, die nun an Ort und Stelle erfahren könnten, dass ein dezentrales Land besser funktioniere. Die Leute seien begeistert, vor allem auch vom dualen Ausbildungssystem. Beim Besuch von Stadler Rail habe die Delegation realisiert, dass eine solche Firmenentwicklung von 20 zu 7000 Beschäftigten innerhalb von dreissig Jahren in Neuseeland kaum möglich wäre – zum einen, weil die duale Ausbildung mit Berufslehre fehle, zum andern, weil ein solcher Erfolg ohne kooperatives Verhalten von Gemeinden und Kantonen kaum möglich wäre.

Welche Kritik hätte Power mit Blick auf die Schweiz zu äussern? Er hält es für vermessen, das Land als Aussenstehender zu kritisieren. Dennoch wird plötzlich ein kleiner Stachel spürbar. Beim Thema Staatswachstum kommt unweigerlich die Frage auf, warum die direkte Demokratie einen steigenden Staatsanteil nicht verhindere; da wirkt der Hinweis, dass in Neuseeland der Staat schrumpfe und die Staatsquote geringer sei als in der Schweiz, wie ein dunkler Tupfer im hellen Bild unseres Landes. Und wenn Power auch anfügt, der Fall Neuseeland sei personenbezogen und hänge stark mit der Regierung zusammen, muss man sagen: Lernen vom andern sollte in beide Richtungen erfolgen. ○

## Führung

# «KMU brauchen frischen Wind»

**Viele Firmen könnten sich durch den Beizug von externen Verwaltungsräten verbessern. Gerade in Familienunternehmen sei das sinnvoll, sagt der Ökonomieprofessor Urs Fueglistaller.**

Unternehmen kommen in der laufenden Generalversammlungs-Saison Schlag auf Schlag mit Informationen über Zuwahlen in ihre Verwaltungsräte an die Öffentlichkeit. Der Rückversicherer Swiss Re meldet, Jörg Reinhardt, Verwaltungsratspräsident von Novartis, und Jacques de Vauleroy, Verwaltungsratspräsident von Axa, und Jay Ralph seien neu in den Verwaltungsrat gewählt worden. Der Versicherer Swiss Life gibt die Zuwahl von Stefan Loacker (früher Konzernchef von Helvetia) bekannt. Bei Roche ist Anita Hauser (Vizepräsidentin im Verwaltungsrat von Bucher Industries und Vertreterin der Ankeraktionärs-Familie) neu im obersten Gremium.

Der Einbezug externer Persönlichkeiten in den Verwaltungsrat wird bei grossen Unternehmen systematisch gepflegt, teils wegen Corporate-Governance-Regeln, teils zur Stärkung des Gremiums durch neue Fähigkeiten oder neue Beziehungen – läuft das bei kleinen und mittleren Unternehmen (KMU) ähnlich?

Nach den Beobachtungen von Professor Urs Fueglistaller, Direktor am Schweizerischen Institut für Klein- und Mittelunternehmen an der Universität St. Gallen, geht man im KMU weniger systematisch an diese Frage heran. In der KMU-Welt sei die Vielfalt bezüglich Führungsstil, Zusammensetzung oder Offenheit der Verwaltungsräte grösser als bei grösseren Konzernen. Vieles hänge stark von der Branche, dem Unternehmen und den Personen selber ab. Er habe externe Verwaltungsräte erlebt, die der Firma sehr viel gebracht hätten, andere hätten sich vergeblich abgemüht, im Gremium etwas auszurichten, ja es gebe Firmen, die seien praktisch immun gegen Einflüsse von aussen.

### Kontrollieren und Hinterfragen

Gibt es heute in der Schweizer KMU-Welt alles in allem genug oder zu wenige externe Verwaltungsräte? Fueglistallers Meinung ist klar: Es gibt zu wenige. Viele KMU würden besser führen und arbeiten, wenn im Verwaltungsrat externe Stimmen stärker mitreden würden. Oder mit seinen Worten: «Externe Verwaltungsräte sind des Guten.» Allerdings müssten sich diese Personen ihrer Aufgabe wirklich bewusst sein, sich genug Zeit nehmen für die

Vorbereitung und Nachbearbeitung der Sitzungen und im Meeting nicht noch E-Mails erledigen. Und sie müssten sich klar sein über ihre Rolle in schwierigen Situationen, wenn es zum Beispiel darum gehe, sich von einem Partner oder Mitarbeiter zu trennen, der sich dreissig Jahre lang verdient gemacht habe, nun aber zum Problem werde. Das müsse der Verwaltungsrat entscheiden, das könnten nicht die Partner, sonst gebe es nur Streit.

Jedoch schon in normalen Zeiten könne ein externer Verwaltungsrat frischen Wind in die Führung bringen, Fragen stellen, die normalerweise unterblieben. Fueglistaller fügt aber sogleich an: «Ein einzelner externer Verwaltungsrat nützt nichts, es braucht mindestens deren zwei, wenn man etwas bewirken will.»

Gerade in Familienunternehmen sei es oft sinnvoll, etwas mehr externe als interne Vertreter zu haben, zum Beispiel

vier und drei. Wenn es um Anregungen und neue Ideen von aussen geht, rät Urs Fueglistaller zudem, sich nicht nur auf den Verwaltungsrat zu verlassen, sondern vermehrt auch an ei-



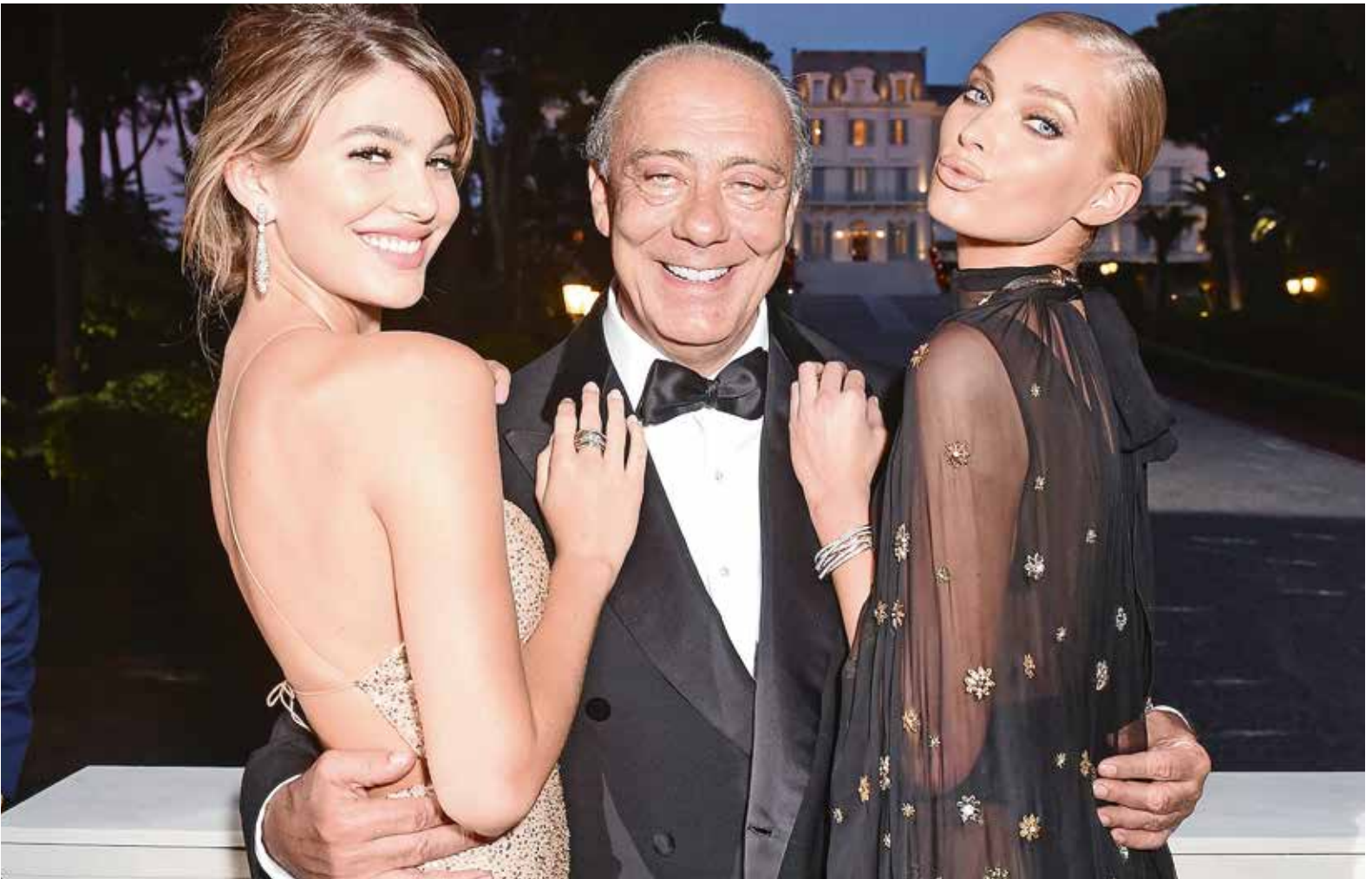
Professor Fueglistaller.

### Der Verwaltungsrat sollte sich nicht von Bonus-Einnahmequellen ablenken lassen.

nen Beirat zu denken. Dieser würde sozusagen parallel zum Verwaltungsrat als Gesprächspartner der Geschäftsleitung dienen.

Urs Fueglistaller wird am Verwaltungsrats-symposium für KMU, das sein Institut am 15. September zusammen mit der Prüfungs- und Beratungsfirma OBT durchführt, diese Fragen wohl noch genauer eingrenzen. Seiner Meinung nach kann ein Beirat sinnvoll sein, um beispielsweise Zukunftsprojekte zu gestalten.

Sollte man die Verwaltungsräte eigentlich am Erfolg des Unternehmens beteiligen? Fueglistaller rät entschieden davon ab. Der Erfolg werde von den operativ tätigen Leuten erarbeitet, während der Verwaltungsrat vor allem zum Kontrollieren und Hinterfragen da sei und sich nicht von Gedanken an allfällige zusätzliche Bonus-Einnahmequellen ablenken lassen solle. *Beat Gygi*



«Globale Kraft»: Juwelier Gruosi mit Begleitung im Hotel «Cap-Eden-Roc» in Antibes, 23. Mai 2017.

## Ein gefährlicher Freund

Fawaz Gruosi ist der Juwelier der Superreichen, ein feiner Kerl und ein grosser Gastgeber. Doch wer genug Geld hat, um seine Träume zu bezahlen, sollte Abstand von ihm nehmen.

Von Mark van Huissing

An einem Juniabend vor fünf Jahren eröffnete Giuseppe Cipriani einen Ableger seiner Restaurantkette auf Ibiza. An einem der grossen Tische im Erdgeschoss sassen Harvey Weinstein, ein New Yorker Filmproduzent, mit seiner Frau Georgina Chapman, einer Londonerin, die eine Modemarke mit besitzt. Oder Flavio Briatore, der viele Jahre Formel-1-Teams führte; seine Frau Elisabetta Gregoraci, eine italienische Fernsehberühmtheit, war ebenfalls dabei. Und natürlich Fawaz Gruosi, mit einer jungen Frau oder mehreren Begleiterinnen, das war schwierig zu entscheiden.

### Vorliebe für schwarze Diamanten

Cipriani, sagt man, ist der Restaurateur sowie Hotelier der Berühmtheiten und Fawaz Gruosi der Juwelier und Uhrmacher ebendieser Leute. Fawaz, wie ihn die Bewohner des *beau monde* nennen, ist der Gründer der Schmuck- und Uhrenmarke de Grisogono, deren Hauptsitz



Florenz, je nach Quelle), der Vater war Libanese, die Mutter Italienerin; als junger Mann arbeitete er für Harry Winston, einen New Yorker Diamantenhändler, in London, danach war er bei Bulgari zuständig für die Betreuung der wichtigsten Kunden des Römer Juweliers. Vor etwas mehr als zwanzig Jahren eröffnete er in Genf zusammen mit Partnern eine Boutique, um von ihm entworfenen Schmuck, zur Mehrheit mit schwarzen Diamanten, die damals noch kaum verwendet wurden, zu verkaufen.

So viel – respektive wenig – kann man in Zeitungen beziehungsweise im World Wide Web lesen. Zudem hat man vielleicht schon Bilder

sich in Plan-les-Ouates, einem Vorort von Genf, befindet, im zweiten Stock eines Geschäftshauses, über einer Migros-Filiale. Der 64-Jährige kam in Syrien zur Welt (oder in

von ihm gesehen: Es handelt sich dabei meist um Schnappschüsse von roten Teppichen, über die er geht. Er trägt einen Smoking oder Abendanzug, die dunkle Haut auf seinem kahlen Kopf glänzt, die schweren Lider über seinen Augen hängen. Mit anderen Worten: Der ältere Mann mit Bauch sieht aus wie der Geschäftsführer eines Nachtlokals. Weiter gibt es

**Eine Ausstrahlung, die dafür sorgt, dass man ihn mag, ob man will oder nicht.**

auf den Bildern Models oder Schauspielerinnen in kleinen, glänzenden Kleidern, die grossen, glänzenden Schmuck seiner Marke tragen und auf ihn hinunterblicken.

Am Dienstag vergangener Woche war er Gastgeber eines Abendessens im «Hôtel du Cap-Eden-Roc» bei Antibes, wo er seit einiger



Zeit jährlich 600 Leute empfängt, von denen 350 Freunde seien, wie er sagt, während im nahen Cannes die Internationalen Filmfestspiele stattfinden; dieses Jahr nahmen

an der De-Grisogono-Dinnerparty etwa Hailey Baldwin, Naomi Campbell, Leonardo DiCaprio oder Lindsay Lohan teil. Doch was biografische Angaben und Bilder nicht verbreiten können, ist Fawaz' Ausstrahlung. Eine Ausstrahlung, die dafür sorgt, dass man ihn mag, ob man will oder nicht. Und dass man sein Freund sein, mit ihm Champagner trinken und Sommerabende am Mittelmeer verbringen möchte. Man seine Geschichten über Berühmtheiten hören und Abenteuer mit ihm und, idealerweise, seinen Freunden erleben möchte.

#### «Man hofft, bis man stirbt»

Fawaz ist auch der Mann von Caroline Gruosi-Scheufele, die sich seit einiger Zeit wieder Caroline Scheufele nennt – das Paar lebt in Scheidung, seit mehr als sechs Jahren. Er hat aus seiner ersten Ehe zwei erwachsene Töchter; die Beziehung von Caroline und ihm blieb kinderlos. Der «Juwelenkönig» (*Blick*) und die heutige künstlerische Direktorin sowie Mitbesitzerin von Chopard, einer Genfer Uhrenmanufaktur und Schmuckherstellerin, heirateten 1995. Damals war de Grisogono, Fawaz' Marke, jung und konnte wahrscheinlich Kapital gebrauchen (das private Unternehmen gab und gibt nur wenige Zahlen heraus). Im Jahr 2000 begann er mit der Herstellung teurer Uhren, zwei Jahre später beteiligte sich die Familie Scheufele – Carolines Familie kommt aus Pforzheim in Baden-Württemberg, seit dem Kauf von Chopard in den 1960er Jahren leben die Mitglieder auch im Kanton Waadt, von den Redaktoren der *Bilanz* wird das Vermögen der Scheufeles auf 1,5 bis 2 Milliarden Franken geschätzt – an seinem Unternehmen (Quelle: *Le Figaro*). 2007 kaufte Fawaz der Familie ihre Anteile wieder ab. Und 2012, ein Jahr oder so nachdem sich Fawaz und Caroline getrennt hatten, fand er eine neue Mehrheitsaktionärin: Isabel dos Santos. Die älteste Tochter des Präsidenten von Angola soll rund 100 Millionen Franken für 75 Prozent der Marke bezahlt haben. Fawaz hält noch 15 Prozent des Unternehmens, das 2015 etwa 90 Millionen Jahresumsatz erzielt haben soll.

Handelte es sich bei Fawaz und Caroline am Anfang um eine Lovestory? Gut möglich, doch wer weiss das schon ausser den beiden? Er sagte mir vor vier Jahren, als ich ihn fragte, ob er noch Hoffnung habe, dass sie zusammenblieben: «Man hofft, bis man stirbt.» Er sagte allerdings auch, die Schuhe an den Füessen eines Mannes sollten älter sein als die Frau an seinem Arm, was in diesem Fall auf gegen sechzigjährige Schuhe herauskäme. Und er ist seit ungefähr

drei Jahren verlobt mit Sophie Anastasia Taylor, einer Britin, deren Haupttätigkeit sei, ihn zu begleiten, so Fawaz. (Eine Sprecherin von Chopard sagte, Caroline Scheufele äussere sich nicht zu Fawaz Gruosi.)

Zweite Frage: Ist er jetzt ein Angestellter der Familie des Präsidenten von Angola? «Ich arbeite eigentlich nicht für die Familie dos

#### «Ich brauchte einen Partner, mir ging es um das Überleben der Firma.»

Santos, sie haben in de Grisogono investiert, wir haben jetzt sechs Aktionäre.» – «Und ist José Eduardo dos Santos ein Diktator?» – «Ich denke nicht, ich habe ihn nie getroffen. Diktatoren sind aus der Mode, nicht? Ich brauchte einen Partner, mir ging es um das Überleben der Firma, um die Familien der 200 Leute, die für uns arbeiten, und um unsere Zulieferer. Ich sah darin nichts Schlechtes, doch wenn man das Schlechte sehen will, findet man immer etwas», sagte er weiter.

Was das Geschäftliche angeht, war die Beteiligung von Isabel dos Santos, Angolas grösster privater Investorin, und ihrem Ehemann Sindika Dokolo, einem kongolesischen Geschäftsmann und Kunstsammler, an de Grisogono wohl ein guter *move*. Die erste Familie Angolas hat sich dadurch eine Verkaufsorganisation geholt, die ihre Rohdiamanten – diese gehören



Gruosi, Gattin Caroline, mit der er in Scheidung lebt.

zu den grössten und wertvollsten der Welt – an die richtigen Leute bringen kann, an Fawaz' Freunde nämlich. Und die den richtigen Ruf hat, das ist nicht ironisch gemeint, um beste Preise zu erzielen: Als «globale Kraft sowie Verkaufsgenie» werden de Grisogono respektive Fawaz etwa auf *Telegraph.co.uk* beschrieben.

Ist Fawaz ein guter Unternehmer oder ein schlechter? Ein guter, weil er seine Firma, mit zurzeit etwas mehr als 100 Mitarbeitern, seit 23 Jahren über Wasser hält. Und wunderschöne sowie die vielleicht auffälligsten Schmuckstücke beziehungsweise ausgefallensten Uhren der Welt herstellt. Ein schlechter, da er sein Geschäft wenigstens zweimal an den Rand des Abgrunds geführt hat. Und wohl bloss darum nicht abgestürzt ist, weil er jemanden gefunden hat, der Geld, viel Geld eingeschossen hat. Fawaz, darf man vermuten, *got high on his own supply* (berauschte sich an seiner eigenen Ware), das heisst, er verliebte sich in die Art, wie seine Kundschaft lebt – und wollte ihr Leben. Was einerseits lustig ist, weil es wiederum Superreiche gibt, die sein möchten wie er – cool, selbstsicher, weltmännisch –, und andererseits traurig, weil er am Schluss, wenn die Party vorbei ist, die Lichter angehen und die Rechnung bezahlt werden muss, eben kein Superreicher ist, sondern nur ihr Juwelen- und Uhren-guy.



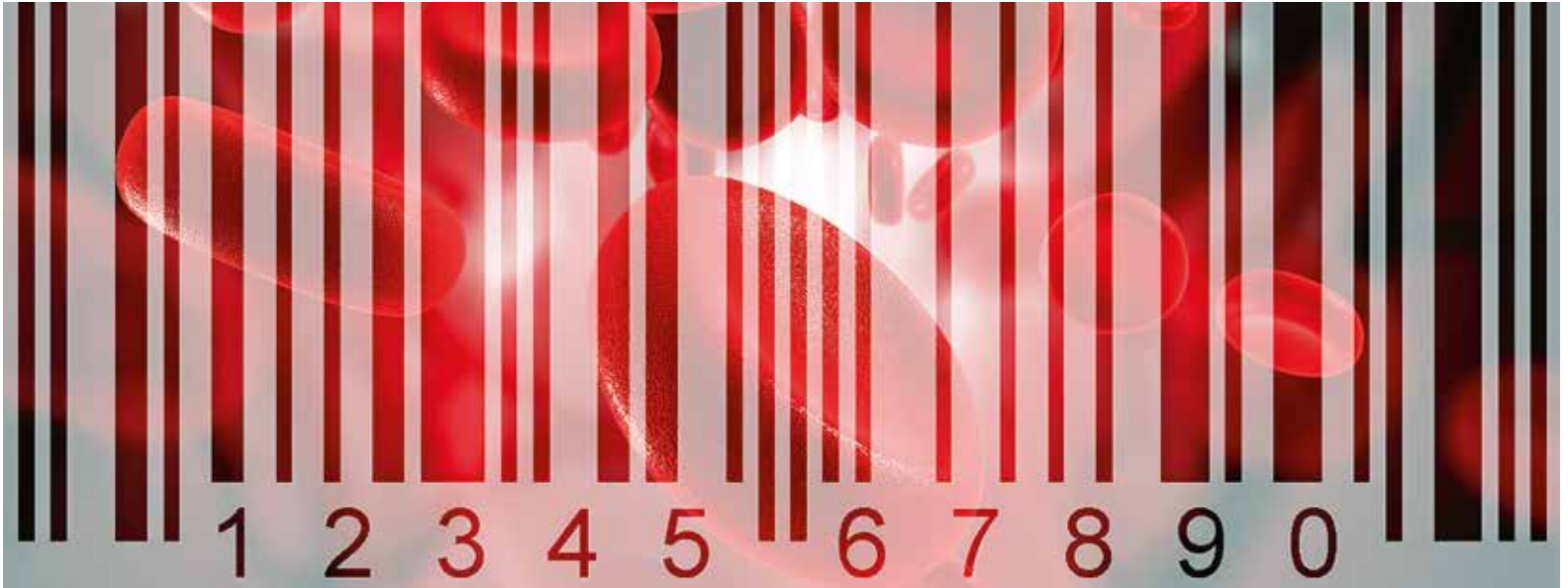
#### Wer bezahlt die Träume?

Doch das ist wahrscheinlich eine Betrachtung, die nur machen kann, wer Fawaz aus sicherer Entfernung, aus Zeitungen und Zeitschriften beispielsweise, beobachtet oder kennt. Sobald man näher an ihn herankommt, baut man Vorbehalte ab, zerstreut Zweifel. Dann möchte man ihm die nächste Kreation abkaufen, falls man könnte. Damit er weiter seine Träume verwirklichen kann, die plötzlich auch die eigenen sind, obwohl man die längste Zeit nicht wusste, dass man solche hat. Oder man möchte gleich sein Unternehmen kaufen, weil man vielleicht meint, man werde dann ein Leben und Freunde haben wie er.

Wer das dazu nötige Geld nicht hat, kann sich ohne Gefahr von Fawaz einladen lassen. An die nächste De-Grisogono-Dinnerparty in Antibes. Oder seinen Geburtstag, den er am 8. August, wie immer, im «Billionaire Club» seines Freundes Briatore auf Sardinien feiern wird; heuer wird er 65. Doch wenn man die Träume, das Leben und die Geschäfte des Fawaz Gruosi, dieses vielleicht schlechten Unternehmers, bestimmt feinen Kerls und hervorragenden Verkäufers, dieses gefährlichen Mannes also, bezahlen kann, sollte man besser zu Hause bleiben. Oder wenigstens Abstand nehmen. Vor allem als Frau. ○

# Blut lügt nicht

Neue bahnbrechende Analyse-Methoden machen es möglich, im Blut schwimmendes Erbmateriale zu entziffern. Eine simple Blutprobe kann so ziemlich alles über den biologischen Zustand des Menschen verraten. Nicht nur die Vergangenheit, auch künftige Gesundheitsrisiken werden lesbar. *Von Alex Reichmuth*



«Es hat eine medizinische Revolution begonnen.»

Martin Widschwendter ist einer der Spitzenforscher, die auf die Karte «Flüssigbiopsie» setzen. Die Methode ist die derzeit wohl grösste Hoffnung im Kampf gegen Krebs. Der gebürtige Österreicher hatte als Chirurg viele Frauen an Eierstock- und Brustkrebs leiden und sterben sehen. «Bei den herkömmlichen Therapien gab es kaum Fortschritte. Ich hatte den Eindruck, dass man anders vorgehen müsse», sagt Widschwendter. Darum wechselte er vor zwölf Jahren ans University College London.

Flüssigbiopsie bedeutet, dass man aufgrund des Bluts auf Krankheiten schliesst. Blutproben sind in der Medizin zwar nichts Neues. Doch seit man dank moderner Computertechnologie riesige Datenmengen verarbeiten kann, vollzieht sich ein medizinischer Umbruch. «Es hat eine medizinische Revolution begonnen, in ihrem Mittelpunkt steht das Blut», schreibt der Biologe Ulrich Bahnsen in seinem Buch «Das Leben lesen».

Bei Flüssigbiopsien dreht sich alles um zellfreies Erbmateriale, das im Blut schwimmt. Es ist ein ganzer Trümmerhaufen an Gensequenzen, die vom Saft des Lebens mitgetragen werden. Dieses Materiale stammt von abgestorbenen Zellen und spiegelt den Zustand der Organe wider, ja des Menschen insgesamt. Diese Erkenntnis ist zwar nicht neu. Doch bis vor kurzem war es nicht möglich, dieses Genmateriale zu entziffern, geschweige denn herauszufinden, von welchen Körperstellen das Erbmateriale stammte. Doch nun steht die ent-

sprechende Technologie bereit. Die modernste Methode, um Blut genetisch zu analysieren, nennt sich Next-Generation-Sequencing. Sie lässt sich in der Krebsmedizin nutzen. Denn Tumoren sondern, wie normale Organe auch, ständig Erbmateriale ins Blut ab.

## «Unser Blut spricht»

Martin Widschwendter hat nun einen Test entwickelt, um frauenspezifische Krebsarten mittels Blutproben nachzuweisen. Damit könnten mühsame Mammografien und belastende Gewebeentnahmen hinfällig werden. Zudem ist der neue Bluttest zuverlässiger als bisherige Nachweismethoden. Damit wird auch eine Heilung von Brust- und Eierstockkrebs wahrscheinlicher. Widschwendter ist Leiter des Forschungsprojekts EpiFemCare, das von der EU mitgetragen wird und vor kurzem zu Ende ging. Der Publikationsprozess zu seinem Krebstest läuft noch, so dass er über die neusten Resultate nicht sprechen darf. Dass die Resultate aber spektakulär sind, steht ausser Zweifel.

Die Firma GATC Biotech in Konstanz ist eine von Widschwendters Wissenschaftspartnerinnen. Sie ist seit 1990 spezialisiert auf die Analyse von Genmateriale – wobei der Humanbereich nur eines ihrer Tätigkeitsfelder ist. Next-Generation-Sequencing habe einen Quantensprung bedeutet, sagt CEO Peter Pohl zur *Weltwoche*. «Das ist vergleichbar mit dem Wechsel von Kupferkabel zu Glasfaserkabel in der Übertragungstechnik.» Die Entzifferung

von Genmateriale sei viel einfacher, schneller und erst noch billiger geworden.

Noch ist die Technik für die Genanalyse mittels Blut nicht perfekt. Doch sie entwickelt sich rasch. Spätere Generationen könnten im Rückblick von einem der ersten grossen Wissenschaftsumbrüche des 21. Jahrhunderts sprechen. Erst vor einigen Tagen hat der Basler Pharmakonzern Roche ein neues «Analyse-Kit» auf den Markt gebracht, das Blutbiopsien in der Krebsforschung weiter vereinfacht. «Unser Blut spricht», bringt es Buchautor Bahnsen auf den Punkt. Es sind Geschichten von Leben und Tod. Die Möglichkeiten, die sich eröffnen, sind faszinierend, haben gleichzeitig aber etwas Unheimliches.

1990 startete das Humangenomprojekt (HGP), ein internationales Verbundprojekt mit dem Ziel, das Genom des Menschen zu entschlüsseln. Das war damals ein irrsinnig anmutendes Unterfangen. Das Projekt dümpelte einige Jahre vor sich hin. 1998 verkündete der selbstbewusste US-amerikanische Biochemiker Craig Venter, schneller als das HGP sein zu wollen. Die Konkurrenten fanden schliesslich zu einer Zusammenarbeit, und 2003 war das Genom eines ersten Menschen mit Milliarden an Details entziffert. 2012 waren dann bereits die Erbanlagen von tausend Menschen entschlüsselt.

Inzwischen sind die Codes Hunderttausender Menschen bekannt und hinterlegt. Sie dienen den Forschern als gewaltiger Datenfundus, als Referenzwerte für ihre Bemühun-

gen, die Natur des Menschen zu verstehen und zu erklären. Dass die Wissenschaftler nur noch eine simple Blutprobe brauchen, um genetisch Normalem und Abnormalem auf die Spur zu kommen, erleichtert den Fortschritt ungemain.

So ist der erste medizinische Umbruch dank Flüssigbiopsien bereits Geschichte: der in der Pränataldiagnostik. Früher musste man in den Bauch einer Schwangeren stechen und dem Fötus Gewebematerial entnehmen, um dessen Gesundheitszustand zu ergründen. Der Vorgang ist gefährlich, stirbt doch bei der Entnahme etwa jeder hundertste Fötus. Heute aber genügt eine Blutprobe der Mutter: Auch ein Fötus hinterlässt darin seine Genfragmente, da sein Blut über die Nabelschnur mit dem der Mutter verbunden ist.

### Kind gesund, Mutter krank

Der chinesische Mediziner Dennis Lo war 2010 der Erste, der das Genom eines Fötus aus dem Mutterblut entziffern konnte. Er entwickelte danach einen Test, um schwere genetische Defekte wie das Down-Syndrom zu detektieren. 2013 verkündete der britische Pränatalmediziner Kypros Nicolaides, dass sich Trisomien wie das Down-Syndrom mit der neuen Blutbiopsie zuverlässiger nachweisen liessen als mit der invasiven Methode. In der Schweiz wird dieser Test inzwischen von der Krankenkasse bezahlt.

Ob es gut ist, wenn Eltern vor der Geburt immer mehr über die Gesundheit ihres Kindes wissen, um allenfalls über eine Abtreibung zu entscheiden – darüber gehen die Meinungen auseinander. Doch der technische Fortschritt scheint unaufhaltsam: Letztes Jahr präsentierte die amerikanische Firma Sequenom, einen Rundumtest für Schwangere, der nebst Trisomien eine ganze Reihe anderer Genkrankheiten nachweist.

Der neue Pränataltest spielte eine zentrale Rolle, dass Forscher das Potenzial von Blutproben in der Krebsdiagnostik erkannten: Manche Schwangere zeigten ein auffälliges Blutbild, hatten aber gesunde Föten. Das Rätsel war bald gelöst: Diese Frauen selber hatten Krebs. Die Erbrückstände von Tumoren glichen denen von Föten. Denn biologisch gesehen sind Föten wie Tumoren Parasiten in einem Frauenkörper. Bei Krebs war allerdings bald klar, dass alles viel komplizierter ist als gedacht. Die Forscher erkannten, dass es nebst dem eigentlichen Genom ein sogenanntes Epigenom gibt, das zentral ist für die Entstehung von Tumoren. Beim Epigenom handelt es sich chemisch gesehen etwa um Methylgruppen, die sich an bestimmte Ge-

ne angehängt haben – eine Art Software, die auf der Hardware spielt. Das Epigenom entscheidet, welche Gene aktiv werden, und ist unter anderem dafür zuständig, dass aus Stammzellen spezifische Zellen wie Muskel-, Leber- oder Hautzellen werden. Auch Tumorzellen zeigen, nebst Veränderungen im Genom selber, typische Epigenom-Muster. Das stellte sich bald als Chance heraus, denn das Epigenom ist ebenfalls im Blut ablesbar. Es verrät insbesondere, in welchem Organ sich ein Krebsherd befindet. Ärzte wissen somit, wo sie suchen und allenfalls operieren müssen.

### Blutbild als «Livestream»

Generell hat der Nachweis von Tumoren über das Blut grosse Vorteile. «Je früher Krebszellen erkennbar und charakterisierbar sind, umso eher kann man die Krankheit heilen», sagt Peter Pohl von GATC Biotech. Doch der Nutzen geht weit über die Diagnose hinaus: Im Blut eines Patienten kann man erkennen, ob eine gewählte Therapie nützt. Es handelt sich um eine Art «Livestream»: Verändert sich die Hinterlassenschaft des Tumors, kann man von einer Wirkung ausgehen. Ansonsten ist es besser, abubrechen, den Patienten vor Nebenwirkungen zu bewahren und auf andere Art zu versuchen, ihm zu helfen. «Die Methode der Flüssig-

biopsie dient heute zunehmend mehr zur Überwachung von Therapien», sagt Krebsforscher Martin Widschwendter.

Die Forschung arbeitet derzeit intensiv daran, die Genome Zehntausender von Tumoren zu entziffern und zu katalogisieren. Die klassische Unterteilung in 230 Krebstypen ist längst Geschichte. Es zeigte sich, dass diese Typen genetisch zum Teil völlig verschieden sind – andere sich hingegen unerwartet gleichen. So wird erkennbar, warum Medikamente bei einigen Patienten helfen, bei anderen hingegen wirkungslos sind: Eine Therapie kann nur nützen, wenn der Krebstyp eines Patienten auch der ist, für den

man ihn hält.

Es wird wohl bald Krebstests geben, die so zuverlässig sind, dass sie in der breiten Bevölkerung angewendet werden. Flächendeckende Früherkennungsprogramme seien aber ein zweischneidiges Schwert, sagt Peter Pohl: «Ohne Anlass Krebsherde zu suchen, macht nur Sinn, falls man eingreifen kann, wenn man sie nachweist.» Auch Überbehandlung ist ein Problem: Manch herkömmliches Programm zur Krebsfrüherkennung schadet heute insgesamt wohl mehr, als sie nützt. Etwa bei Prostatakrebs: Viele ältere Männer haben Krebszellen in ihrer Vorsteherdrüse. In vielen Fällen bleiben die Krebsherde aber ungefähr-

lich. Operiert man dennoch, besteht für den Patienten das Risiko, inkontinent und impotent zu werden. Zu schnell zum Skalpell zu greifen, kann fatal sein.

### Verjüngte Mäuse dank neuem Blut

So bedeutend der Nutzen von Flüssigbiopsien für Tumorkranke ist, so beunruhigend ist die Vorstellung, dass eine simple Blutprobe künftig so ziemlich alles über den biologischen Zustand eines Menschen verraten kann: wo in seinem Körper Krebszellen vorhanden sind; wie gross sein Risiko ist, in den nächsten Jahren krank zu werden; wie hoch seine verbleibende Lebenserwartung ist. Aber die Entwicklung scheint nicht aufhaltbar: Forscher in Kalifornien haben nachgewiesen, dass sich die Organe alter Mäuse verjüngen, wenn den Mäusen das Blut junger Artgenossen in die Adern verabreicht wird. Blut scheint nicht nur ein Indikator der Gesundheit zu sein, sondern den Körper selber ein Stück weit zu steuern. Damit steigt die Hoffnung, den Ursachen von Alterskrankheiten wie Alzheimer, ja dem Altern selber auf die Spur zu kommen.

Ulrich Bahnsen: Das Leben lesen. Was das Blut über unsere Zukunft verrät. Droemer Knaur. 272 S., Fr. 28.90



Firmengründer Pohl.

Es verrät, in welchem Organ sich ein Krebsherd befindet.

### Gegendarstellung

Zum Artikel «Komplott erfunden», erschienen in der Weltwoche Nr. 18/17

Die Weltwoche schreibt in einem Artikel über den «Fall Walker», die Sendung «Rundschau» habe kleinste Indizien für die Komplottthese riesig aufgebauscht und alles, was dagegen sprach, ignoriert. Dies ist nicht richtig. Die «Rundschau» hat ausgewogen berichtet und die Zuschauer nicht getäuscht. Weiter schreibt die Weltwoche, das Bundesgericht habe die «Rundschau» auch bezichtigt, versucht zu haben, das Gericht mit selektiven Schwärzungen ihrer Beweisunterlagen in die Irre zu führen und zu täuschen. Dies ist nicht richtig. Das Bundesgericht schreibt, dass das SRF in dem eingereichten Dokument Schwärzungen «offenbar selektiv vorgenommen» hat und der «Sinn des Dokuments dadurch verändert wurde», was einer «eigentlichen Manipulation» gleichkomme. Wir halten dazu fest, dass die Dokumente gerichtlich herausverlangt wurden und die Schwärzung deshalb selektiv erfolgte, weil eine falsche Anschuldigung verhindert werden sollte.

Schweizer Radio und Fernsehen (SRF)

Die Weltwoche hält an ihrer Darstellung fest. Sie stützt sich auf das Urteil des Bundesgerichts zum Fall Walker vom 10. April 2017.

# Nordkoreas Dynastie

Seit mehr als sieben Jahrzehnten beherrscht die Familie Kim Nordkorea: despotisch, allmächtig, gottgleich. Unter dem Jüngsten, Kim Jong Un, beginnt sich das Land zu verändern.

Von Wolfgang Koydl

Sein Grossvater galt schon zu Lebzeiten als Gott, für dessen Mahlzeiten jedes Reiskorn vor dem Kochen einzeln von Hand poliert wurde. Sein Vater betrachtete alle Frauen im Land als persönlichen Harem und liess kistenweise Cognac Hennessy einfliegen, derweil sein Volk verhungerte. Er selbst warf seinen in Ungnade gefallenen Onkel einer Meute ausgehungerten Hunde vor und liess den Verteidigungsminister mittels Luftabwehrkanone hinrichten.

Kim Il Sung, Kim Jong Il, Kim Jong Un – für Geschichten über Nordkoreas Herrscherdynastie galt schon immer: Mehr ist nicht genug. Noch bizarrer, noch grotesker, vor allem noch grausamer muss es auch heute noch sein, wenn über den «Irren von Pjöngjang» berichtet wird.

## Kim Il Sung spielte schon früh mit dem Gedanken, eine Familiendynastie aufzubauen.

Solche Geschichten verkaufen sich besonders gut, wenn sie dem Medienkonsumenten wohliger über den Rücken rinnen.

Nicht alle Horrorstories konnten – und können – bestätigt werden, obwohl an der unglaublichen Brutalität, mit der das Regime Widerspruch unterdrückt, kein Zweifel besteht. Aber Korea war schon früher das «Einsiedlerkönigreich», und das Regime in Pjöngjang folgt diesem Vorbild getreulich bis heute nach. Im Gegensatz zu einem anderen Staat in Familienbesitz – Saudi-Arabien – hat Nordkorea zudem kein Geld für die Dienste teurer PR-Agenturen in New York.

### Vorbild Stalin

Noch in einem weiteren Punkt unterscheiden sich die Kims von den Al Sauds: Sie stehen nicht an der Spitze einer Monarchie, sondern, zumindest nominell, einer kommunistischen Volksrepublik. Entsprechend kompliziert waren die ideologischen Verrenkungen, die Staatsgründer Kim Il Sung anstellen musste, in einem Arbeiter-und-Bauern-Staat um eine dynastische Erbfolge an seinen Erstgeborenen Kim Jong Il zu rechtfertigen. Chinesische Beobachter mokierten sich schon damals darüber, dass man nicht wisse, ob man es mit sozialistischem Feudalismus oder mit feudalistischem Sozialismus zu tun habe.

Zuerst verschwand aus dem nordkoreanischen «Wörterbuch politischer Terminologie» von 1972 der Eintrag «Erbfolge». In der Aus-



«Bunter»: Kim Jong Un auf einem Boot-Ausflug an der Ostküste Nordkoreas, 2014.

gabe von 1970 war sie noch als «reaktionäre Sitte ausbeuterischer Gesellschaften» definiert worden, mit der «diktatorische Herrschaft perpetuiert» werde. Dann umriss die Partei die Voraussetzungen für den idealen Nachfolger: «Grenzenlose Loyalität zum Grossen Führer, totale Kenntnis seines Denkens, völliges Erbe seiner erhabenen Führung und volle Verkörperung seiner erhabenen moralischen Tugenden». Damit war der Kreis der Bewerber auf eine Person geschrumpft.

Nach dieser Vorarbeit verlief 2012 der Übergang an den Enkel, den derzeitigen Herrscher Kim Jong Un, beinahe mit der Routine einer Thronfolge in einer konstitutionellen Monarchie. Das nordkoreanische Vorbild hat Schule gemacht: Auf Kuba übernahm Raúl Castro die Führung von seinem Bruder Fidel, in der Ex-Sowjetrepublik Aserbaidzhan folgte Ilham Alijew auf seinen Vater Haidar, und in Kasachstan bereitet Präsident Nursultan Nasarbajew seine Tochter Dariga auf das höchste Staatsamt vor.

Kim Il Sung, der 1945 von Moskau in den von sowjetischen Truppen besetzten Norden Koreas gebracht und dort als starker Mann aufgebaut worden war, spielte offenkundig schon früh mit dem Gedanken, eine Familiendynastie aufzubauen. Er, der seine totalitäre Herrschaft am Vorbild Josef Stalins orientierte, verfolgte fassungslos den Prozess der Entstalinisierung, den Nikita Chruschtschow nach dem Tod des Kremlherrschers einleitete. Nicht minder beunruhigt war er, als beim Nachbarn China der offiziell als Nachfolger designierte Lin Biao gegen Machthaber Mao Zedong putschte.

Kim Il Sung führte das Land wie einen Familienbetrieb, in dem Angehörige seiner eigenen Familie und jener seiner ersten Ehefrau Spitzenpositionen einnahmen. Im Mittelpunkt stand stets sein Ältester, Kim Jong Il – obwohl dessen Stiefmutter, Kim Il Sungs zweite Ehefrau, nach Kräften gegen ihn intrigierte. Doch Kim Jong Il schmeichelte sich bei seinem Vater





*Mehr ist nicht genug:* Kim Jong Il (r.) mit Vater Kim Il Sung (l.) in Pjöngjang, 1992.



*Ein bisschen Weiblichkeit:* Konzertbesuch mit Gattin Ri Sol Ju, 2015.

ein – indem er die üblichen Schmeicheleien ins Unermessliche steigerte.

Der alte Kim stand schon im Ruf eines Übermenschen: wegen seines propagandistisch überhöhten Kampfes gegen die japanischen Besatzer, wegen seines Widerstands gegen die «amerikanischen Aggressoren», aber auch wegen seiner eindeutigen Leistung, das von den USA im Koreakrieg total zerstörte Land wiederaufgebaut und industrialisiert zu haben. Bis in die sechziger Jahre hatte Nordkorea einen höheren Lebensstandard als der Süden.

Kim Il Sung's Geburtstag war ein nationaler Feiertag, an dem er – einem kommunistischen Samichlaus gleich – Geschenke an Kinder verteilte. Vor dem Essen dankten die Menschen ihm für die Mahlzeit. Steine am Wegesrand, auf denen er sich bei einer Wanderung niedergelassen hatte, wurden wie Schreine eingezäunt. Er galt als unübertroffen in allen Disziplinen – Philosophie,

Architektur, Literatur und auch als Tischtennislehrer. Doch erst sein Sohn erhöhte den Vater zum Gott. Kim Jong Il erfand die Anstecknadeln mit dem Konterfei Kim Il Sung's, die fortan jeder Nordkoreaner ans Revers stecken musste – später ergänzt um das Gesicht des Sohnes. Kim Jong Il liess im ganzen Land Monumentalstatuen für den Vater errichten, und wo schon eine stand, da liess er boshaft fallen, ob sie nicht zu klein geraten sei. Worauf flugs ein neues Standbild errichtet wurde.

### Religiöse Verehrung

Kim Jong Il begründete das «Institut für Langlebigkeit», das sich ausschliesslich mit der Verlängerung des Lebens seines Vaters beschäftigte. Die Wissenschaftler empfahlen unter anderem den Genuss von Hundepissen von mindestens sieben Zentimeter Länge. Andere Experten entwickelten für den Kettenraucher Kim Il Sung speziell präparierte Streichhölzer, die auf halber Länge er-

loschen – damit sich der Oberste Führer nicht die Finger verbrannte.

Damit erhöhte der Sohn auch sich selbst, was ihm half, die eigene Position zu festigen, als er 1994 die Nachfolge antrat. Doch obschon auch er fast schon religiöse Verehrung erfuhr, erreichte Kim Jong Il nie die Statur seines Vaters. Dazu trug auch eine verheerende Hungersnot bei. Ausgelöst wurde sie durch Misswirtschaft, aber auch durch den Verlust alter Handelspartner in Osteuropa nach dem Ende des Kommunismus. Diese und andere Schwächen kompensierte Kim Jong Il unter anderem mit dem Atomwaffenprogramm. Nach Meinung von Experten verfolgt man mit den Nuklearwaffen nicht so sehr aggressive Absichten: Sie seien eher eine Überlebensgarantie für das Regime, mit denen es das Schicksal anderer Despoten von Nicolae Ceausescu über Saddam Hussein bis Muammar al-Gaddafi vermeiden will.

### Warnungen vor einer Fehleinschätzung

Nun hält Kim Jong Il's 33-jähriger Sohn Kim Jong Un die Welt mit Bomben und Raketen in Atem – meist dargestellt als gefährlicher Psychopath, der imstande ist, einen dritten Weltkrieg auszulösen. Bemerkenswert ist, dass sich US-Präsident Donald Trump dieser schlichten Weltsicht nicht angeschlossen hat. Er nannte Kim Jong Un recht respektvoll ein «kluges Kerlchen» («smart cookie»), das sich als junger Mann durchzusetzen verstehe. Freilich gehörte zu diesem Durchsetzungsvermögen auch die Liquidierung von Gegnern und Konkurrenten. Zuletzt wurde Kim Jong Un's Halbbruder Kim Jong Nam Opfer eines Giftanschlages.

Aber auch Korea-Experten warnen vor einer Fehleinschätzung des starken Mannes in Pjöngjang, darunter der renommierte deutsche Ostasien-Wissenschaftler Rüdiger Frank (Interview Seite 44). Er verweist darauf, dass Kim Jong Un «mit der erklärten Absicht angetreten ist, die Lebensumstände der Menschen zu verbessern». Das müsse er auch, da er «weit weniger als seine Vorgänger auf eine ideologische Legitimation seines Herrschaftsanspruches zurückgreifen kann: Weder hat er das Land befreit oder gegen die Amerikaner verteidigt, noch war er die rechte Hand des Mannes, der nach offizieller Lesart all diese Wunder gewirkt hat. Er ist <nur> der Enkel des Staatsgründers.»

Entsprechend habe Kim Jong Un den schon bestehenden Trend zur vorsichtigen Akzeptanz einer Marktwirtschaft fortgesetzt. Zudem habe er die Pflichtschulbildung um ein Jahr auf zwölf Jahre verlängert, die Landwirtschaft weiter liberalisiert und den Handel mit China ausgebaut. Er habe die Atomwaffen weiterentwickelt, was in Nordkorea als Garantie der Unabhängigkeit durchaus positiv gesehen werde, auch wenn hier und da Zweifel geäußert würden, ob das viele Geld dort wirklich am besten angelegt sei. >>>

Unter seiner Herrschaft sei der neue Mittelstand deutlich gewachsen, auf zirka drei Millionen Menschen, Tendenz weiter steigend, sagt Frank. «Das ganze Land ist bunter geworden, es gibt mehr zu kaufen, es wird mehr gebaut, auch wenn die Hauptstadt diesbezüglich mit grossem Abstand voraus ist.» Aber natürlich seien weiterhin die vielen negativen Aspekte: «Noch immer leben politische Gefangene in Lagern, noch immer können die Menschen nicht frei reisen oder sich informieren.»

Auch andere, langjährige Beobachter registrieren, wie sich das Land in den letzten Jahren verändert hat. Es gibt Mobiltelefone, Kreditkarten und ab und zu einen Verkehrsstau. Sogar Tablet-Computer produziert Nordkorea. Allerdings sind sie nicht internetfähig, und serienmässig installierte Apps beschränken sich auf die gesammelten Werke von Kim Il Sung und Kim Jong Il.

Viel entscheidender scheint allerdings, dass unter Kim Jong Un eine nordkoreanische Version von Michail Gorbatschows Glasnost eingezogen ist. Zu dieser neuen Offenheit zählt etwa ein Eingeständnis des Führers, dass ein Raketentest misslungen sei. Und als er nach einer Knöcheloperation wieder in der Öffentlichkeit auftauchte, zeigten ihn die Medien hinkend und mit einem Gehstock – bislang undenkbar in einem Land, in dem die Obersten Führer als unverletzlich galten.

### Neue Weiblichkeit

Eine kleine Revolution war es auch, als erstmals eine aparte, modisch gekleidete junge Frau an Kim Jong Uns Seite auftrat: Gattin Ri Sol Ju. Die *New York Times* bemängelte, dass sie eine Dior-Tasche getragen habe, «etwas, was die wenigsten nordkoreanischen Frauen besitzen». Vermutlich im Gegensatz zu den meisten Amerikanerinnen, die zwischen Dior, Chanel und Gucci wählen können.

Ri Sol Ju schlüpft immer mehr in die Rolle einer First Lady – unerhört in Nordkorea, wo die Partnerinnen der Obersten Führer stets im Hintergrund blieben. Mehr noch: Ri, so sagen südkoreanische Quellen, solle in politischen Fragen auf ein offenes Ohr bei ihrem Mann stossen. Das gelte auch für seine jüngere Schwester Kim Yo Jong, die man im weitesten Sinne als PR-Beraterin des Bruders bezeichnen könne – ein bisschen Frauenpower in einer Männergesellschaft.

Doch das wohl augenfälligste Symbol der neuen Weiblichkeit ist die von Kim Jong Un persönlich ausgewählte Girl-Band Moranbong. Mit uniformierten Frauenchören und deren martialischem Gesang haben die kessen Frauen im Glitzer-Mini, hochhackigen Pumps und mit modischem Kurzhaarschnitt nichts gemein. Zu ihrem Repertoire gehören zwar immer noch Lieder über den Genossen Kim Jong Un, aber eben auch Evergreens wie Frank Sinatras «My Way». Letzteres könnte die eigentliche Hymne des jungen Obersten Führers sein. ○

## Diktaturen

### «Warum sollte er die USA angreifen wollen?»

Ein wahnsinniger Tyrann mit Atomwaffen – so sieht die Welt Nordkoreas Kim Jong Un. Die Realität sei weitaus differenzierter, sagt Landeskenner Rüdiger Frank.



Angst vor dem sozialen Abstieg: Public Viewing eines Raketenstarts in in Pjöngjang.

Als er 1991 zum ersten Mal nach Nordkorea reiste, da war das Land seiner Geburt – die DDR – gerade abgewickelt worden. Aber Rüdiger Frank war sich sicher, dass ihn nichts im real existierenden Sozialismus überraschen würde. Doch Nordkorea war anders, und der Sprachstudent an der Kim-Il-Sung-Universität in Pjöngjang begann eine lebenslange Faszination für das Land zu entwickeln. Heute gilt der Ökonom und Ostasien-Wissenschaftler als einer der besten Kenner Nordkoreas weltweit, sein Buch «Nordkorea: Innenansichten eines totalen Staates» als Standardwerk. Das Land hat sich verändert seit 1991. Es ist nicht nur offener geworden; heute gibt es auch Kreditkarten, Mobiltelefone und gelegentlich sogar Verkehrsstaus. Nur das westliche Bild von Nordkorea ist gleich geblieben. Frank plädiert für einen differenzierteren Blick.

### Im Westen wird Nordkorea gemeinhin als Hölle auf Erden dargestellt. Wie lebt ein durchschnittlicher Nordkoreaner?

Aus der Perspektive der meisten Schweizer oder Deutschen ist das Leben in Nordkorea zweifellos unerträglich. Doch aus der Sicht vieler Kongolesen, Bangladescher oder Haitianer sieht das schon etwas anders aus. Für die Nordkoreaner dient aufgrund der weitgehenden Isolation des Landes ohnehin vor allem die eigene Vergangenheit als Massstab, und die war

nicht immer einfach. Nüchtern betrachtet, leben sie in einem diktatorischen, aber doch funktionierenden Staatswesen. Es gibt zwar jede Menge Regeln, aber auch intakte Institutionen, Bildung für die Kinder, mehr oder weniger genug zu essen, eine sehr spezielle Ordnung – und für den Einzelnen neben dem persönlichen Streben nach Glück auch einen vom Staat angebotenen höheren Sinn im Leben. Jemandem, der die bei uns übliche Kombination von Freiheit und Stabilität kennt, wird das wie die Hölle vorkommen. Wer hingegen in einer korrupten Gesellschaft ohne Regeln lebt, perspektivlos, hungernd und täglich vom Recht des Stärkeren bestimmt, der würde Nordkorea wohl etwas positiver sehen. **Es heisst, dass Kim Alleinherrscher ist. Stimmt das? Oder gibt es andere Personen, Gruppen, Machtfaktoren?**

Beides ist richtig. Kim Jong Un ist der Alleinherrscher, und er sorgt mit den bei uns vielkommentierten Absetzungen und Hinrichtungen dafür, dass das so bleibt. Andererseits kann ein einzelner Mensch unmöglich ein Land mit 25 Millionen Menschen allein regieren. Er hat seine Familie und die Familien der ehemaligen Kameraden seines Grossvaters als Führungsriege, er hat die Partei als neubelebtes Machtinstrument, und er hat den Sicherheitsapparat. Diese Menschen sind gut gebildet, gut informiert und in ihren Bereichen mächtig und selbstbewusst. Auch wenn sie ihn nicht offen kritisieren, so ihnen ihre Jobs

und ihr Leben lieb sind, ist er sich doch ihrer aufmerksamen Blicke bewusst. «Teile und herrsche» ist ein altes Prinzip, das auch in Nordkorea gilt, um diese potenziellen Opponenten unter Kontrolle zu halten, ebenso wie «mit Zuckerbrot und Peitsche» regieren. Hier wollen die westlichen Sanktionen ansetzen, die aber wie immer die Falschen treffen.

#### **Wie gut sind die Briefings, die Kim Jong Un erhält? Wie gut kann er ausländische Politiker einschätzen, etwa Donald Trump?**

Ich war bei keinem dieser Briefings dabei, aber ich kenne Leute, die sie abhalten oder vorbereiten würden. Diese sind sehr gut informiert und ziemlich nüchtern in ihren Analysen. Falls er denen wirklich zuhört, dann hat er ein realistisches Bild von der Welt. Seinen bisherigen Handlungen und Äusserungen entnehme ich, dass das der Fall ist. Er verstösst zwar permanent gegen die sogenannten Wünsche und Auflagen der internationalen Gemeinschaft, aber er macht das – wie auch sein Vorgänger – auf eine sehr kalkulierte Art und Weise. Auffällig ist, dass die nordkoreanischen Medien noch keine Beschimpfungen gegen Trump veröffentlicht haben. Man wartet hier noch ab und hält sich die Optionen offen.

#### **Was will das Regime? Müssen wir uns vor Kim fürchten?**

Dass ein Diktator vor allem an der Macht bleiben will, ist offensichtlich. Wir sollten allerdings nicht den Fehler machen, unsere eigene Wirklichkeit auf ihn zu projizieren. Kim Jong Un wurde in die Macht hineingeboren. Anders als die meisten von uns strebt er nicht nach sozialem Aufstieg oder hat Angst vor dem sozialen Abstieg. Er sieht sich als legitimen Vater seines Volkes. Er nimmt für sich in Anspruch, zu bestimmen und zu bestrafen. Er erwartet totale Unterordnung. Er sieht sich aber im Gegenzug auch in der Verantwortung, den Menschen Wohlstand und Sicherheit zu bieten. Die letzte Passage seiner diesjährigen Neujahrsansprache ist in dieser Hinsicht bemerkenswert, wo er sogar von Selbstzweifeln spricht, auch wenn das wohl eher symbolisch gemeint ist. Vor diesem Hintergrund will er eine Menge: mehr Handel, mehr Investitionen, mehr Technologie. Er will mehr Waffen, diplomatische Anerkennung, einen Friedensvertrag mit den USA, Schutz vor China und vor Einverleibungsgelüsten Südkoreas. Er träumt – wie auch jeder südkoreanische Präsident – mit Sicherheit davon, Korea unter seiner Führung zu vereinigen. Die USA angreifen will er allerdings nicht, wozu auch. Er will aber, dass diese

Angst davor haben, dass er es tun könnte. Das klingt alles nach naiven Wunschvorstellungen eines Menschen ohne Sinn für die Realität, wenn wir es auf Nordkorea beziehen; für die meisten anderen Länder würden wir das als legitime Ziele ansehen.

#### **Wie viel Einfluss hat China?**

China hat so viel Einfluss auf Nordkorea wie die USA auf Kanada oder Deutschland auf die Schweiz. Mit anderen Worten, da ist schon etwas – aber eine Marionette Chinas ist Nordkorea keineswegs. China und Nordkorea sind Nachbarn von sehr unterschiedlicher Grösse, die sich gegenseitig weder gut leiden können noch sich vertrauen, die aber in einem engen und asymmetrischen Verhältnis miteinander verbunden sind. China ist Nordkoreas einziger nennenswerter Handelspartner, das

bringt schon einigen Einfluss. Zudem ist China das grosse Vorbild für die Reformen, auch wenn man das in Pjöngjang immer entschieden von sich weist. Die meisten Informationen aus der Aussenwelt kommen über China nach Nordkorea. Doch China ist nicht ansatzweise in der Lage, direkten Einfluss auf die Regierung auszuüben. Kim Jong Un passt hier sehr genau auf; nicht umsonst hat er 2013 seinen Onkel Chang Song Thaek beseitigt, der ein Mann Chinas in Pjöngjang war.

#### **Warum treibt China nicht den Sturz des Regimes voran?**

China betreibt den Systemwandel in Nordkorea, und das schon seit Jahren und mit durchschlagendem Erfolg. Wenn ich das Nordkorea, das ich 1991 kennengelernt habe, mit dem heutigen Nordkorea vergleiche, sehe ich eine gewaltige Veränderung. Sie ist zu einem grossen Teil den Chinesen zu verdanken. Was diese aber nicht wollen, ist ein Zusammenbruch. Ein solcher würde zu einer Machtübernahme durch Südkorea und damit durch die USA führen. Er würde auch China als potenzielle neue Schutzmacht in der Region entzaubern. Mit «One Belt, One Road» versucht Beijing gerade mit riesigem finanziellem Aufwand, sich als neuen Vertrauensmann in Eurasien zu etablieren. Da würde es ziemlich schlecht aussehen, wenn man gleichzeitig einen langjährigen Schutzbefohlenen – auch wenn dieses Bild nicht wirklich korrekt ist – fallenlassen würde. Die USA wissen das natürlich und treiben China mit diesem Wissen vor sich her. Darum hat Xi Jinping auch die Sanktionen verschärft; China hat keine Lust, sich immer für Nordkoreas Handlungen entschuldigen zu müssen. Ausserdem haben die Chinesen Angst, dass Donald Trump



Rüdiger Frank.

«Es gibt auch einen vom Staat angebotenen höheren Sinn im Leben.»

etwas Unüberlegtes machen wird, und haben darum den Eindruck erweckt, sie würden sich jetzt um die Angelegenheit Nordkorea kümmern. In Wirklichkeit wollen sie nur die Lage stabilisieren und ansonsten gemütlich abwarten. Südkorea wird immer abhängiger von China, Nordkorea nähert sich immer mehr dem chinesischen Modell von staatlich gelenkter Marktwirtschaft an. Da ist es nur eine Frage der Zeit, bis man in Peking zu der Einschätzung gelangt, dass ein vereinigtes Korea prochinesisch wäre. Dann wird man vielleicht die Vereinigung fördern. Bis dahin aber wartet man ab und spielt auf Zeit.

#### **Hat Südkorea Interesse an einem Regimewechsel im Norden?**

Die Haltung Südkoreas ist komplex. Die Koreaner leiden unter der Teilung ihrer Nation, die über Jahrhunderte hinweg als eigenständiger, stolzer Staat existiert hat. Sie leben ferner mit der geopolitischen Herausforderung, zwischen Japan und China eingeklemmt zu sein. Das klingt nicht nur ungemütlich, sondern ist es auch. All das spricht für eine Vereinigung, auch um die wirtschaftlichen und militärischen Kräfte zu bündeln und dadurch die Unabhängigkeit Koreas zu wahren. Andererseits leidet Südkoreas Gesellschaft unter den typischen Problemen einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft, wie dem demografischen Wandel und dem Rückgang der verarbeitenden Industrie. Die junge Generation reibt sich auf und sieht doch keine Perspektive. Reich und Arm driften immer weiter auseinander, und was bleibt, ist Frustration. Harte Arbeit ist keine Garantie mehr für Erfolg. Technologisch ist man noch nicht ganz an der Spitze, aber im Nacken spürt man schon den Atem des aufholenden chinesischen Giganten. In so einer Lage will kaum jemand das ökonomisch kostspielige Abenteuer einer Wiedervereinigung riskieren. Am liebsten wäre den Südkoreanern ein friedliches und kooperatives Nordkorea, das ihnen exklusiven Zugang zu seinen reichlich vorhandenen Rohstoffen, billigen Arbeitskräften und den Transit durchs Land gewährt, was die Transportkosten nach China reduzierte. Auf einen Zusammenbruch hoffen wohl nur noch die extremen Hardliner. Die meisten Menschen der jüngeren Generation in Südkorea finden Nordkorea vor allem obskur und bizarr. Sie wünschen es sich transparenter und berechenbarer.

Interview: Wolfgang Koydl

# Der talentierte Monsieur Macron

Frankreichs Präsident Emmanuel Macron hat bis jetzt alles richtig gemacht. Bei seinem Einstand auf dem internationalen Parkett mit Trump und Putin machte er gute Figur. Beobachter ziehen bereits Vergleiche mit General de Gaulle. Doch dem Neuen schwebt Höheres vor. *Von Urs Gehriger*



«Die Politik, das ist eine Geste»: Macrons Triumph-Fahrt auf den Champs-Élysées nach seiner Wahl zum französischen Präsidenten.

Man hatte ihn vor Trumps Pranke gewarnt. Als der Amerikaner in Brüssel zur Begrüssung die Hand ausfährt, packt Macron herzlich zu. Wie sich Trump schliesslich aus der Umklammerung lösen will, greift der schwächliche Macron nach und hält den Koloss aus Übersee im Schraubstock fest, bis diesem die Knöchel erbleichen. «Ein Moment der Wahrheit» sei ein solcher Händedruck, wird Macron später sagen. Man müsse zeigen, dass man nicht die geringsten Zugeständnisse mache, «nicht einmal symbolisch».

Am Montag doppelt Macron nach. In Versailles empfängt er Putin, den anderen Giganten der Weltpolitik. Vor pompöser Kulisse wartet er im Garten auf seinen Gast, nach der Façon «König empfängt Zar». Mit grosser Geste führt er den Russen durch die Gemächer des welt schönsten Schlosses. In der Flucht des Schlachtensaals schliesslich verschwindet der

mächtige Putin wie ein winziger Nadelkopf in der Unendlichkeit, derweil Macron keinen Moment die Protokollführung aus der Hand gibt.

Dergestalt war Macrons Einstand auf der Weltbühne, dass man sich über Frankreich hinaus einig ist: Der Neue macht gute Figur. Verblüffend, wie schnell er sich in seiner neuen Rolle gefunden hat. Dabei hat ihn erst vor einem Jahr kaum jemand gekannt.

## Habitus des absoluten Herrschers

Man könnte sagen, Macron hatte leichtes Spiel. Denn ein Volk, ausgezehrt durch wirtschaftliches Malaise, getroffen vom Terror und seit Jahrzehnten am schier unerträglichen Niedergang seiner Grande Nation leidend, ist mehr als geneigt, einem neuen Heilsbringer zuzujubeln, zumal einem jungen, dessen gutgelüftete Gesichtsfarbe sich so erfrischend ab-

hebt von den bekannten Knittergesichtern der hohen Politik.

Doch das wäre zu kurz gegriffen.

Macron hat etwas Einzigartiges. Der mit 39 Jahren jüngste Regent Frankreichs seit Napoleon beeindruckt durch Machtinstinkt, gefestigten Charakter und strategische Cleverness.

Seit der Wahl spielt er subtil mit Symbolen: Da war zuerst sein langer Marsch in der Wahlnacht vom Louvre, dem einstigen Stadtsitz der französischen Krone, zur Siegertribüne. Dann seine Inaugurationsfahrt mit Tschingderassa, Kavallerie und gezückten Säbeln hinauf die Champs-Élysées, im offenen Militärjeep stehend. Schliesslich die Ankunft im Elysée-Palast, in den er so lässig hineinspazierte, als wär's seit Jahren sein Privatgemach.

Beobachter haben sofort bemerkt: Hier greift einer nach einer Macht, die weiter reicht, als es das Amt des Präsidenten vorsieht. Man spricht

von einer Reorientierung an Charles de Gaulle, dem Anführer der Résistance während des Zweiten Weltkriegs, der sich obsessiv mit seinem Land identifizierte und der überzeugt war, dass Frankreich einzig und allein von einem starken Präsidenten geführt werden kann.

Andere gehen einen Schritt weiter und sehen Macron im Habitus des absoluten Herrschers. Essayist und Historiker Jacques Julliard spricht vom «18. Brumaire des Emmanuel Macron». Gemeint ist der Staatsstreich Napoleons 1799, mit dem er das Direktorium und somit auch die Französische Revolution beendete und sich zum Alleinherrscher aufschwang. «Er glaubt an die autoritäre Präsidentschaft», schreibt *grand reporter* Marc Endeweld in *Marianne*. «Macron will die Vertikale der Macht wieder einführen.»

### «Ein Machiavelli dieses Jahrhunderts»

Man könnte solche Vergleiche als journalistische Überzeichnung abtun, hätte nicht Macron selbst öffentlich festgestellt, dass die Entfernung des Königs vor gut zwei Jahrhunderten eine grosse Lücke in Frankreichs Politik gerissen habe, die seine Landsleute bis heute zu füllen versuchen:

«Die Demokratie hat immer etwas Unvollständiges», sagte er 2015, damals im Amt des Wirtschaftsministers, der Pariser Wochenzeitung *Le 1*. «In der französischen Politik besteht dieses abwesende Unvollständige aus der Figur des Königs, dessen Tod, da bin ich sicher, die Franzosen nicht wollten. Die Terrorherrschaft [Juni 1793 bis Juli 1794, Anm. d. Red.] hat ein emotionales, imaginäres, kollektives Vakuum geschaffen.»

Die *Classe politique* reagierte mit Spott auf diese Worte. Doch Macron scheint sein Volk richtig zu lesen. «Die Franzosen haben sich nie darüber hinwegtrösten können, dass sie Ludwig XVI. den Kopf abgehauen haben», so Historiker Julliard. «Sie wollen keinen Chef, der ihnen gleicht, das ist absolut klar.» Die Franzosen wollen einen König auf dem Präsidentenstuhl. Und Macron ist bereit, ihn zu geben.

Die Rolle des autoritären Regenten hat er bereits bei «En marche!» eingeübt. «Chef» haben ihn seine Berater während des Wahlkampfes genannt, und er rief seine Mitstreiter väterlich «les enfants» – die Kinder. Der Dok-Film «Les coulisses d'une victoire» von TF1, der ihn während 200 Tagen bis zum Sieg porträtiert, zeigt exemplarisch, wie Macron funktioniert: Er entscheidet allein. Alles hat er unter seiner Kontrolle. Und wenn seine «Kinder» nicht vollen Einsatz zeigen, setzt es eine geharnischte Standpauke ab.

Seine Macht konzentriert Macron auf einen kleinen Zirkel. Die Presse schreibt von einem «geheimen Kult» und verweist auf Macrons eigene Worte. «Ich habe zwei Eigenschaften, die nicht in Mode sind: Diskretion und Zeit,

um zu überlegen», sagt er 2015 im Amt des Wirtschaftsministers, «denn die Dinge schafft man im Schatten.»

Hat Macron einen Entscheid einmal gefällt, vertritt er ihn unbeirrt gegen jegliche Kritik. Laurent Joffrin, Chefredaktor der linken *Libération*, ortet beim Neo-Präsidenten eine neue politische Substanz: «macronite», eine moderne Version von Teflon, an der alles abprallt. Kein Wunder, dass die Linke Macron mit Reserve begegnet. Er war jahrelang Mitglied des Parti socialiste. Später fungierte er als Berater und Minister von Präsident Hollande, um dann just im rechten Moment abzuspringen. Hollande liegt, vom Volk geächtet, am Boden, als Macron letzten August verkündet: «Ich habe die Grenzen unseres politischen Systems gespürt. [...] Ich möchte heute eine neue Etappe meines politischen Kampfes beginnen.»

Es sind die Worte eines Brutus, vorgetragen in sanftem Ton und ohne mit der Wimper zu zucken. «Er hat ein Engels Gesicht», sagt Autor Gérard Davet, Investigativjournalist bei *Le Monde*, über Macron, doch in seinem Inneren herrsche Dunkelheit. «Er will den Erfolg

---

### Hier ist ein Mann, der nicht zögert, seine Überlegenheit auszuspielen.

---

um jeden Preis. Wenn er seinen Vater töten müsste, würde er es tun. Er ist ein Machiavelli dieses Jahrhunderts.»

Macron hat sich in seiner Diplomarbeit ausgiebig mit dieser Figur befasst. Über das Studiensujet sagte er einst mit einem Lächeln: «Machiavelli bot mir ein Lehrstück, wie man durch die Machtpolitik von Paris navigiert.»

Das merkt man seiner Politik an. Hier ist ein Mann, der nicht zögert, seine Überlegenheit auszuspielen. Ein Mann, der ankündigt, er werde eine neue Art Politik begründen. Ein Mann, der eine neue Volksbewegung ins Leben rief, die er – ein Wortspiel, das Bände spricht – nach seinen Initialen taufte: «En marche!».

Die Stationen von Macrons Aufstieg sind hinlänglich bekannt: Eliteschule Ecole nationale d'administration (die Aufnahme schaffte er im zweiten Anlauf, aber dafür auf Rang drei). Investmentbanker bei Rothschild, wo er auf einen Schlag Millionen verdiente, was ihm den Übernamen «Mozart der Finanzwelt» verschaffte. Schliesslich Wirtschaftsminister.

Weniger bekannt ist sein Selbstverständnis als Machtmensch. «Macron war immer jemand, der sehr selbstsicher war, aber als Student nie arrogant wirkte», sagt Biografin Caroline Derrien, die mit zahlreichen ehemaligen Kommilitonen Macrons gesprochen hat. Und: «Er war bereits als Schüler überzeugt, dass er eine Rolle in der Geschichte spielen würde.»

In der Retrospektive erscheint seine Macht ergreifung so aalglatt, als hätte er sie nach Drehbuch inszeniert. In Wirklichkeit profitierte Macron von den Fehlern aller anderen. Die Linke hat sich zersplittert. Die Sozialisten haben sich selbst zerstört. Die Rechte hat sich in Flügelkämpfen auseinanderdividiert.

### Cleveres Spiel mit den Medien

«Er hatte unglaubliches Glück», sagt Jonathan Fenby, langjähriger Frankreich-Korrespondent für verschiedene britische Medien. «Aber die wirklich erfolgreichen Figuren sind jene, die ihr Glück maximal zu schmieden wissen.» De-Gaulle-Biograf Fenby sieht in Macron zahlreiche Parallelen zum legendären General. Wie jener verkaufte er sich als Aussenseiter, ohne wirklich einer zu sein. Wie jener präsentiert er sich als Retter in einer ziemlich zertrümmerten Politlandschaft. Doch anders als der berühmte «Landesvater» hatte Macron keinen Namen. Um sich einen zu schaffen, liess er sich ein auf ein Spiel mit den Medien, das er clever moderierte.

«Ich habe es dauernd auf die Titelseiten geschafft, weil ich mich zu verkaufen weiss. Wie ein Waschmittel, nicht anders», analysiert Macron im Dok-Film «En marche vers l'Elysée». «Die Politik, das ist eine Geste.»

Seit er am 7. Mai die Macht übernahm, hat er er alles richtig gemacht. Namentlich bildete er ein breites Kabinett mit Schlüsselfiguren von links und rechts, welche die einst etablierten Parteien weiter auseinanderdividieren.

Doch nun steht der grosse Test bevor. Holt Macron bei den Parlamentswahlen (11. und 18. Juni) aus dem Stand eine Hausmacht? Gemäss neuesten Umfragen könnte er das schier Unmögliche schaffen, eine Mehrheit der Sitze erobern und somit eine Koalitionsregierung umschiffen. Die Alleinherrschaft! Das hat selbst de Gaulle nicht geschafft. Als er 1958 die Fünfte Republik gründete, musste er seine Macht mit anderen teilen. Aber der General ist auch nicht Macrons Referenzpunkt. Macron hat das Royale im Visier.

Seit Wochen versuchen Hundertschaften von Journalisten und Analytikern, Macrons Hirn auszumessen. Doch in sein Innerstes ist noch keiner vorgedrungen. Frankreichs Neuer gibt Rätsel auf.

Ist er, ähnlich wie in Patricia Highsmith's Roman «Der talentierte Mr. Ripley», ein hochkomplexer Typ, der sich in der Identität eines anderen einnistet? Mit dem Unterschied freilich, dass er diesen «anderen» nicht, wie Ripley, umzubringen braucht – Frankreichs letzter König ist bekanntlich seit über 200 Jahren tot. Oder wird seine Bewegung «En marche!» sich so schnell wieder auflösen, wie sie sich formiert hat, und Macron statt als König als Präsident ohne Kleider dastehen? Eines ist gewiss: Emmanuel Macron ist die spannendste politische Figur, die Europa derzeit zu bieten hat. ○

# Erneut die Tories

Von Hansrudolf Kamer — Vor den britischen Wahlen sind die Konservativen plötzlich verunsichert. Theresa May entpuppt sich als stotternde Wahllokomotive, doch die Linke ist keine Alternative.



Mitte April überraschend Neuwahlen ausgerufen hat. Nun, eine gute Woche vor der Entscheidung, ist der einst übergrosse Vorsprung in den Umfragen an der Misonne dahingeschmolzen.

In den Reihen der siegesgewissen Tories macht sich Nervosität breit. Kritik wurde laut an der Wahlkampfleitung. Einige konservative Minister und Kandidaten äusserten sich abfällig über eine kleine Clique von Beratern, die May abschirme und Vorschläge von aussen blockiere.

Die konservative Wahlkampfstrategie – vor dem jüngsten Terroranschlag in Manchester – lief darauf hinaus, den Kontrast der Persönlichkeiten in den Vordergrund zu rücken: hier die kompetente, vertrauenserweckende Regierungschefin, dort der schillernde Altmarxist Jeremy Corbyn, der die Labour-Partei in den Abgrund reitet und dem die Regierungsgeschäfte keinesfalls anvertraut werden können.

Was man vor kurzem kaum für möglich gehalten hätte: Corbyn hat sein grandioses Persönlichkeitsdefizit mehr als halbiert und punktet vor allem bei Frauen. Es scheint, dass er vom Eindruck seiner «Echtheit» profitiert – man sieht, was man bekommt, ungeschminkt –, politische Sachfragen und alles andere sind sekundär. Theresa May dagegen, so stellte der *Spectator* fest, habe die Wärme und rhetorische Begabung eines Eisschranks.

May hatte einen desaströsen Start in die Kampagne mit der Publikation des Wahlmanifests ihrer Partei. Dieses enthielt den Vorschlag, dass sich ältere Chronischkranke stärker an den individuellen Pflegekosten beteiligen sollten, anstatt diese auf den Steuerzahler zu überwälzen. Der Vorstoss war sachlich gut begründet, denn die enorme Staatsverschuldung Britanniens und ungedeckte Versprechen auf künftige Sozialleistungen machen eine Reform des Wohlfahrtssystems früher oder später unumgänglich.

Aber – die Opposition roch Blut. Sie machte sogleich Dampf und erklärte, es bestehe die Gefahr, dass nach dem Tod die Hinterbliebe-

Wer von Meinungsumfragen lebt, kann durch sie umkommen. Diese alte Erfahrung macht auch Theresa May, die britische Premierministerin, die auf dieser Basis

nen das Haus des Verstorbenen verkaufen müssten, um die zuvor angefallenen Kosten zu berappen. Die Erben würden leer ausgehen. Das Schlagwort «Demenz-Steuer» machte die Runde, weil vor allem langjährige Pflegefälle betroffen sein würden.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Statt den Vorschlag im Wahlprogramm dem Wähler zu erklären und zu begründen, buchstabierte May zurück. Selbstverständlich werde niemand gezwungen, sein Haus zu verkaufen, um Pflegekosten abzudecken. Auch solle der Eigenanteil an diesen Kosten nach oben begrenzt werden.

Das Einknicken gegenüber der Opposition harmonierte schlecht mit dem Image der kühlen Macherin. In einem längeren BBC-Interview mit Andrew Neil schien sie wie auf glühenden Kohlen zu gehen und bot nur Ausflüchte an. Es regten sich Befürchtungen, der programmierte Wahlsieg sei gefährdet.

Doch auch in Britannien ist die Wahlentscheidung eine Frage der Alternative und der Mobilisierung. Umfragen sind Momentaufnahmen. Inzwischen weist die Tory-Kurve wieder nach oben. Obwohl eine Stimmungskorrektur spürbar ist, geht es vor allem um einen Abbau übertriebener Erwartungen.

Die Premierministerin hatte nach der Übernahme des Amtes von David Cameron einen

längeren Honeymoon und steuerte die Brexit-Problematik geschickt durch die politischen Klippen. Der Labour-Führer, der sich ständig gegen innerparteiliche Umsturzversuche wehren musste, lag so sehr in einem Stimmungstief der öffentlichen Meinung, dass er sich nur verbessern konnte. Mays stümperhafter Wahlkampfstart und Corbyns «Entdämonisierung» haben die Balance etwas verändert, aber nicht grundlegend.

## Vermessung des politischen Neulands

Steht nun wirklich die grosse politische Machtverschiebung bevor, wie sie nur in Generationen vorkommt? Entsteht eine neue politische Landschaft? Eine solche wurde noch vor wenigen Wochen prophezeit. Den Tories wurden nicht nur grosse Gewinne in England, sondern auch in Wales und Schottland in Aussicht gestellt.

Das Szenario: Theresa May erhalte so ein klares Mandat für die Verhandlungen mit der Europäischen Union. Labour und die Liberaldemokraten würden marginalisiert, und die linken schottischen Nationalisten (SNP) hätten deutliche Verluste einzustecken. Die Bilanz nach zehn Jahren Regionalregierung durch die SNP in Edinburg ist auch alles andere als rosig. Das Gerede über schottische Unabhängigkeit würde ad acta gelegt.

«Populismus», was immer das ist, hat in vielen Ländern den Mitte-links-Parteien die Schau gestohlen. Doch die traditionelle Rechte profitiert vom linken Schwanengesang wenig bis gar nicht. Donald Trump besiegte in Amerika auch die Republikaner, Emmanuel Macron in Frankreich desgleichen. Das politische Neuland wird erst vermessen. Da wirkt Britannien schon fast normal.



Längerer Honeymoon: Premierministerin May.



Das Offensichtliche ignorieren: Islamistenprotest in London, 7. Februar 2017.

## Ritualisierte Unehrlichkeit

Nach jedem Terrorakt ist es das gleiche Spiel: Politik und Medien verdrängen das Motiv der muslimischen Täter. Doch dieses liegt auf der Hand: Sie hassen uns.

Von James Delingpole

Anfang letzter Woche verübte ein Selbstmordattentäter mit Verbindung zum Islamischen Staat (IS) unmittelbar nach dem Popkonzert von Ariana Grande in Manchester einen brutalen Anschlag. Mehr als achtzig unschuldige Fans, zumeist junge Mädchen, kamen ums Leben oder wurden verletzt. Tags darauf trat die britische Premierministerin Theresa May nach einer Krisensitzung vor die Mikrofone und gab eine Erklärung ab.

Es waren die üblichen Worte. Die Premierministerin sprach von «Anteilnahme» für die Opfer und die Angehörigen, vom professionellen Einsatz der Rettungsdienste, von den «liberalen, pluralistischen Werten» Britanniens, die es zu verteidigen gelte, und von der «hasserfüllten Ideologie» der Terroristen.

Doch mit keinem einzigen Wort erwähnte sie, worum es sich bei jener hasserfüllten Ideologie eigentlich handelt.

### Bloss nicht das M-Wort (Muslim) oder das I-Wort (Islam) in den Mund nehmen!

Aber auch das war völlig normal. So hatte man es 2005 nach dem Terroranschlag in London (mit 52 Toten und 700 Verletzten) gehalten, dann im Jahr 2013, als der Soldat Lee Rigby in London auf offener Strasse enthaup-

tet worden war, und erneut im März dieses Jahres nach dem Anschlag in London auf der Westminster-Brücke (5 Tote, 49 Verletzte). Dieses Ritual britischer Repräsentanten (Politiker, Polizeichefs, Bürgermeister und so weiter) unterscheidet sich nicht von dem im Rest Europas, wenn dort solche grauenhaften Anschläge passieren: Bloss nicht das M-Wort (Muslim) oder das I-Wort (Islam) in den Mund nehmen!

#### «Ich will Blut sehen»

Aber die Öffentlichkeit bemerkt das, und sie erträgt diese ritualisierte Unaufrichtigkeit nicht mehr. Es ist ja nicht so, dass die Täter, die diese entsetzlichen Anschläge verüben, uns über ihre Motive im Dunkeln liessen. «Wir tun es, weil wir euch hassen. Wir hassen euch, weil ihr keine guten Muslime seid wie wir» – das war der Tenor eines Artikels, der letztes Jahr im *Dabiq* erschien, dem englischsprachigen Online-Magazin des IS. Es gibt keinen Grund, an dieser Darstellung zu zweifeln, weil alles darauf hindeutet, dass dies die Realität ist. Aber nach dem Willen unserer politischen Klasse (und in beklagenswertem Mass auch unserer Medien) sollen wir das Offensichtliche ignorieren. «Wahrscheinlich werden wir es [das Motiv des Attentäters] nie erfahren», erklärte der Dekan von Westminster bei einem Gedenkgottesdienst im März für die Opfer des

Anschlags in London. Wenig später stellte sich anhand überwachter Telefongespräche heraus, dass der Täter ein überzeugter Islamist gewesen war und dass er seinen Freunden gesagt hatte: «Ich will Blut sehen.»

#### Wie sieht die Antwort der Politiker aus?

In Grossbritannien soll es mindestens 350 junge Männer geben, die, wie der Attentäter von Manchester, im Ausland für Gruppen wie den Islamischen Staat gekämpft haben, während die Zahl derjenigen, die mit dieser blutrünstigen Ideologie sympathisieren, in die Tausende geht. Und wie sieht die Antwort der britischen Politiker aus? Jeremy Corbyn, linksradikaler Labour-Chef und Hamas-Freund, macht die britische Aussenpolitik für die Terroranschläge verantwortlich. Die Tory-Vorsitzende Theresa May glaubt offenbar, dass wir nur die Zähne zusammenbeissen, unsere *stiff upper lip* bewahren müssen und weder das M- noch das I-Wort verwenden dürfen, damit der ganze Spuk verschwindet.

Bald werden Parlamentswahlen stattfinden, aus denen einer der beiden als Premierminister hervorgehen wird. Ist es ein Wunder, dass Grossbritannien gegenwärtig ein so deprimierendes Bild abgibt?

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Standpauke beim Nato-Gipfel: Europas Regierungschefs, Donald Trump, 25. Mai 2017.

# Nichts Neues, davon aber jede Menge

Angeblich hat Donald Trump bei seiner ersten Auslandsreise das atlantische Bündnis zerstört. Keine Sorge: Die Allianz wird auch ihn überleben.

Von Wolfgang Koydl

Aus Moskau meldete sich Edward Snowden zu Wort, in Russland gestrandeter amerikanischer Whistleblower. In der Bierzelt-Rede Angela Merkels, in der die deutsche Kanzlerin den USA einen Laufpass zu geben schien, erkannte er nichts weniger als einen «Augenblick, der eine ganze Ära definiert». Da wollte die ach so sachliche *New York Times* nicht nachstehen. Mit geradezu trumpscher Übertreibung diagnostizierte sie eine «potenziell seismische Verlagerung der transatlantischen Beziehungen».

## Der Iran als Terrorpate

Geht's ein wenig kleiner? Nähme man solche Kommentare für bare Münze, wäre US-Präsident Donald Trump bei seiner ersten Auslandsreise wahrlich Weltveränderndes gelungen. Auf einen Schlag hätte er alles vernichtet, was Europa und Amerika seit 1945 aufgebaut haben: den Freihandel, das Wertesystem, das transatlantische Bündnis – kurz, den Westen.

Damit hätte der *Spiegel* mit seinem Titel von Trump als Supernova endlich recht behalten: *mission accomplished*.

Doch das glauben noch nicht mal Snowdens russische Gastgeber, ja, sie wagen noch nicht einmal, von so einem Resultat zu träumen. Zwar war Trumps Trip auch nicht der historische Erfolg, als den er ihn selbst in gewohnter Selbstgefälligkeit darstellt. Aber gemessen an den Erwartungen oder besser gesagt Befürchtungen, die mit der Reise verknüpft waren, verlief sie geradezu traumwandlerisch glatt.

Beim ersten Teil, im Nahen Osten, übertraf Trump sogar die kühnsten Träume der amerikanischen *neocons*. Nicht einmal die Präsidenten des Bush-Clans – den Saudis in inniger Geschäftsbeziehung zugetan – hätten gewagt, ausgerechnet in Riad ein Zentrum zur Bekämpfung extremistischer Ideologien zu eröffnen. Trump übergab einem Bock nicht nur ein Schrebergärtlein, sondern einen ganzen botanischen Garten. Zum Terrorpaten

bestimmte er nicht die geistigen und finanziellen Geldgeber von Al-Qaida und IS, sondern den Iran. *Business as usual*.

Genauso wenig inhaltliche Überraschungen gab es beim zweiten Teil der Reise, in Brüssel und beim G-7-Gipfel in Taormina. Denn dass Trump gegen den Klima-Deal ist, dass er Jobs nach Amerika heimholen und die Nato-Verbündeten stärker zur Kasse bitten will, sollte seit dem amerikanischen Vorwahlkampf bekannt sein. Dass sich viele Europäer mit dieser unerfreulichen Tatsache noch immer nicht abgefunden haben, ist nicht Trumps Problem.

Letztlich waren es nur Äusserlichkeiten, auf die die Europäer reagierten wie pikiertere «Sprüngli»-Damen beim Anblick laut krakeelender US-Touristen. Trump hielt sich nicht an die eingeübten diplomatischen Spielregeln – weder beim rüden Wegrempeln des montenegrinischen Premiers noch beim offensichtlichen Desinteresse an der Rede des italieni-





Deutschen «ein Stück» Antiamerikanismus immer recht gut. Merkel hat nicht vergessen, wie ihr 2005 die Attacken ihres Vorgängers Gerhard Schröder auf US-Präsident George W. Bush beinahe noch den Wahlsieg kosteten. Noch einmal würde sie nicht denselben Fehler begehen und das Amerika-Bashing ihrem SPD-Konkurrenten überlassen.

Aber selbst wenn man ihre Mahnung nach europäischer Eigenständigkeit ernst nehmen würde – wie soll denn das konkret gehen? Womit wollen die Europäer höhere Rüstungsausgaben finanzieren? Wo wollen sie sparen? Bei den Renten für ihre ständig älter werdenden Gesellschaften? Bei den Sozialkosten für das Heer der von Automatisierung und Robotisierung in die Arbeitslosigkeit getriebenen Arbeiter und Angestellten? Bei den Milliardenbeträgen für die Integration sogenannter Flüchtlinge?

Besonders apart ist, dass gerade Deutschland die Forderung nach einem starken Europa erhebt – und dafür Applaus aus anderen europäischen Hauptstädten erhält. Nun ist die Bundesrepublik fraglos die führende Macht der EU – politisch ebenso wie wirtschaftlich. Doch zu echter Führung gehört auch eine sicherheitspolitische, vulgo militärische Komponente. Glaubt jemand ernsthaft, dass die Franzosen, Niederländer oder Polen Deutschland abermals eine militärische Vorrangstellung in Europa zugestehen würden? Vorausgesetzt, dass die pazifistischen Deutschen das überhaupt selbst wollten.

Vor allem aber würden die USA es nie zulassen, dass sich Europa emanzipiert und eine eigenständige Aussen- und Sicherheitspolitik verfolgt. Das verbieten die geostrategischen ebenso wie die handels- und wirtschaftspolitischen Interessen Amerikas. Die aber sind letztlich unabhängig von der Person des jeweiligen Mieters im Weissen Haus.

Die relative Bedeutung Europas mag zwar global schrumpfen, doch das bedeutet nicht, dass der Kontinent für andere Weltmächte uninteressant wäre. Russland hat nie aufgegeben, Europa zu umwerben und zu umgarnen; in Chinas ehrgeizigem Seidenstrassenprojekt kommt Europa eine Schlüsselfunktion zu. Nie würden die USA freiwillig ihren Konkurrenten Platz machen.

Ein entscheidendes Machtinstrument Washingtons ist die Nato. Die kollektive Beistandsgarantie, auf deren Bekräftigung Trump in Brüssel verzichtete, spielte dabei nie die wichtigste Rolle. Baron Ismay, der erste Generalsekretär des Bündnisses, fasste dessen eigentliche Aufgabe so zusammen: «To keep the Americans in, the Russians out, and the Germans down.» An dieser Prämisse wird sich auch unter Donald Trump nichts ändern: Die Deutschen bleiben militärisch unten, die Russen draussen vor der Tür und die Amerikaner mittendrin. ○



## Trumps Woche

### «Erfunden»

**Das Vertrauen der Amerikaner in die Medien ist auf einem neuen historischen Tiefpunkt.**

Zurück von seiner ersten Auslandsreise, hat US-Präsident Trump sein Lieblingsziel ins Visier genommen: Mainstream-Medien und Fake News. Sonntag acht Uhr früh löste er mitten in der brodelnden Gerüchteküche über eine bevorstehende Umbesetzung der Crew im Weissen Haus einen Twitter-Sturm aus:

@realDonaldTrump: «Meiner Meinung nach sind viele der Indiskretionen aus dem Weissen Haus fabrizierte Lügen, die von #FakeNews Medien erfunden werden... Wann immer ihr in den #FakeNews Medien lest: «Quellen sagen» und sie keine Namen nennen... ist es sehr gut möglich, dass es diese Quellen gar nicht gibt, sondern von #FakeNews Journalisten erfunden worden sind. #FakeNews ist der Feind!»

Gemäss dem Umfrageinstitut Rasmussen Reports – welches die Wahlen 2016 am genauesten vorausgesagt hat – sind 44 Prozent der Wähler der Meinung, die meisten Reporter würden versuchen, Trump an der Umsetzung seiner Regierungsziele zu hindern. Die neuste Harvard-Harris-Umfrage kommt zum Schluss, dass 65 Prozent der Wähler glauben, die Mainstream-Medien würden Fake News produzieren. Auch unter den demokratischen Wählern ist eine Mehrheit dieser Ansicht.

Konservative Wähler sind demnach besonders aufgebracht über die vielen Mainstream-Medien, welche Anti-Trump-Geschichten veröffentlichten, die sich im Nachhinein als unpräzise oder falsch herausstellen. «Trumps Image und das öffentliche Vertrauen in die Medien sind auf einem historischen Tiefststand angelangt», bilanziert das Umfrageunternehmen.

Beide Institute kommen indessen auch zum Schluss, dass die Öffentlichkeit mehrheitlich Trump für das schlechte Verhältnis zu den Medien verantwortlich macht.

Rasmussen Reports beziffert den Sukkurs für den Präsidenten derzeit mit 45 Prozent. Bei seiner Inauguration lag seine Unterstützungsquote bei 59 Prozent.

schen Ministerpräsidenten, noch bei der Standpauke für die mit versteinerten Gesichtern vor ihm stehenden Staats- und Regierungschefs der nordatlantischen Allianz. Hatte man sich nicht darauf verständigt, Kritik nur hinter verschlossenen Türen zu äussern? Wo käme man denn hin, wenn der Wähler erfährt, was die Führung wirklich denkt?

### Merkel im Bierzelt

In diesem Kontext muss man auch die vermeintlich weltbewegenden Bemerkungen von Angela Merkel verstehen. Auch sie hatte nichts Neues gesagt, als sie die Europäer aufforderte, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Und Angela Merkel wäre nicht sie

### Die USA würden es nie zulassen, dass Europa eine eigenständige Sicherheitspolitik verfolgt.

selbst, wenn sie nicht die eigenen Worte in gewohnt holperigem Deutsch gleich wieder relativiert hätte: «Die Zeiten, da wir uns auf andere völlig verlassen konnten, sind ein Stück vorbei.» Ein Stück? Also ein wenig? Ein kleines bisschen?

Einen wichtigen Hinweis gibt der Ort der Rede: ein Bierzelt in Bayern. Hier regiert die Wahlkampfretorik, und da verfängt bei den

# «Der Islam ist wie Ebola»

Der Multikulturalismus sei der Helfershelfer des Dschihad: Schonungslos geißelt die somalische Feministin Ayaan Hirsi Ali die «Impotenz des Westens» im Angesicht seiner grössten Bedrohung.

Von Katerina Janouch

Es gibt Frauen, die stülpen sich ein rosa-farbenes Wollmützchen mit Katzenohren auf die Locken und nennen sich Feministinnen. Und es gibt Frauen wie Ayaan Hirsi Ali. Frauen, die im Kampf gegen die Unterdrückung der Frau ihr eigenes Leben riskieren – und in diesem Kampf von ihren Geschlechtsgenossinnen im Stich gelassen werden. Denn die 47-jährige Somalierin hat den Islam als die frauenfeindlichste Ideologie überhaupt identifiziert. Doch der geniesst bei vielen linken Frauenrechtlerinnen «multikulturelle» Nachsicht. Ali, die wegen Morddrohungen die Niederlande verlassen musste, lebt heute in den USA. Ihr jüngstes Buch, «The Challenge of Dawa: Political Islam as Ideology and Movement and How to Counter It», ist soeben erschienen. Sie warnt davor, dass der radikale Islam alle Freiheiten und Rechte der Frauen im Westen zunichtemachen wird. Und sie sagt: Der Multikulturalismus macht sich zum Helfershelfer des islamischen Radikalismus.

**Frau Ali, angesichts des weltweiten Erstarkens eines radikalen Islam, wo steht der Feminismus heute?**

Ich glaube, dass wir eine neue feministische Bewegung starten müssen, denn die alte ist tot. Die neue feministische Bewegung muss sich der neuen, der wirklichen Herausforderungen annehmen, denen sich die Frauen ausgesetzt sehen. In Europa und in der westlichen Welt arbeiten der radikale Islam und die politische Linke Hand in Hand. Denn nach linker Lesart ist alles, was nicht in die Welt des Multikulturalismus passt, schlecht. Der Punkt ist nur, dass Multikulturalismus schlecht für Frauen ist.

**Wie meinen Sie das?**

Die Rechte von Frauen werden meist in der Familie kompromittiert: vom Ehemann, vom Vater, vom Bruder, von den Verwandten. Je stärker deren Einfluss, desto schwieriger ist es für Frauen, sich zu emanzipieren. Die Prinzipien des Multikulturalismus hingegen zielen auf die Gruppe ab. Kombiniert man das mit dem Scharia-Recht, entsteht eine Realität, die Frauen ihrer Würde und ihrer Rechte beraubt. Sie werden enthumanisiert. Wir sind heute nicht mehr bereit, über Gruppen junger Männer aus islamischen Ländern zu reden, die Frauen im Westen sexuell belästigen, weil



«Es gibt nur einen einzigen Islam, die unreformierte Art»: Ayaan Hirsi Ali.

wir diese Gruppe von Männern irgendwie als geschützt betrachten.

**Warum ist das so?**

Weil der Multikulturalismus die Menschen in zwei Gruppen einteilt: Opfer und Unterdrücker. Im westlichen Kontext ist der weisse Mann der Unterdrücker und all diese Migranten sind die Opfer. Deshalb erlaubt es der Multikulturalismus nicht, sich diese jungen

Männer und was sie Frauen antun, genau anzusehen. Sie stammen aus Familien und aus Stammesgesellschaften, in denen Frauen wie Vieh betrachtet werden. Wenn eine Frau nicht zu Hause ist und sich nicht von Kopf bis Fuss bedeckt, dann ist es okay, sie sexuell zu belästigen, sie zu vergewaltigen. Fragt man den Imam in der örtlichen Moschee nach dem Verhalten dieser Männer, dann wird er sie

verteidigen. Hier sieht man das gesamte Prinzip des Multikulturalismus in Kombination mit der Scharia und der Stammeskultur. Es beraubt die Frauen all ihrer Rechte.

#### **Aber das ist doch nur ein Problem von Muslimen?**

O nein. Deshalb wird es doch so klar, weshalb wir eine neue feministische Bewegung brauchen. Denn was früher nur muslimische Frauen betraf – Zwangsheiraten, genitale Verstümmelung, Kinderbräute, Ehrenmorde und so weiter –, droht nun auch die Frauen im Westen zu erfassen. Wir reden darüber, dass Frauen in Westeuropa sexuell belästigt werden, nur weil sie sich in der Öffentlichkeit bewegen. Unsere Freiheiten werden attackiert.

#### **Ist der Islam überhaupt reformierbar?**

Ich habe vor kurzem ein kleines Buch veröffentlicht, das sich mit den Methoden auseinandersetzt, wie die Radikalisierung verbreitet wird. Der arabische Begriff dafür lautet «Dawa». Das bezeichnet eine weltweite Kampagne, die den Dschihad, den heiligen Krieg ergänzt. Sie ist die grösste Bedrohung, der sich der Westen derzeit ausgesetzt sieht, und könnte zum Ende der Europäischen Union, wie wir sie heute kennen, führen. Aber auch Amerika ist alles andere als immun. In meinem Buch versuche ich die Regierung von Donald Trump zu überzeugen, eine umfassende Anti-Dawa-Strategie zu entwickeln, bevor es zu spät ist.

#### **Gibt es verschiedene Arten des Islam?**

Nein, es gibt nur einen einzigen Islam, die unreformierte Art. Aber es gibt drei verschiedene Arten von Muslimen. Ich nenne sie die Medina-Muslime, die Mekka-Muslime und die Reformer. Die Medina-Muslime folgen dem islamischen Erbe: Mohammed, der Koran, den Traditionen. Sie wenden die Logik der heiligen Stadt von Medina an, von wo aus Mohammed seinen Heiligen Krieg begann, die in der Folge die Scharia und alles andere zeugten. Die Mekka-Muslime sind sehr zahlreich. Sie sind nicht politisch, die Religion an sich ist ihnen nicht so wichtig, und sie sind im Grossen und Ganzen tolerant. Die dritte Gruppe sind jene Muslime, die nun allmählich ihre Stimme erheben. Sie wollen keine Scharia, sie wollen Toleranz, Freiheit, Gleichheit von Mann und Frau. Aber für diese Forderungen fehlt ihnen eine Doktrin. Einige schwören dem Islam ab, andere halten Vorlesungen. Aber insgesamt ist der Islam nicht gespalten. Es gibt nur eine Form.

#### **In Europa gibt es das Problem der aus dem syrischen Bürgerkrieg zurückkehrenden Terroristen. Ist es möglich, solche Dschihad-Kämpfer zu entprogrammieren?**

Schauen Sie, die Europäer haben Nationalsozialismus und Kommunismus überlebt. Dann stellte sich ihnen die Frage, wie man mit dieser Vergangenheit umgehen sollte. Man musste die Leute aufklären, damit sie die Schlechtigkeit dieser Ideologien verstanden. Dasselbe gilt für den radikalen Islam: Will man ihn ausmerzen, muss man die jungen Leute aufklären, die das Ziel der Dawa sind. Sie müssen verstehen, warum der radikale Islam, warum die Scharia schlecht sind. Weshalb sie Ungleichheit, Unterdrückung, Gewalt und Tod in ihrem Gefolge bringen. Das muss man tun, da gibt es keine andere Möglichkeit.

#### **Kann die westliche Zivilisation etwas vom Islam lernen?**

Vom Islam?

Ja.

Die dringendste Lektion, die der Westen lernen muss ist die, dass der Islam eine Doktrin der Eroberung ist. Er ist eine Doktrin der Beherrschung, und er gewinnt an Boden dank seiner radikalen Agenten, dank Bewegun-

---

### **«Man kann nicht siegen, wenn man nicht an die Wurzeln der Ideologie geht.»**

---

gen wie der Muslimbruderschaft und dank Ländern wie Saudi-Arabien und Katar. Sie alle verfolgen eine Agenda der Dominanz. Das muss der Westen wissen.

#### **Wie sollten wir damit umgehen?**

Wissen Sie, wie es ist, wenn man sich in einem Notstand befindet? Wenn man es beispielsweise mit dem Ausbruch einer tödlichen Seuche wie Ebola zu tun hat? Wir brauchen dasselbe Gefühl der Dringlichkeit, wenn wir die Dawa bekämpfen wollen. Sie ist die grösste Bedrohung, denn sie nimmt sich das menschliche Gehirn zum Ziel. Sie will die Jungen bekehren, die Verletzlichen. Die Dawa ist ein Virus des Verstandes. Wenn man nur den Dschihad bekämpft, also den Terror, und nicht die Dawa, dann bekämpft man nur die Symptome und nicht die Ursache.

#### **Nun ist der Terror aber ziemlich real?**

Schon, aber die Besessenheit des Westens mit dem Dschihad ist falsch. Man kann nicht siegen, wenn man nicht an die Wurzeln der Ideologie geht. Denn dann entstehen immer nur wieder neue Gruppen und Kämpfer. Darum möchte ich auf meinen Vergleich mit Seuchen wie Ebola zurückkommen. Was geschieht, wenn in Ihrem Land eine Tuberkulose-Epidemie ausbricht? Das ist ein Notstand, und alle stehen zusammen, man vergisst alle politischen Differenzen. Man sagt: «Wie bekämpfen wir diese Epidemie?» Genau das muss man auch mit der Dawa machen.

### **Gibt es eine Chance, dass sich im Westen lebende Muslime irgendwann assimilieren? Oder steuern wir geradewegs in einen Konflikt zwischen Scharia und Verfassungsrechten?**

Dieser Konflikt hat doch schon längst begonnen. Natürlich ist eine Übernahme Europas durch den Islam nicht unvermeidbar, genauso wenig wie eine Destabilisierung des Kontinents bis hin zum Ausbruch von Bürgerkriegen, wie wir sie heute im Nahen Osten und in Afrika sehen. Aber der Konflikt läuft bereits.

#### **Was ist Ihr Rat?**

Es müssen so schnell wie möglich Assimilierungsprogramme eingeführt werden, wenn man ernste Probleme vermeiden will. Denken Sie doch: Europa hatte so viele Probleme in der Vergangenheit: eine industrielle Revolution, zwei Weltkriege und ihre Folgen. Oder auch nur eine grosse Operation wie die Einführung des Euro. Europa kann grosse Projekte anpacken, und das gilt selbstverständlich auch für ein umfassendes Assimilationsprojekt für Muslime. Es ist nicht die Frage, ob es möglich ist, es ist eine Frage des politischen Willens. Aber ich bezweifle, dass es diesen politischen Willen gibt.

#### **So ein Assimilationsprogramm kann nur langfristig etwas bringen. Was sollte man kurzfristig tun?**

Ganz wichtig ist es, die Zuwanderung nach Europa zu kontrollieren. Europa hat keine kontrollierte Zuwanderung. Für Europa ist es noch nicht einmal eine politische Priorität, den gewaltigen Zustrom von Migranten aus Afrika und dem Nahen Osten aufzuhalten.

#### **Sind diese Migranten eine Art von Geheimarmee, die die westlichen Gesellschaften unterwandern soll?**

Ich glaube nicht, dass Migranten mit dem Ziel der Machtübernahme nach Europa kommen. Aber muslimische Führer sagen ihnen, dass sie das tun sollen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Türken verlassen auf der Suche nach einem besseren Leben das Land und gehen nach Deutschland. Eine Islamisierung Deutschlands ist nicht ihr Plan. Aber der türkische Staatspräsident rät Muslimen in Deutschland, so viele Kinder wie möglich zu zeugen, denn dies sei der Weg, um Europa zu erobern. Muslimische Führer geben sehr viel Geld aus, um in Deutschland Moscheen zu bauen. Deutschland bietet dem nicht Einhalt, genauso wenig wie Frankreich oder Schweden. In gewisser Weise stimmt es schon, dass radikale Islamisten erobern und beherrschen wollen. Das Establishment in Europa macht es ihnen viel zu leicht. Aber es ist eine Notstandssituation. Wie ein Ausbruch von Ebola.

Ayaan Hirsi Ali: The Challenge of Dawa.  
Hoover Institution. 83 S., www.hoover.org

# Kennen Sie schon...

... PewDiePie, Dagi Bee oder Cubanito? Wenn nicht, dann sind Sie wohl über 25 Jahre alt und haben keine Kinder. Hier stellen wir Ihnen die Internet-Idole der Teenager vor. *Von Claudia Schumacher*

Nach dem Terroranschlag in Manchester bei einem Popkonzert hörten viele Erwachsene zum ersten Mal von der US-amerikanischen Sängerin Ariana Grande. *Spiegel* online veröffentlichte aus diesem Anlass sogar ein Porträt mit dem Titel: «Wer ist Ariana Grande?», darin hiess es: «Millionen Mütter schicken wahrscheinlich regelmässig Stosseufzer gen Himmel, wenn der Name Ariana Grande fällt: Die 23-jährige Sängerin ist mit ihren sexy Bühnenausfits und aufreizenden Videoclip-Kostümierungen mitverantwortlich dafür, dass junge Mädchen zwischen zehn und zwölf Jahren als Vamp auf die Strasse gehen wollen.»

Angesichts ihres Erfolgs und ihrer absoluten Bekanntheit unter Schülern – ihre Fans nennen sich «Arianators» – erstaunt es, dass so viele Erwachsene nie zuvor von dem Popsternchen gehört haben. Das Phänomen lässt sich jedoch anhand von ein paar Zahlen erklären: Fast 17 Millionen Menschen haben Grandes Kanal auf Youtube abonniert, ihre Videos werden durchschnittlich etwa eine halbe Milliarde Mal aufgerufen; Grandes erfolgreichstes Video, «Side to Side», wurde sogar bereits mehr als 954 Millionen Mal angeklickt. Auf Instagram folgen der zierlichen Kindfrau aus Florida 107 Millionen Menschen; neben den Gesangskolleginnen Taylor Swift und Selena Gomez gehört sie damit zu den am meisten abonnierten Stars auf der Fotoplattform.

## Freunde, die einem was verkaufen

Das heisst: Die zentralen Kanäle, auf denen Grande ihren Erfolg schmiedete, sind die sozialen Netzwerke, welche Jugendliche den Informations- und Unterhaltungsmedien ihrer Eltern vorziehen – was schon einmal dazu führen kann, dass manche Stars vor allem in einer Welt existieren, welche die Elterngeneration gar nicht oder nur selten aufsucht. Ähnlich wie Miley Cyrus begann Grande ihre Karriere im Schauspiel, bevor sie dann – mit einer bereits aufgebauten, grossen Internetgefolgschaft – als Sängerin erfolgreich wurde.

Natürlich ist Grande, deren Stimme sich wie bei Mariah Carey über vier Oktaven spannt, kein reines Social-Media-Phänomen, sondern ein Star mit einer Plattenfirma im Rücken, dessen Lieder im Radio laufen. Was Berühmtheiten wie sie dennoch von den früheren Popstars unterscheidet, ist ihre gezielte Nutzung der sozialen Medien. Vom amerikanischen Radiosender iHeartRadio bekam Grande 2014 den Young Influencer Award – Influencer, das sind

die Stars, welche vor allem die jüngere Generation via Internetpräsenz massiv in ihren Einstellungs- und Kaufentscheidungen beeinflussen. «Was diese neuen Stars von den klassischen Popstars unterscheidet, sind die Stichworte «Nähe» und «social»», meint Stephan Schilling, Pressesprecher von Divi-move, dem in Europa marktführenden Medienunternehmen für die Betreuung von Internetstars. «Selbst die grossen Popstars, die ihren Erfolg auf dem Internet aufbauen, interagieren in gewisser Weise mit ihren Fans. Sie reagieren auf Kommentare oder stellen ihnen Fragen in den sozialen Netzwerken.»

Auf dem Level der globalen, omnipräsenten Berühmtheit, welche auch die Erwachsenen nicht ausspart, heissen diese Influencer etwa Justin Bieber, Selena Gomez, Kendall Jenner, Taylor Swift, Bella Hadid, oder sie hören auf den Nachnamen Kardashian. Gleichzeitig gibt es Stars, die noch extremer als Ariana Grande fast ausschliesslich unter Jugendlichen bekannt sind: Youtube- oder Instagram-Stars, die ihr Geld als Partner der Plattformen über Werbeeinnahmen oder über Markenkooperationen verdienen. «Diese jungen Internetstars erreichen eine Generation, an die viele Unternehmen kaum mehr über herkömmliche Kanäle wie das Fernsehen oder die Presse herankommen», so Schilling. Es handelt sich bei diesen Teenie-Idolen um eine Mischung aus Unterhaltungs-

---

«Wenn PewDiePie das Top-Talent von Youtube ist, sind wir alle verdammt.»

---

künstlern und Verkäufern – die Trennlinie ist Kindern und Jugendlichen oft nicht bewusst, was oft kritisiert wird. Die Youtuber geben sich als Freunde ihrer Fans, es sind Stars zum Anfassen. Ihre Themen reichen von Lifestyle und Schönheit über Videogames bis zu Fussball und Backen. Hier ein paar der im deutschsprachigen Raum bei Jugendlichen besonders beliebten Influencer und ihre Botschaften:

**PewDiePie, der Gamer-König** — Er ist der erfolgreichste private Youtuber der Welt, sein Einkommen als Werbepartner der Videoplattform beläuft sich jährlich auf bis zu 7,5 Millionen US-Dollar. Sein Kerngeschäft: das Spielen und Kommentieren von Videogames, gewürzt mit Scherzen, ständigen emotionalen Ausrasern und viel Gefluhe. PewDiePie ist ein Clown

für die jüngere Generation – und für manchen Vertreter der älteren Garde der Untergang des Abendlandes. *Variety*, das amerikanische Branchenblatt der Unterhaltungsindustrie, betitelte ein Porträt über den blonden Schlaks mit: «Wenn PewDiePie das Top-Talent von Youtube ist, sind wir alle verdammt.»

Der 27-jährige Schwede wuchs in Göteborg auf und brach sein Studium der Industriewirtschaft und des Technologiemanagements ab, als der Youtube-Erfolg einsetzte. Offenbar ist er auch ein Romantiker: Sein Pseudonym gab er sich in Anlehnung an das seiner Freundin, die als CutiePieMarzia ebenfalls einigen Erfolg auf Youtube hat. Zudem reist er ihr überall hinterher, wenn sie wegen eines Jobs in ein anderes Land ziehen muss, da sie – anders als er – nicht allein von Youtube lebt. PewDiePies Gaming-Künsten und Nervenzusammenbrüchen in englischer Sprache folgen 55 Millionen Menschen auf Youtube; das sind mehr als bei jedem Popstar sonst, von Beyoncé bis Justin Bieber.

**Bibi, Dagi Bee und Shirin David: die Star-Kosmetikerinnen** — Wasserstoffblond, stark geschminkt und ebenso affektiert wie frech in ihren Äusserungen: Die im deutschsprachigen Raum besonders beliebten Schmink- und Lifestyle-Youtuberinnen Bibi, 24, Dagi Bee und Shirin David, beide 22, lassen sich problemlos in dieselbe Schublade stecken. Da werden Wangenknochen hingemalt, wo vorher keine waren, Wimpern aufgeklebt, farbige Kontaktlinsen eingesetzt, Lippen grösser gepinselt und, und, und: Kurioserweise hilft einem alles, was nicht echt ist, auf Youtube dabei, dem allgemeinen Authentizitätsanspruch zu genügen. Denn dass sie «nur ich selbst» sind und total «echt», darauf schwören sie alle.

Mit Make-up werde nur das wahre Selbst verwirklicht – so der Tenor. Massive Produktplatzierungen finden bei den Schmink-Youtuberinnen natürlich durch Markenkooperationen mit Kosmetikkonzernen statt. Und wie immer, wenn es um das Thema Schönheit geht, spielen auch Unsicherheiten eine Rolle: «Wichtig ist, dass ihr euch wohl fühlt» oder «selbstsicher fühlt» – das sind so Sätze, die immer wieder an die Zuschauerinnen – Teenagermädchen – gerichtet werden. Die Damen bieten Selbstbewusstsein aus dem Malkasten – und die Kosmetikhersteller freuen sich über diese clevere, ethische Verquickung von Wimpernzangen und *female empowerment*. Die Schönheit der Natur? «Diesen natürlichen *basic shit* gibt's bei



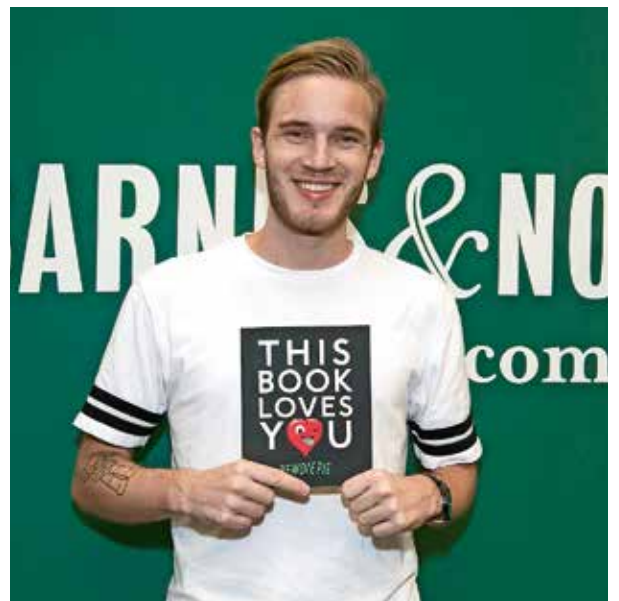
*Vier Oktaven und aufreizende Kostümierungen:* Popstar Ariana Grande.



*Selbstbewusstsein aus dem Malkasten:* Bibi.



*Make-up fürs wahre Ich:* Shirin David, Dieter Bohlen.



*Clown für die jüngere Generation:* PewDiePie.

## Mädchen machen sich zum Sexobjekt

Weibliche Social-Media-Stars präsentieren sich halbnackt in aufreizenden Posen. Ihre Fans – Mädchen – eifern ihnen nach. Die Emanzipation hat deshalb aber nicht versagt. *Von Julia Onken*



*Nächste Welle der Illusion:* Social-Media-Star, Model und Unternehmerin Kylie Jenner, 19.

**E**in Phänomen breitet sich im Internet aus: Girls präsentieren sich als Sexobjekt. Sie räkeln sich, posieren und drapieren ihre weiblichen Körperreize ungenutzt und lustvoll. Trotzdem verstehen sie sich als durchaus selbstbewusst und selbstbestimmend, ja, sogar als emanzipiert. Zwei gegensätzliche Ausrichtungen kommen darin zum Ausdruck und machen viele – vor allem auch Eltern junger Mädchen – ratlos und besorgt.

War also der ganze Kampf und Krampf der Frauenbewegung, das Bemühen, der Frau ihre Würde als Mensch zurückzugeben und sie aus der Sackgasse, nur als Sexobjekt wahrgenommen zu werden, ein Schuss ins Leere?

Mitnichten. Es handelt sich hier nicht um eine Fehlentwicklung, sondern um den Prozess der Identitätsfindung. Dazu gehört, selbst entscheiden zu wollen, mit welchen Attributen der Selbstverwirklichung und Selbstdarstellung die Suche stattfindet.

Ist es da verwunderlich, wenn zunächst die Tradition der Mütter und Grossmütter weitergeführt wird? Den eigenen Körper als Kapitalanlage zu verstehen, war schliesslich einst für viele Frauen eine durchaus gangbare Option, einer einigermaßen gesicherten Zukunft entgegenzugehen. Es gab sogar Frauen – das gilt vereinzelt auch heute

noch –, da war das Projekt körperlicher Selbstoptimierung überhaupt die einzige Möglichkeit, einen guten Marktwert zu erzielen: ihr Körper als ein brachliegender Acker, der bewirtschaftet werden kann, um möglichst gute Ertragswerte zu erzielen. Ob sich dies mit einer sozial nach oben ausgerichteten Heirat umsetzen liess – schliesslich definierten sich damals die Frauen über den Status des Mannes – oder indem sie sich im sogenannten beruflichen Umfeld als Model behaupteten, stets war die körperliche Attraktivität matchentscheidend. Auf den gesellschaftlich unteren Etagen gab es die Einsatzgebiete von Escort- und Animierdiensten, Table-Dance und weiteren hormonell stimulierenden Verrenkungskünsten in Nightclubs, bis hin zur letzten Stufe, auf der, als Notnagel quasi, wenn alles andere nicht klappen wollte, das horizontale Gewerbe als Aufgangslager für eine gescheiterte Existenz stand.

Der Unterschied zwischen damals und heute besteht darin, dass nicht wenige Frauen von gestern keinen andern Weg sahen, als ihren Körper möglichst gewinnbringend zu vermarkten. Je weiter das Zeitradd zurückgedreht wird, umso deutlicher wird die aussichtslose Lage der Frauen. Bildung stand nur wenigen offen. Ein eigenständiges, selbstfinanziertes und selbstbestimmtes Leben war unmöglich. Und es hatte vielmehr mit einer beachtlichen Anpassungsleistung zu tun, sich dennoch ein vermeintliches Plätzchen an der Sonne ergattern zu wollen, als sich tatenlos dem brotlosen Schicksal einfach auszuliefern.

Die junge Frau von heute ist in einer völlig anderen Position. Selbst dann, wenn die junge weibliche Generation feministische Anliegen als Schnee von gestern bezeichnet, ist sie die Nutzniesserin. Heute kann eine Frau jeden Beruf ergreifen, jedes Studium absolvieren. Gut, ob sie ihre beruflichen Ambitionen hinterher auch noch umsetzen kann, ist eine andere Geschichte. Denn vom Moment an, da in ihrer Gebärmutter die Zellteilung beginnt, wird sie ein grosses Problem zu lösen haben: Wie sind Mutterschaft und Beruf unter einen Hut zu bringen? Hier wird es noch einiges an beherztem Engagement bedürfen, um den Notstand Kinderbetreuung zu beheben.

«... also bin ich»  
Die junge Frau versteht sich als Mensch, der mit Selbstverständlichkeit an allen Menschenrechten vollumfänglich partizipieren will. Sie will selbst entscheiden, was für sie richtig ist. Und sie will sich das neckische Verführungsspiel mit dem andern Geschlecht nicht nehmen lassen. Sie will alles ausprobieren, will sich erotisch hindrapieren, sich aufbrezeln, will das Gefühl «Ich werde gesehen, ich werde begehrt, also bin ich» erleben und gleichzeitig eine intellektuelle, künstlerische oder sportliche Leistung hinlegen. Sie will mit allem, was sie tut und wie sie sich zur Darstellung bringt, rundum respektiert und wertgeschätzt werden.

### «... also bin ich»

Für sie ist es kein Widerspruch, sich im erotisch sinnlichen Sektor zu bewegen, alles auszuprobieren, sich zu präsentieren und zugleich ihren vielfältigen Kompetenzen nachzuleben. Es ist Ausdruck eines selbstbestimmten Lebens. Mehr noch: des schmetterlingsleichten Lebensgefühls junger Menschen, unbekümmert die gesamte Palette sinnlicher Möglichkeiten und Freuden auszuschöpfen. Es ist die Forderung, das Leben rundum in seiner Vielfalt zu geniessen.

Die Jahre sind ohnehin gezählt. Die Vergänglichkeit nagt unaufhaltsam an der Blütezeit. Wer leidenschaftlich diese Lebensphase genossen hat, kann sich beinahe auf eine geruhsamere Gangart freuen. Es liegt vor allem an der Elterngeneration, ihre Girls wohlwollend durch diese Entwicklung zu begleiten, ohne Anspruch auf Einsicht. So wie wir einst die von Kindern gebauten Sandburgen bestaunten, mit dem Wissen, dass mit der nächsten Welle der Illusion ein natürliches Ende gesetzt wird.

Die Jahre sind ohnehin gezählt. Die Vergänglichkeit nagt unaufhaltsam an der Blütezeit. Wer leidenschaftlich diese Lebensphase genossen hat, kann sich beinahe auf eine geruhsamere Gangart freuen. Es liegt vor allem an der Elterngeneration, ihre Girls wohlwollend durch diese Entwicklung zu begleiten, ohne Anspruch auf Einsicht. So wie wir einst die von Kindern gebauten Sandburgen bestaunten, mit dem Wissen, dass mit der nächsten Welle der Illusion ein natürliches Ende gesetzt wird.

**Julia Onken** ist Buchautorin und Gründerin des Frauenseminars Bodensee in Romanshorn.



«Digga, dir muss es gut gehen!»: der Schweizer Youtube-Star Cubanito.



Stets nett und moderat: «Sallys Welt».

mir nicht», so etwa Shirin David in einem ihrer Videos. Die Hamburgerin, die selbst an einer Karriere als Sängerin bastelt, sitzt neuerdings auch bei «Deutschland sucht den Superstar» in der Jury – sie soll neue Zuschauergruppen vor den alten Fernseher locken. Auch Bibi hat im Mai ihr erstes Musikvideo veröffentlicht, «How It Is (Wap Bap)». Die Gesangskarriere dürfte Bibi aber nicht weit aus dem Youtube-Kosmos herausführen, denn sie kann nicht singen. Dass sie noch nicht singt, muss man Dagi Bee zugutehalten.

**Cubanito, der Fussball-Kollege** — «Ich hoffe, dir da draussen geht's gut – wenn nicht: Digga, dir muss es gutgehen!», so der typische Einstieg eines Youtube-Videos von Cubanito, der immer zu lachen scheint und zu den erfolgreichsten Youtubern der Schweiz gehört. «Mir ist eine gesunde, positive Lebenseinstellung sehr wichtig. Mögliche Werbepartner, die nicht ebenfalls dafür stehen, weil sie beispielsweise Alkohol herstellen, lehne ich daher auch ab», erzählt der 21-jährige Aarauer am Telefon. Bei Cubanito dreht sich fast alles um Fussball. Als Talent bei den BSC Young Boys träumte der Teenager einst von einer Profikarriere. Da er an einer rheumatischen Erkrankung leidet, musste er den Traum begraben. Er begann, Youtube-Videos zu schneiden. Zuerst spielte er das Videogame «Fifa» und filmte sich dabei, dann

versuchte er sich auf einem kooperativen Youtube-Kanal, bis er von einem deutschen Fussballartikel-Hersteller nach Berlin berufen wurde, um dessen Youtube-Auftritt zu verbessern.

Mittlerweile ist er mit seinem eigenen Kanal erfolgreich, in dem er Balltricks zeigt, Frauen auf der Strasse anquatscht oder «Challenges» macht, Duell-Spiele gegen Freunde. Immer lustig, immer leichtfüssig: «Meine Eltern sind beide Tänzer und kommen aus Kuba. Das sonnige Unterhaltungstalent liegt mir wohl in den Genen», so Cubanito. Um mehr Menschen

### Vom Moussaka bis zur Schneemousse-Torte kann man alles nachkochen und nachbacken.

zu erreichen, spricht er in seinen Videos nicht Schweizerdeutsch, sondern Hochdeutsch mit vielen Anglizismen («Yo, Bro»).

In seiner Sicht auf die Welt ist vieles schnell «unglaublich», «megakrass» oder auch ein «struggle», zwischendurch dankt er Gott und «Jesus, der mich nie im Stich lässt»: starke Emotionalität, die Pubertierende anspricht. «Unter meinen Fans sind viele Kids, die Fussballprofi oder Youtube-Star werden möchten, sie sehen mich als Vorbild», so Cubanito. Produkte, die der grosse Bruder bewirbt, sind etwa Fussballschuhe oder Fitnessuhren. Seine

Videos werden bis zu 700 000-mal aufgerufen, 26 000 Menschen haben seinen Kanal abonniert – Spitzenzahlen für einen Schweizer Youtuber. «Ich kann allein von Youtube leben», sagt er, «arbeite aber auch daran, mir weitere Standbeine aufzubauen.» Momentan bastelt er an einer Kleiderlinie.

**Sally, die Back-Königin** — Auf Youtube ist «Sallys Welt» bei Teenagern ebenso beliebt wie bei zwanzig- und dreissigjährigen Frauen: Sally betreibt den erfolgreichsten Food-Kanal im deutschsprachigen Raum. Vom Moussaka über das Beef Wellington bis zur Schneemousse-Torte kann man der türkischstämmigen 29-jährigen aus Baden alles nachkochen und nachbacken. Ihr türkisch-schwäbischer Gatte sowie Töchterchen Samira treten immer wieder in den Videos auf und tragen zur familiären Unterhaltung bei. Die Grundschullehrerin hat mehr als eine Million Youtube-Abonnenten und betreibt mittlerweile auch einen Online-shop für Koch- und Backzubehör. Besonders ihre Torten und Kuchen werden gerühmt und haben Sally bereits in TV-Kochsendungen geführt. Anders als die meisten Youtuber wird Sally nie ausfällig, sie spricht gewählt und bleibt stets nett und moderat. Ihr erfolgreichstes Video: die Anleitung zu einer «Colaflaschen-Torte», fast drei Millionen Aufrufe. Für wen hier wohl nebenbei geworben wurde?

# Der Abgrund lauert überall

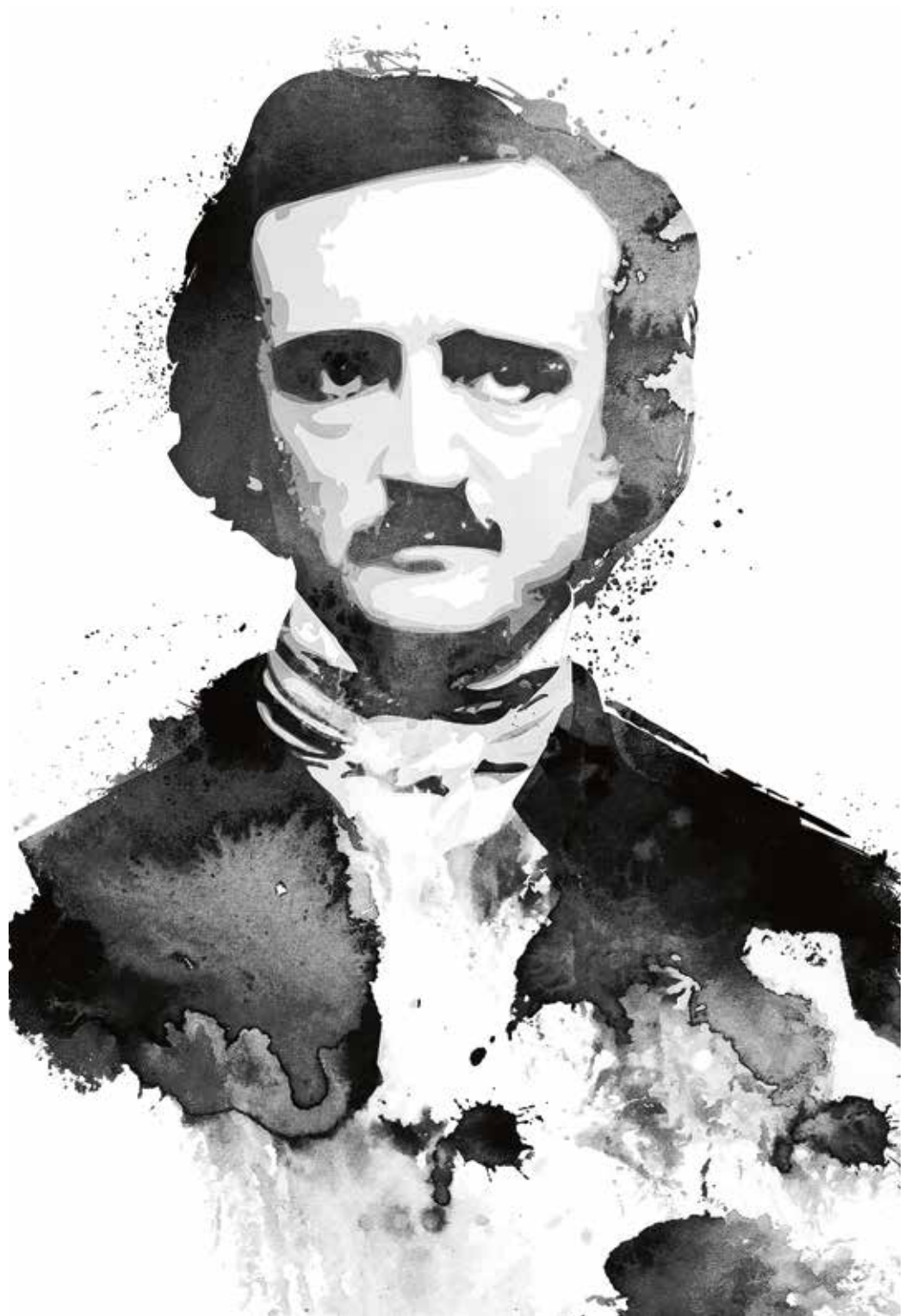
Die «Unheimlichen Geschichten» des US-amerikanischen Schriftstellers Edgar Allan Poe sind neu erschienen. Mit einem Loblied des französischen Lyrikers Charles Baudelaire auf seinen düsteren Wegbereiter. *Von Rolf Hürzeler*

Die Mutter verstarb bei der Geburt der Tochter. Der Ehemann trauerte nicht lange, denn die Kleine war «das vollkommene Ebenbild der Verstorbenen, und ich liebte unsere Tochter mit so heisser Liebe, wie ich es auf Erden nicht für möglich gehalten hätte». Das Kind glich der Mutter solchermassen, dass es deren Leben in Eile wiederholte und ebenfalls frühzeitig dahinschied. Der Vater als Ich-Erzähler wollte sie neben ihrer Mutter ins Grab legen, fand es aber leer vor, und es fehlte jede Spur von ihr: Der amerikanische Schriftsteller Edgar Allan Poe (1809–1849) erzählt in der düsteren Liebesgeschichte «Morella» seine Version der Reinkarnation. Das Wunder der Auferstehung liest sich hier allerdings ziemlich gruselig. Poe veröffentlichte die schreckliche Liebesgeschichte 1835 in der Zeitschrift *Southern Literary Messenger*, bei der er kurze Zeit als Redaktor tätig war.

## Flucht zum Mond

Der renommierte deutsche Übersetzer Andreas Nohl hat nun die dreizehn «Unheimlichen Geschichten» Poes ins Deutsche übertragen. Genauer: Er hat eine alte Herausgabe dieser Texte des französischen Lyrikers Charles Baudelaire (1821–1867) neu herausgegeben. Denn Baudelaire sah in dem mehr als zehn Jahre älteren Poe einen Geistesverwandten, ein literarisches Vorbild, das exakt seinen eigenen dunklen Vorstellungen der Welt entsprach. Diese geistige Nähe verführte ihn zu geradezu hymnischen Betrachtungen über Poe: «Sein einzigartig gutes Aussehen lässt sich annähernd vorstellbar machen, wenn man all die ungefähren, aber durchaus treffenden Bedeutungen zu Hilfe holt, die das Wort «romantisch» in sich vereint [...]», schreibt der Franzose schönfärberisch. Er hätte Poe wie einen Heiligen verehrt, wären die beiden keine so gottlosen Gesellen gewesen.

Herausgeber Andreas Nohl schreibt über diese Bewunderung trefflich: «Hatte die Leidenschaft, mit der Baudelaire das Werk Poes für sich selbst usurpierte, etwas von Besessenheit, so war es zugleich eine Selbstinbesitznahme.» Denn der junge Baudelaire hatte in seinen ganz frühen Jahren noch wenig Eigenes vorzuweisen und war deshalb überzeugt, dass Poe schon all das geschrieben hatte, was er selbst zu Papier bringen wollte. Bis Baudelaire mit seiner Lyrik später einen andern Weg fand, der zwar ebenfalls von seelischen Abgründen zeugte, aber den heutigen Lesern ro-



*Furcht vor den Gläubigern:* Romantiker Poe.

mantisch erscheint. Zu Lebzeiten war Baudelaire als Dichter kaum bekannt; er machte sich vielmehr als Rezensent und schwärmerischer Gesellschaftskritiker einen Namen und sehnte sich nach einem utopischen Sozialismus.

Bei aller Bewunderung behielt Baudelaire einen kühlen Kopf und analysierte Poes Geschichten mit einer plausiblen Einteilung. So klassifizierte er das Schicksal der armen Morella sinnvollerweise nicht als Liebesgeschich-



te. Er erkannte sie vielmehr als die «psychedelische Beschwörung einer toten Geliebten».

Die Gemeinsamkeiten der beiden Literaten sind nachvollziehbar: Beide hielten sich für verkannte Genies, beide führten ein Leben jenseits der bürgerlichen Normen, beide liebten den Griff zur Flasche. Vor allem aber: Der eine wie der andere fürchtete nichts so sehr im Leben wie seine Gläubiger, von denen sie mehr als genug hatten. Die zwei Literaten verstarben früh; Poe im Delirium tremens, Baudelaire an den Folgen einer Syphilis-Erkrankung.

Die beiden Freidenker teilten nicht nur die Sehnsucht nach dem Morbiden. Sie waren auch von einer unbändigen Fantasie getrieben. Einzelne Geschichten Poes sind derart grotesk, dass sie die kühnsten Grenzen des Vorstellbaren sprengen, wie zum Beispiel «Das beispiellose Abenteuer eines gewissen Hans Pfaall». Dieser verzweifelte Holländer hatte so schwere Schulden am Hals, dass er sich aus dem Staub machen musste. Wohin nur? Am besten in die Höhe, und zwar so weit hinauf wie nur irgend möglich – also auf den Mond. Er bastelte sich einen Ballon, und ab ging die Reise ins Universum. Als Reisebegleitung nahm er nur seine Katze mit, die unterwegs prompt Junge warf.

Natürlich verlief die Mondfahrt fatal: «Der Ballon schleuderte mich über den Rand der Gondel, wo ich in haarsträubender Höhe kopfunter, das Gesicht nach aussen gekehrt, an einem etwa drei Fuss langen, dünnen Seil baumelte.» Der wackere Pfaall konnte sich nach einem Missgeschick zwar in höchster Not retten. Ganz im Gegensatz zu der Katze mit ihrem Nachwuchs, die nach einem weiteren Zwischenfall als Opfer der Schwerkraft der Erde entgegensegelte. So viel Drama musste sein.

Schade nur, dass Poes Zeitgenossen diese fantasievollen Exzesse wenig zu schätzen wussten. Man kannte ihn wie später Baudelaire bestenfalls als Literaturkritiker. Denn er trat ebenso jedem genüsslich zwischen die Beine, wenn er eine Schwäche witterte. So warf er dem heute vergessenen Dichter Henry Wadsworth Longfellow fehlenden Einfallsreichtum vor, den dieser mit Abschreiben kompensiere. Das mag im Einzelfall berechtigt gewesen sein, aber im 19. Jahrhundert galt Longfellow als der bedeutendste Lyriker



Dichter Baudelaire.

**Er glaubte, dass Poe schon all das geschrieben hatte, was er selbst zu Papier bringen wollte.**

Nordamerikas, den keiner ungestraft kritisierte. Es kam zum «Longfellow War», in dem Poes Ruf nachhaltigen Schaden nahm. Er wird es mit Fassung getragen haben, denn er brauchte das Nölen als Lebenselixier. Eher mehr wird ihn gewurmt haben, dass er ausser als Nervensäge auch für ein Buch mit dem klangvollen Titel «The Conchologist's First Book or, A System of Testaceous Malacology» bekanntwurde; auf Deutsch übersetzt: «Das erste Buch des Muschelforschers oder Ein System schalentragender Mollusken». Welcher Literat möchte schon für ein solches Werk anerkannt sein, zumal er lediglich das Vorwort dazu geschrieben hatte?

Wie immer in solchen Fällen, war auch bei Poe die schwere Jugend an den menschlichen Unzulänglichkeiten schuld. Sein leiblicher Vater verschwand früh, die Mutter verstarb kurze Zeit später. Mit seinem Adoptivvater hatte er ein schlechtes Los gezogen; dieser bot ihm zwar eine anständige Ausbildung in Schottland und England, er quälte den Jungen jedoch mit unsinniger Strenge. Poe kam schliesslich an die damalige Elite-Uni von Virginia, wo er vor allem Spielschulden anhäufte und sein Leben genoss, am liebsten mit Drogen; auch die Wirkung des Whiskeys mochte er gut. Er heiratete mit 27 Jahren seine dreizehnjährige Cousine; sie vertuschten vor-

sichtshalber ihr wahres Alter. Mit ihr war er zeitlebens zusammen, führte beziehungs-mässig jedoch stets ein ziemlich unabhängiges Dasein in allen möglichen Betten.

### Ein bisschen unterbelichteter

Poe gönnte sich ja sonst nichts im Leben. Mit seinen Kurzgeschichten konnte er sich nur knapp durchbringen. Dabei sind sie stets so unterhaltend wie spannend, etwa «Der Doppelmord in der Rue Morgue». Hier geht es um einen scheinbar unlösbaren Kriminalfall, dem eine wohlhabende Dame und ihre Tochter zum Opfer fallen. Die Leiche der Tochter steckte rätselhafterweise dermassen eng im Cheminée fest, dass sie fürchterlich entstellt war, als die Polizei sie endlich herunterzuzerren vermochte. Der Ich-Erzähler ist in dieser Geschichte stets ein bisschen unterbelichteter als der Leser, während der private Ermittler ein logisches Genie ist. Er führt zahlreiche Indizien zu einem Ganzen zusammen, just die Erzähltechnik, die später Arthur Conan Doyle in seiner «Sherlock Holmes»-Serie aufgriff. Im Gegensatz zu Conan Doyle wählte Poe indes eine Lösung des Krimis, die fast so absurd erscheint wie der tollkühne Flug des Hans Pfaall.

Baudelaire wusste diese Art von Literatur zu schätzen und erkannte, welches Los dahinterstand: «Es gibt vergleichbare Schicksale, wahre Verdammnisse – Männer, in deren gewundene Stirnfalten das Wort «Pech» in rätselhaften Zeichen eingegraben ist.» Der Franzose wird auch an sich selbst gedacht haben.



Edgar Allan Poe: Unheimliche Geschichten. Mit einem Nachwort von Charles Baudelaire, übersetzt von Andreas Nohl. DTV. 424 S., Fr. 39.90

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Ist das Arbeitsgesetz  
noch zeitgemäss?

ab Montag, 5. Juni 2017 um 17.35 Uhr

auf diesen Sendern:



und unter:

www.fokus-kmu.tv

# Macht, Intrigen und grosse Oper

Die Bayreuther Festspiele sind seit je ein Schaulaufen der Reichen und Mächtigen. Der nicht enden wollende Krieg der Wagner-Erben um das Festival ist mindestens so spektakulär wie die Inszenierungen auf dem Grünen Hügel. *Von Reinmar Wagner*

2016: Alarm in Bayreuth. Anschläge in Würzburg, Ansbach und München sorgten für Zäune, Sicherheitschecks und abgesagte Staatsempfangs. Aber nicht das war Thema erregter Diskussionen unter den Festspielbesuchern. Ausnahmsweise auch nicht die Nachfolge- und Führungsstreitigkeiten unter den Wagner-Enkeln. Sondern: Es gab noch Karten! Wo früher Normalsterbliche zehn Jahre auf den Ritterschlag eines Festspieleintritts warten mussten, gab es ihn plötzlich noch an der Abendkasse. Und selbst da blieben einige der teuersten Karten liegen. «Nicht viele, bloss etwa dreissig», beschwichtigte die Festspielleitung, das sei auch früher schon so gewesen.

Aber man hat gehandelt. Zum einen war schon 2013 versuchsweise ein Onlineverkauf eingerichtet worden, für das konservative Festival eine kleine Revolution. Zudem überlegt man sich – früher undenkbar –, für die Vorstellungen des vierteiligen «Rings» nicht nur Gesamtpakete, sondern auch Karten für die einzelnen Abende anzubieten, weil nicht jeder Wagnerianer es sich leisten will, eine ganze «Ring»-Woche in Nordbayern zu verbringen.

Und sonst, *courant normal* in Bayreuth? Gute Besetzungen, führende Dirigenten, Regisseure und eine Intendantin Katharina Wagner, die nach den Turbulenzen um ihre Machtübernahme fest im Sattel sitzt? Umgebaut wird im Moment tatsächlich bloss das Festspielhaus.

## Inhalt

- 58 **Macht, Intrigen und grosse Oper**  
Bayreuther Festspiele
- 62 **«Singen ist wie Sport»**  
Schweizer Operndiva Kasarova
- 64 **Dirigentenleben der Superlative**  
Charles Dutoit in Verbier und Luzern
- 66 **Stradivari im Berner Oberland**  
Besuch in der Brienzer  
Geigenbauschule
- 68 **Leben im Allegro**  
Die Karriere des Felix Mendelssohn
- 70 **Luzern und der Erdkreis**  
Wie das Lucerne Festival zur  
globalen Marke wurde
- 72 **Agenda**  
Die Schweizer Festivals und  
Open-Air-Veranstaltungen  
im Überblick

Das Konzept der Festspiele scheint im Geiste Wolfgangs festgeschrieben.

### Letzter Akt des Dramas

Doch die beste Inszenierung, der strahlendste Tenor können die Nachfolgestreitigkeiten des Wagner-Clans nicht nachhaltig verdrängen. Im Gegenteil. Das mit allen erlaubten und manchmal unerlaubten Mitteln ausgetragene Gerangel um die besten Positionen im Direktionsbüro überstrahlt die intriganten Händel um die Weltherrschaft der Götter, Riesen, Drachen, Finsterlinge, Erd- und Wassergeister in Wagners Weltenepos «Der Ring des Nibelungen» mit Leichtigkeit.

Vorerst letzter Akt des Dramas: Im Dezember wies das Landgericht Bayreuth eine Klage der bisher unterlegenen Nike Wagner, ihrer Geschwister und ihrer Tante Verena Lafferentz-Wagner ab. Ziel des indirekten Angriffs: das Festspielhaus, das der Familienstiftung gehört, die es wiederum bis 2040 an die Festspiele GmbH vermietet hat. Eine Konstruktion, die es dem Bund und dem Staat Bayern ermöglicht, die Leitung der Festspiele über die Wagner-Familie hinweg fast allein zu bestimmen. Katharina Wagner wollte die Macht zurück.

Begonnen hatte der Streit Ende der neunziger Jahre. Wolfgang Wagner, der Enkel des berühmten Komponisten, machte auch nach fünfzig Jahren an der Spitze der Festspiele keine Anstalten, von seiner Position zurückzutreten. Und er versuchte mit allen Mitteln, seine zweite Frau Gudrun als seine Nachfolgerin zu inthronisieren. Gegen den Widerstand nicht nur der anderen Kandidaten aus der vierten Wagner-Generation, sondern auch sämtlicher Kreise, die sonst in Bayreuth etwas zu sagen hatten. Wolfgangs Faustpfand war der Vertrag, der ihn auf Lebenszeit zum Leiter der Bayreuther Festspiele machte.

Darauf bezog er sich, als der Stiftungsrat 2001 Eva Wagner-Pasquier, Jahrgang 1945, Opernmanagerin und Tochter Wolfgangs aus erster Ehe, zur Intendantin berief. Juristisch war er im Recht, Vertrag ist Vertrag, «Gedenk der Eide, die uns einen», sagt Brünnhilde zu Wotan. Und er blieb Sieger: Eva blies kurz darauf entnervt ob des Gezerres und des kategorischen Neins ihres Vaters zum Rückzug. Vorerst.

Aus der Wagner-Familie stünden weitere valable Kandidaten zur Verfügung. Aber sie präsentieren sich heillos zerstritten. Nicht in



«Fast schon ein bayerisches Staatstheater»:

Frage für die Nachfolge in Bayreuth kommt der «Nestbeschmutzer» der Familie: Gottfried, Wolfgangs Sohn. In Büchern und auf Vortragsreisen weist er unermüdlich auf die antisemitischen Gehalte in Wagners Werk und die Nazi-Tradition der Festspiele hin. Anders Nike Wagner, die intellektuelle Tochter Wieland Wagners (des Bruders von Wolfgang). Sie verschreckte die massgeblichen Bayreuther Kreise mit Reformmodellen, ähnlich wie ihr Cousin Wieland Lafferentz. Eva draussen, die anderen unmöglich, Wolfgangs Taktik war wunderbar aufgegangen: einzige übriggebliebene Kandidatin: Gudrun, seine Frau.

Ihr plötzlicher Tod 2007 machte diesen Plänen ein Ende. Das Gezerre um die Führungs-



Bayreuther Festspielhaus-Garten.

rolle war damit aber keineswegs beendet. Zwar willigte Wolfgang kurz nach dem Tod seiner Frau endlich in den Rücktritt ein, unter der Bedingung allerdings, dass seine beiden Töchter Eva und Katharina, letztere mit Jahrgang 1978

### Umgebaut wird im Moment bloss das Festspielhaus.

die deutlich jüngere Regisseurin, als Duo die Leitung übernehmen. So geschah es auch – was wiederum den Ärger des Wieland-Flügels um Nike entfachte, dem aber vorerst die Hände gebunden blieben. Eva gab 2015 ihren Rück-

tritt, womit Katharina alleinige Herrin des Hügels wurde. Bis 2020 dauert ihr derzeitiger Vertrag, ebenso lange wie derjenige von Dirigent Christian Thielemann, der auf die neugeschaffene Position eines Musikdirektors berufen wurde und von vielen als Schattenintendant angesehen wird.

### Die heiligen Sieben

Die Bayreuther Festspiele kennen ihresgleichen nicht auf der Welt. Gewiss hat Salzburg seinen Mozart, Halle seinen Händel, Pesaro seinen Rossini, aber so ausschliesslich wie auf dem Grünen Hügel, wo Richard Wagner 1876 sich seinen Traum vom eigenen Festspielhaus dank der Grosszügigkeit und Schwärmerei

des Märchenkönigs Ludwig II. verwirklichen konnte, ist kein Festival einem einzigen Komponisten gewidmet. Und nicht einmal dem ganzen Komponisten: Allein die sieben sakrosankten Musikdramen Richard Wagners – «Der fliegende Holländer», «Lohengrin», «Tannhäuser», «Der Ring des Nibelungen» mit seinen vier Teilen, «Die Meistersinger von Nürnberg», «Tristan und Isolde» und «Parsifal» – dürfen gespielt werden.

Weder ist das Frühwerk mit den Opern «Rienzi», «Die Feen» und «Das Liebesverbot» je hier aufgeführt worden noch eines der wenigen nicht für die Opernbühne komponierten Werke Wagners wie die «Wesendonck-Lieder», das «Siegfried-Idyll» oder sei-

## Festspiele

# Bayreuther Höhepunkte

Ein Schweizer leitet die Eröffnungsproduktion; zum letzten Mal wird Castorfs Inszenierung des «Rings» aufgeführt; filigrane Behandlung für den «Parsifal».



«Der Ring des Nibelungen» in Bayreuth.

Im Zentrum des Interesses steht diesen Sommer die Neuproduktion der einzigen komischen Oper Wagners, «Die Meistersinger von Nürnberg». Es ist ein Schweizer, der diese Eröffnungsproduktion ab dem 25. Juli leitet: Philippe Jordan, der derzeitige Chef der Pariser Oper. Als Regisseur gewann Katharina Wagner den Australier Barrie Kosky, Intendant der Komischen Oper Berlin, der für die Saison 2015/16 die Auszeichnung «Regisseur des Jahres» von der Fachzeitschrift *Opernwelt* entgegennehmen durfte und letztes Jahr auch in Zürich einen weitherum gefeierten Verdi-«Macbeth» auf die Bühne gebracht hat. Michael Volle singt den Schuster, Anne Schwanewilms die Eva und Klaus Florian Vogt den Tenorhelden Walther von Stolzing.

Dazu kommt diesen Sommer zum letzten Mal «Der Ring des Nibelungen», aus dem Frank Castorf 2013 ein eher unausgeglichenes, wenn auch immer wieder bildkräftiges Epos um Öl und Macht inszenierte. Unter der Leitung von Marek Janowski singen Stefan Vinke, Catherine Foster, Christopher Ventris, Camilla Nylund oder John Lundgren. Weiter auf dem Programm steht der «Parsifal», den Uwe Eric Laufenberg 2016 inszenierte, nachdem die

Halbschwestern den spektakulären Plan aufgegeben hatten, den provokativen Action-Künstler Jonathan Meese, der noch nie eine Oper inszeniert hat, mit dieser Aufgabe zu betrauen. Ihn dirigiert auch dieses Jahr nicht der Shootingstar Andris

### Als Regisseur gewann Katharina Wagner den Australier Barrie Kosky.

Nelsons, der letzten Sommer kurz vor der Premiere absagte, sondern wiederum Hartmut Haenchen, der mit seinem filigranen Klangbild viel Goodwill erntete. Ebenfalls weiter im Spielplan figuriert «Tristan und Isolde» in der eher blassen Inszenierung der Hausherrin Katharina Wagner. Stephen Gould und Petra Lang singen das Liebespaar unter der Leitung von Christian Thielemann.

Dreissig Vorstellungen gibt es wie jeden Sommer im Bayreuther Festspielhaus, das in den Jahren 1872 bis 1875 unter Richard Wagners Aufsicht gebaut wurde. 16 Millionen Euro beträgt aktuell das Budget der Festspiele, 7 Millionen davon sind öffentliches Geld, finanziert von Bund, Bayern und der Stadt Bayreuth. *Reinmar Wagner*

ne frühe Sinfonie in C-Dur. Ausnahmen gab es gelegentlich für Beethovens 9. Sinfonie, die Wagner selbst auch hier dirigiert hatte, sowie einmal 1986 zum 100. Todestag von Wagner-Schwiegervater Franz Liszt, als dessen «Dante-Sinfonie» aufgeführt wurde.

«Es ist mir nöthig, endlich zu wissen, wohin ich gehöre», schrieb Richard Wagner 1871 an seinen königlichen Freund und Bewunderer Ludwig II. von Bayern, «wo ich meinen festen Wohnsitz nehmen und für meine Familie im bürgerlichen Sinn sorgen kann.» Sein Auge hatte er auf ein schönes Wiesenstück in Bayreuth geworfen, «im Herzen Deutschlands», wie er nicht vergisst zu betonen. 1874 darf er in seine Villa Wahnfried einziehen, und 1876 werden im neuerrichteten Festspielhaus mit dem «Ring des Nibelungen» die ersten Festspiele veranstaltet.

Nach Wagners Tod 1883 übernimmt seine zweite Frau Cosima – Liszts Tochter – resolut das Ruder. Ihr gemeinsamer Sohn Siegfried, selber ein fleissiger Opernkomponist, heiratet Winifred Williams aus dem Umkreis des völkischen Ideologen Houston Stewart Chamberlain, den die zunehmend antisemitisch eingestellte Cosima als Ehemann für Siegfrieds Schwester Eva in die Familie holte.

Im Jahre 1907 wird Siegfried als Festvalleiter inthronisiert, 1930 stirbt er, gleichzeitig wie seine Mutter Cosima. Der Weg ist frei für Winifred

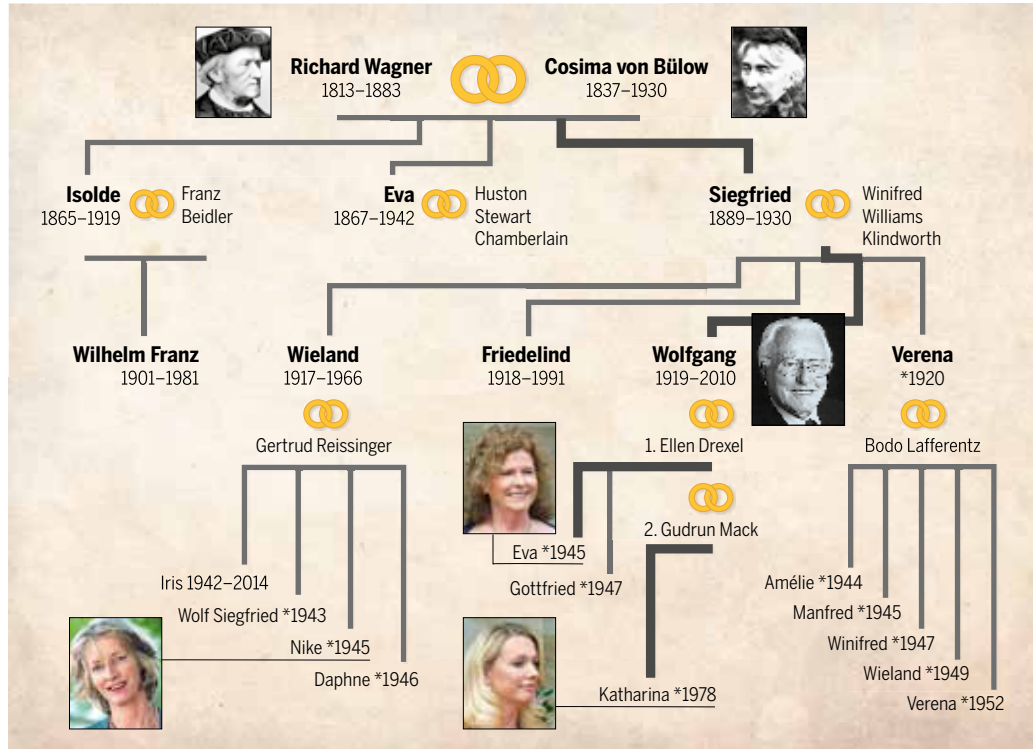
### Die von aller Wagner-Ikonografie leergeräumte Bühne wird vom Publikum wütend abgelehnt.

und ihre nationalsozialistischen Freunde, unter denen ein erster Adolf Hitler selber ist. Noch von Cosima war er 1923 als Hoffnungsträger Deutschlands im Bayreuther Kreis eingeführt worden, unter Winifred ist Bayreuth vollends zum Hort nationalsozialistischer Kunst- und Kulturauffassung geworden.

### Das «neue» Bayreuth

In diesem Klima wachsen die beiden Siegfried-Söhne Wieland und Wolfgang heran. Nach dem Krieg werden sie als «Mitläufer» eingestuft und dürfen 1951 die Pforten des Festspielhauses wieder für Wagner öffnen: «Parsifal», die letzte, christlichste, auch versöhnlichste Wagner-Oper steht auf dem Programm – und entfacht einen Skandal der unerwarteten Art: Die bilderstürmerisch radikal von aller bisherigen Wagner-Ikonografie leergeräumte Bühne wird vom Publikum wütend abgelehnt. Aber die Abstraktion und Reduktion des Inszenierungsstils von Wieland Wagner setzt sich durch. Sukzessive werden die anderen sechs sanktionierten Wagner-Musikdramen radikal von aller Bayreuth-Tradition entrümpelt: «Neu-Bayreuth» ist geboren, der von Wieland Wagner geprägte Inszenierungsstil,

## Die Familie Wagner



Die Opernwelt hat sich verändert: die Wagners von 1813 bis heute.

der nicht nur im Festspielhaus, sondern weltweit auf den Opernbühnen Schule macht.

Wieland Wagner starb 1966, Wolfgang wurde zum unumschränkten Herrscher auf dem Grünen Hügel. Er führte die Arbeit im Geiste seines Bruders erfolgreich fort, so erfolgreich, dass Normalsterbliche zehn Jahre lang warten mussten, wenn sie sich um Karten für «Parsifal», «Lohengrin» und Co. bewarben.

Um die Jahrtausendwende begann der Glanz zu verblassen. Bayreuth kam die Führungsrolle

für Wagner-Inszenierungen zunehmend abhanden. Es wäre unfair, die Schuld daran allein Wolfgang Wagner zu geben, auch wenn er bei der Besetzung, vor allem bei den Regieteams, nicht immer eine glückliche Hand bewies. Der Kritik an seiner konservativen Haltung begegnete er mit der demonstrativen Einladung von Enfants terribles des Regietheaters wie etwa Christoph Schlingensiefel, Stefan Herheim oder Christoph Marthaler, die wiederum beim gemässigten Teil des Publikums nur Konsternation und Ablehnung auslösten.

Vor allem hat sich die Opernwelt verändert: Der Tenor, der heute einen guten Siegfried singen kann, wird hofiert von Berlin bis Seattle, kann in London, Paris oder New York Gagen verlangen, die er in Bayreuth nie bekommt. Ehrlicherweise ist zu sagen: Auch die Eintrittspreise sind hier (im Gegensatz zu Salzburg) moderat geblieben, 30 Euro reichen schon für einen Platz, die teuersten Karten liegen bei 320 Euro. Nur für die Eröffnungspremieren will man künftig deutlich mehr verlangen. Die besten Wagner-Dirigenten jetten nicht minder ruhelos um die Erdkugel, Wagner ist längst ein Eckpfeiler im Opernbetrieb geworden. So kommt es, dass die bahnbrechenden Wagner-Produktionen längst nicht mehr in Bayreuth entstehen müssen, nicht einmal in Deutschland und auch nicht unbedingt an den führenden Opernhäusern der Welt, wie – um nur ein besonders eindrückliches Beispiel zu nennen – die atemberaubende Inszenierung des «Rings» zeigte, welche das spanische Theaterkollektiv La Fura dels Baus 2009 im neuen Calatrava-Opernhaus in Valencia auf die Bühne brachte.



Richard Wagner, Gattin Cosima, um 1875.

Auch vor diesem Hintergrund sind die Flügelkämpfe im Wagner-Clan zu sehen. Bayreuth sucht seine Position im immer globaler werdenden Opernbetrieb. «Weisst du, wie das wird?», fragen die Nornen im «Ring». Wotan darf nicht länger warten, sonst droht die Götterdämmerung, und wenn an ihrem Ende mit dem Feuergott Loge wenigstens einer der Lichtalben dem Untergang entrinnt, so ist

## Nike Wagner: «Immer nur Wagner zu machen, das ist doch grottenlangweilig.»

nicht gesagt, dass es in Bayreuth auch so gehen muss: Eine Festspielleitung ohne Wagner-Blut wäre dann vielleicht plötzlich kein Tabu mehr.

Die Satzung der Richard-Wagner-Stiftung sieht ausdrücklich ein Mitglied der Familie Wagner als Festspielleiter auf dem Grünen Hügel vor, «ausser es würden andere, besser geeignete Bewerber auftreten». Die Bereitschaft dazu aber wuchs schon in jenen Jahren, in denen Wolfgang störrisch wie der Lindwurm im «Siegfried» auf seinem Nibelungenschatz sitzt: «Ich lieg' und besitz'». Und Katharina, die einen Vertrag bis 2020 in der Tasche hat, den dannzumal wieder anstehenden neuen «Ring» aber nicht inszenieren will, hat sich bisher nicht in die Karten blicken lassen.

Hinter den Kulissen lauerte Nike mit ihren Getreuen – bis die 71-Jährige Anfang Mai überraschend ihren endgültigen Verzicht auf die Leitung der Festspiele bekanntgab. In einem Interview mit der *Rheinischen Post* schoss sie noch einmal scharf gegen Wolfgang und verkündete, dass sie für Bayreuth, das «fast schon ein bayrisches Staatstheater» geworden sei, nicht mehr zur Verfügung stehe: «Auch Träume kommen irgendwann an ein Ende. Und: Immer nur Wagner zu machen, das ist doch grottenlangweilig.» Das klingt zwar ein bisschen bittersüß: Ihr Festivalkonzept, das sie 2008 zusammen mit einem der profiliertesten Festspielleiter Europas, Gerard Mortier, präsentierte, sah gerade die Abkehr vom reinen Wagner-Festival vor. Damit ist praktisch festgeschrieben, dass Bayreuth auch 2026, wenn der 150. Geburtstag der Festspiele gefeiert werden kann, noch immer ausschliesslich den heiligen sieben Wagner-Opern geweiht sein wird.

Reinmar Wagner ist Redaktor bei der Fachzeitschrift *Musik & Theater*. Er ist nicht mit der Musikerfamilie Wagner verwandt.



«Unvergleichliche Glücksgefühle»: Opernsängerin Kasarova.

## Klassik-Sommer

# «Singen ist wie Sport»

Die aus Bulgarien stammende Schweizer Mezzosopranistin Vesselina Kasarova hat ihre Karriere in Zürich begonnen und ist seit den neunziger Jahren ein Fixstern am Opernhimmel. Nun hat sie ihr Wirkungsfeld erweitert. *Von Marianne Zelger-Vogt*

Das Zürcher Opernhaus war während Jahrzehnten ihr Stammhaus. Der damalige Direktor Christoph Groszer hat Vesselina Kasarova 1989 in ihrer Heimatstadt Stara Zagora in Bulgarien bei einem Konzert entdeckt und sie sogleich engagiert. Unter seinem Nachfolger, Alexander Pereira, konnte sie sich kontinuierlich die grossen Partien des Mezzosopranfaches erarbeiten: von den Werken Mozarts, Rossinis, Donizettis und Bellinis über Charlotte in Massenets «Werther», Offenbachs Belle Hélène und Périochole, Bizets Carmen, Händels Agrippina, Penelope in Monteverdis «Ulisse» bis zu Strauss' Rosenkavalier, der Venus in Wagners «Tannhäuser» und der Eboli in Verdis «Don Carlos». Daneben führte sie eine glanzvolle Karriere an alle bedeutenden Opernhäuser Europas und der USA. Parallel dazu entstand eine

umfangreiche, mit zahlreichen Preisen bedachte Diskografie.

### Maximum an Gefühlsausdruck

Vor fünf Jahren habe ich mit ihr das Buch «Ich singe mit Leib und Seele» publiziert, das die Summe ihrer künstlerischen Erfahrungen enthält. Ist es noch aktuell? Müsste es ergänzt werden? «Zu allem, was ich in diesem Buch sage, stehe ich auch heute noch, doch ich habe inzwischen natürlich weitere Erfahrungen gemacht, mein Repertoire erweitert, neue Aufgaben übernommen», sagt sie. Die Kasarova-Fans, welche die Sängerin gerade auch wegen ihrer darstellerischen Intensität und Wandelbarkeit lieben, registrieren mit Bedauern, dass ihre Bühnenauftritte selten geworden sind. «Es stimmt, ich trete jetzt häufiger in Konzerten als

auf der Opernbühne auf, doch ich habe mein Opernrepertoire auch in jüngster Zeit erweitert.» Sie erwähnt ihre Rolle als Judith in «Herzog Blaubarts Burg» von Bartók vor zwei Jahren in Wiesbaden und die Maddalena in Verdis «Rigoletto» an der Pariser Opéra Bastille im letzten Jahr. «Danach war für die Innsbrucker Festwochen der Alten Musik Cimarosas «Matrimonio segreto» geplant, doch nach einer intensiven Probenzeit wurde ich wenige Tage vor der Premiere bei einem versuchten Raubüberfall im Gesicht verletzt und konnte nicht auftreten», erzählt sie.

Für ein Japan-Gastspiel der Wiener Staatsoper hat sie dann die Partie des Komponisten in Strauss' «Ariadne auf Naxos» einstudiert – die einzige grosse Hosenrolle, die in ihrem Repertoire noch gefehlt hat. Doch kurz vor der Japan-

Reise erlebte sie den nächsten Schicksalsschlag: Ihr Vater, mit dem sie sehr eng verbunden war, starb. «Ihm verdanke ich es, dass ich Musikerin geworden bin. Es wäre mir unmöglich gewesen, in Japan zu singen. Die Stimme ist ein sehr empfindliches Instrument, sie reagiert auf jede seelische Erregung. Aber ich hoffe, dieses Rollendebüt eines Tages nachholen zu können.»

In Vesselina Kasarovas Konzertprogrammen nehmen Arien aus ihrem Mozart- und Händel-Repertoire weiterhin einen prominenten Platz ein, und wenn sie «La mort de Cléopâtre» von Berlioz singt, die «Kindertotenlieder» von Mahler oder, wie jüngst im Rahmen der Migros-Kulturprozent-Classics, Wagners «Wesendonck-Lieder», den Gesang mit expressiver Gestik und Mimik untermalend, dann ereignen sich packende Dramen.

Kann ihr das die Opernauftritte ersetzen? «Ich versuche auch in der komprimierten Form einer Arie oder eines Konzertstückes ein Maximum an Gefühlsausdruck zu vermitteln und die singende Person mit all ihren Emotionen lebendig werden zu lassen. Aber es ist natürlich etwas anderes, eine Figur auf der Bühne über eine ganze Opernhandlung hinweg zu entwickeln und in all ihren Facetten auszuloten.»

Sie sei Sängerin geworden, weil sie spielen wollte, und es gebe noch eine ganze Reihe von Rollen auf ihrer Wunschliste: Amneris in Verdis «Aida», Didon in «Les Troyens» von Berlioz, als weitere Verdi-Partien Ulrica in «Un ballo in maschera» und Azucena in «Il trovatore», aus dem russischen Repertoire Marfa in Mussorgskis «Chowanschtschina». «Ich kann zwar meine Stimme immer noch so schlank führen, wie es die Mozart- und Belcanto-Partien oder «Les nuits d'été» von Berlioz verlangen, doch sie ist dramatischer geworden, und ich fühle mich jetzt auch darstellerisch reif für solche Charaktere.»

Noch immer ist die Zeit, die Vesselina zu Hause am Zürichsee mit ihrem Mann und ihrem Sohn verbringt, knapp bemessen, doch

## Man müsse lernen, auf die eigene Stimme zu hören und sie richtig zu hören.

die Reisen führen sie zu neuen Zielen. Regelmässig wird sie zu Meisterkursen eingeladen, so lehrte sie unlängst an Eva Linds Musikakademie Tirol und an der Hochschule der Künste in Bern. Besonderen Wert legt sie in ihrem Unterricht auf die Atemtechnik, das sei das A und O des Gesangs. Doch sie will die Studierenden auch auf die Schwierigkeiten des Sängerberufes



Authentisch und unverwechselbar: Kasarova.

vorbereiten. Wille, Disziplin, Fleiss, mentale und physische Belastbarkeit seien unabdingbare Voraussetzungen für den Erfolg. Man müsse lernen, auf die eigene Stimme zu hören und sie richtig zu hören.

Vor allem möchte sie die Nachwuchssänger dazu bringen, authentisch und unverwechselbar zu sein. Dass heute praktisch das gesamte Opernrepertoire auf Youtube in unendlich vielen vokalen Interpretationen verfügbar sei, mache es für junge Sänger schwieriger, ihr eigenes Potenzial und ihre stimmliche Individualität zu entwickeln. Auch der richtige Umgang mit dem eigenen Körper sei essenziell. «Unser Sängereleben hängt zwar nicht bloss an einem Faden, aber an zwei kleinen Muskeln, den Stimmbändern. Wenn diese nicht richtig funktionieren oder überstrapaziert werden, ist es aus mit der Karriere, dafür gibt es leider nur zu viele Beispiele. Insofern ist Singen wie Sport.»

Es sei ein grosses Privileg, sein Leben mit Musik zuzubringen und auch materiell bestreiten zu können. «Wer die Begabung dazu bekommen hat, sollte sie mit aller Energie entwickeln», sagt Vesselina Kasarova. Sie habe dank ihrem Beruf unzählige interessante Menschen in den verschiedensten Ländern kennengelernt, Kolleginnen und Kollegen, Dirigenten,

Regisseure, auch Menschen aus dem Publikum. «Man geht auf der Bühne stets an Grenzen, es herrscht ständig Hochspannung, man kann all seine Gefühle ausleben, der Gesang erfordert Kraft, doch die Musik verleiht auch Kraft – und sie verleiht unvergleichliche Glücksgefühle, wenn in einer Aufführung alles zusammenstimmt.» Sie kommt dabei ins Schwärmen: «Etwas Schöneres, als im Terzett am Ende von Strauss' «Rosenkavalier» mitzusingen, kann ich mir gar nicht denken.»

## Bulgarisches Temperament

Ihre neueste Rolle spielt sie hinter den Kulissen. Seit September letzten Jahres ist Vesselina Kasarova Artistic Director der Oper in ihrer Heimatstadt Stara Zagora. Sie hat dort Mitspracherecht in allen künstlerischen Belangen, bei der Spielplangestaltung, den Sänger-Besetzungen, dem Engagement von Dirigenten und Regisseuren, muss jedoch dank den heutigen elektronischen Kommunikationsmitteln nur eine beschränkte Zeit vor Ort sein. Es gebe in Bulgarien viele begabte, gutausgebildete Musiker, aber auch im internationalen Opernbetrieb begegne sie immer wieder Landsleuten, die gerne in ihrem Heimatland auftreten würden. Ihr Ziel ist es, das künstlerische Niveau des Hauses anzuheben und dank ihrem grossen Beziehungsnetz den internationalen Austausch zu fördern.

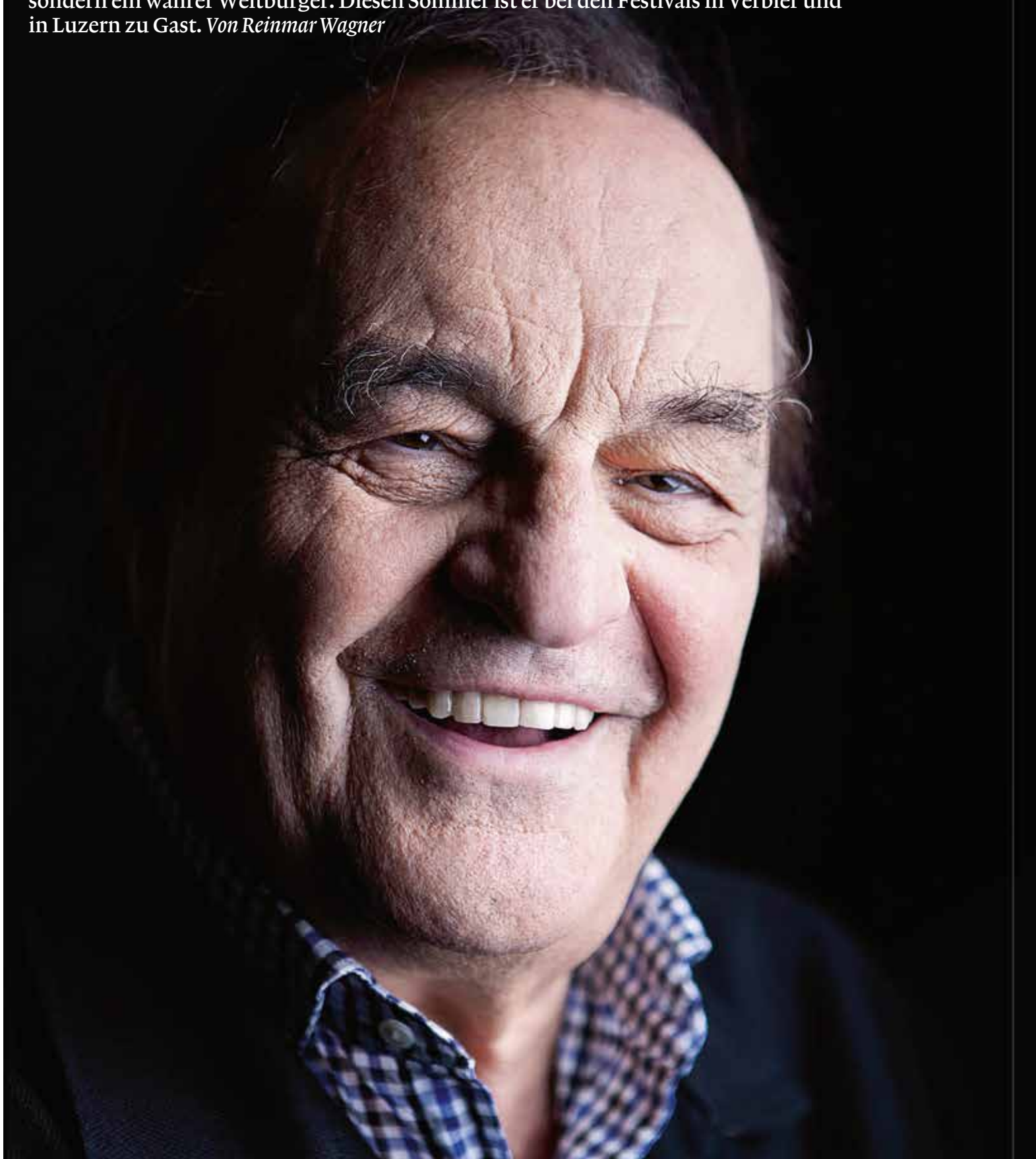
Die Oper von Stara Zagora könne jungen Sängern Gelegenheit bieten, interessante Rollen auszuprobieren. Sie selber versteht sich dabei als Brückenbauerin. «In der Schweiz, wo ich nun schon länger lebe, als ich in Bulgarien gelebt habe, habe ich gelernt, was Pünktlichkeit, Verlässlichkeit, Gemeinschaftssinn heisst. Das wirkt sich in einem Opernbetrieb sehr positiv aus. Die Bulgaren sind dagegen etwas lockerer, spontaner und temperamentvoller, das ergibt eine gute Mischung.»

**Nächste Auftritte von Vesselina Kasarova:** 3., 4. Juni: Warschau (Mahler: «Das klagende Lied»); 10. Juni: Altenberger Dom und 11. Juni: Konzertsaal Bagno, Steinfurt (Händel-Arien, bulgarische Volkslieder); 16. Juni: Palais des Beaux-Arts, Brüssel («Biblische Lieder» von Dvorák); 24. Juni, 2. und 15. Juli: Kissinger Sommer; 6. Juli: Open-air-Aufführung von «Carmen» in Stara Zagora; 9. September: Kloster Muri, Festsaal (Händel-Arien, bulgarische Volkslieder); 29. September: Konzerthalle Bamberg; 1. Oktober: Beethovenfest Bonn («La mort de Cléopâtre», Berlioz); 19. und 21. Oktober: Nationaloper, Sofia (Eboli in «Don Carlos»)

**Marianne Zelger-Vogt** war über dreissig Jahre lang Feuilletonredaktorin bei der NZZ. 2012 hat sie mit Vesselina Kasarova das Buch «Ich singe mit Leib und Seele. Über die Kunst, Sängerin zu sein» publiziert. 2014 ist in der Reihe «Opernführer kompakt» ihre in Zusammenarbeit mit Heinz Kern verfasste Monografie über Richard Strauss' «Rosenkavalier» erschienen (beide bei Bärenreiter/Henschel).

## Dirigentenleben der Superlative

Der Schweizer Charles Dutoit ist nicht nur einer der prominentesten Orchesterleiter der Welt, sondern ein wahrer Weltbürger. Diesen Sommer ist er bei den Festivals in Verbier und in Luzern zu Gast. *Von Reinmar Wagner*



«Oft ist auch eine grosse Portion Neid dabei»: Charles Dutoit.



Für lebende Legenden reist man gerne: Der junge Charles Dutoit flog 1962 extra nach New York, um sein Idol Igor Strawinsky zu treffen, der «Les Noces» in der Town Hall dirigierte und einspielte. Bloss liess man den jungen Mann nicht in den Saal. «Da wandte ich mich in der Not an den Pianisten Lukas Foss, den ich zum Glück schon kannte», erzählt Dutoit. «Der nahm mich sogleich als Umblätterer mit in die Proben, und so sass ich im Zentrum des Geschehens, gleich zu Füssen von Strawinsky. Ich war sehr überrascht, wie klein er war. Er war übrigens sehr nett, froh, mit mir französisch sprechen zu können, ein sehr charmanter Gentleman. Wir sprachen viel über die Schweiz, wo er während des Ersten Weltkriegs gelebt hatte.»

Für sein Handwerk als Dirigent habe er allerdings in diesen Tagen nicht viel profitieren können, erinnert sich Dutoit: «Strawinsky war nicht wirklich ein versierter Dirigent. Aber natürlich war er ein Monument, eine charismatische Persönlichkeit.» Mehr über Strawinskys Musik habe er bei Ernest Ansermet gelernt, der Dirigentenlegende an der Spitze des Orchestre de la Suisse Romande. «Er war nie wirklich mein Lehrer, und dennoch verdanke ich ihm enorm viel. Ich bin sehr glücklich, eine Persönlichkeit gekannt zu haben, die noch bei den Ballets Russes dirigiert hatte. Für das ganze Repertoire von Rimski-Korsakow über die französische Spätromantik bis zu den Komponisten des 20. Jahrhunderts war Ansermet für mich die lebendige Tradition und eine unglaubliche Inspirationsquelle.»

### Fixpunkt Montreal

Es gibt nicht wenige Klassikfreunde, die Charles Dutoit zwar kennen, ihn aber nicht mit der Schweiz in Verbindung bringen. Viele denken, er sei Franzose oder Kanadier, und man kann ihnen keinen grossen Vorwurf machen. Denn Charles Dutoit, 1936 in Lausanne geboren, hat das Schweizerkreuz nie vor sich hergetragen. Zwar studierte er Geige, Theorie und Dirigieren an den Konservatorien von Lausanne und Genf, wurde für ein paar Jahre auch Chefdirigent des Berner Symphonieorchesters und spielte Ende der sechziger Jahre neben Rudolf Kempe beim Zürcher Tonhalle-Orchester eine tragende Rolle. Aber seine Karriere hat Charles Dutoit vor allem im Ausland gemacht, in Mexiko und Göteborg zuerst, dann in Montreal, wo er 25 Jahre lang eine Ära prägte, die durchaus vergleichbar ist mit den legendären Jahren von Simon Rattle in Birmingham oder Mariss Jansons in Oslo.

Es war die Pionierzeit der CD, glänzendes Silber löste schwarzes Vinyl ab. Gerade die Klassiklabels, denen es damals noch prächtig ging, erkannten nicht nur die klanglichen, sondern auch die kaufmännischen Möglichkeiten des neuen Mediums: In einem Markt, in dem das Standardrepertoire von Konzert über Oper bis Kammermusik mit den bekanntesten Klassikstars inzwischen verfügbar war, liess sich alles

noch einmal von neuem verkaufen. Decca war auf der Suche nach Protagonisten, die in der neuen Technik das «Repertoire Ansermet» einspielen konnten, die französische Musik der Romantik und des beginnenden 20. Jahrhunderts, die in den Aufnahmen aus der Genfer Victoria Hall als absolute Referenz galten. Charles Dutoit war eine logische Wahl als Ansermets ehemaliger Assistent, mehr aber noch als zuverlässiger und solider Arbeiter an Klang und Balance, der in den Jahren ab 1977 das Montrealer Orchester auf Präzision und Klangkultur getrimmt hatte.

Ravels Ballettmusik «Daphnis et Chloé» war der Startschuss und erschien 1982 als eine der allerersten Klassik-CDs überhaupt, kurz nach Claudio Arraus Chopin-Walzern und der «Alpensinfonie» von Richard Strauss unter dem technophilen Herbert von Karajan. Der Konzertsaal in Montreal war ein Mehrzweckbau für Konzerte, Oper, Ballett, Generalversammlungen und Turnvereine. Für die Aufnahmen fand man nach langer Suche eine Kirche ausserhalb der Stadt, aus der man die Bänke räumte und wo man in der Mitte das Orchester platzierte. Die Akustik war gut, die Decca-Techniker taten ihr Bestes, das Orchester und Dutoit waren den Herausforderungen gewachsen: Der Montreal-Sound war geboren.

«Wir haben auch etwas getan für diesen Montreal-Sound», sagt Dutoit heute. «Das Orchester hat hart gearbeitet. Die Absicht bei Daphnis et Chloé war, eine Demo-Disc für das System CD herauszubringen, und das ist uns mit der Transparenz und Delikatesse, welche das Medium ermöglicht, sehr gut gelungen. Das war eine riesige Chance für das Orchester, wir haben sie gepackt und dieses Image über viele Jahre gepflegt.» Über vierzig Tourneen unternahm das Orchester unter Dutoits Leitung, über zehnmal reisten sie zum Beispiel nach Japan. Die CDs verkauften sich hervorragend, Dutoit-Montreal war zum Qualitätssiegel geworden. «Das hat so lange funktioniert, bis die Plattenfirmen den Markt mit Billigproduktionen überschwemmt haben. Für wirklich hochstehende Orchester- und Opernproduktionen war das der Todesstoss.»

### «Boléro» und «La mer»

Nach 25 Jahren verliess Dutoit 2002 die Chefposition in Montreal. Parallel dazu übernahm er zeitweise leitende Funktionen bei den beiden grossen Pariser Orchestern, wurde 1998 Chef beim NHK-Orchester in Tokio, leitete von 2008 bis 2012 das Philadelphia Orchestra und ist seit 2009 in London Chef des Royal Philharmonic Orchestra, mit dem er diesen Sommer, am 8. September, auch in Luzern gastiert und mit dem er zwei der populärsten und besten Orchesterwerke aus Frankreich aufführt, das impressionistische Orchestergemälde «La mer» von Claude Debussy und Ravels berühmteste Tondichtung, «Boléro», mit ihrem hypnotisch

kreisenden Trommelrhythmus. Solistin in Beethovens erstem Klavierkonzert ist Martha Argerich, mit der Dutoit vier Jahre lang, von 1969 bis 1973, verheiratet war.

In Verbier, beim anderen grossen Schweizer Klassikfestival, ist der rüstige Achtzigjährige ebenfalls zu erleben. Er leitet das Eröffnungskonzert am 21. Juli mit einer konzertanten Version der Richard-Strauss-Oper «Salome» mit Gun-Brit Barkmin in der Titelrolle. Und er gibt damit gleichzeitig seinen Abschied als Chefdirigent des Festivalorchesters, das aus Musiktalenten aus aller Welt besteht und seit dem Jahr 2000 das Markenzeichen des Verbier Festival ist.

### Reisender aus Leidenschaft

Charles Dutoit führt ein Dirigentenleben der Superlative. Über 160 Orchester auf der ganzen Welt hat er dirigiert. Nicht so sehr eine Frage der sportlichen Herausforderung, wie er betont, sondern der Neugier, die ihn nicht nur in der Musik stets angetrieben habe: «Ich rate allen, sich irgendwo zu vertiefen, wirklich auf den Grund zu gehen, wirklich wissen zu wollen. Ich habe mich zum Beispiel sehr stark mit Japan auseinandergesetzt: Ich wollte diese Kultur verstehen, den Kaiser, die Götterwelt oder den verlorenen Krieg. Die japanische Literatur darüber ist hochinteressant, denn die Sieger schreiben immer ihre eigene Geschichte.»

Charles Dutoit ist ein Reisender aus Leidenschaft, als einer der nach wie vor wenigen Menschen gehört er zum elitären Kreis jener Globetrotter, die einen Fuss in sämtliche 195 Länder der Erde gesetzt haben. Besondere Herausforderungen seien die Krisengebiete Somalia und Kongo gewesen, erzählt Dutoit: «Da war mir nicht immer sehr wohl dabei. Und ich kenne auch nur sehr wenige Menschen, die sich dorthin wagten. Afrika ist ein starkes, wuchtiges Erlebnis. Es ging mir aber überhaupt nicht nur darum, wieder einen Fleck auf der Karte abzuhaken. Ich habe viel gelesen über die Kolonialzeit, ich wollte wissen, wie es heute dort aussieht, wollte die Probleme sehen, für die Europa die Verantwortung trägt.»

Für Hunderte Stunden ungesichtetes Videomaterial lagert bei ihm zu Hause, aber Dutoit denkt nicht an Ruhestand: «Ich will arbeiten, wie alle Dirigenten. Und ich will lesen, wissen, Museen besuchen. Mich reizen intellektuelle Herausforderungen. Und ich werde auch weiter reisen.» Und welchen Blick hat der Weltbürger auf sein Heimatland? «Es ist nicht so, dass ich mich nach der Schweiz sehne, wenn ich im Ausland bin. Aber ich kehre immer mit Freude zurück. Das hat sich mit dem Älterwerden verändert, als Jugendlicher findet man alles verstaubt und langweilig. Nach wie vor verbindet mich viel mit diesem Land. Wir brauchen uns nicht zu verstecken, wir dürfen ruhig etwas stolz sein auf unsere Leistungen. Unsere Nachbarn schauen nicht immer so freundlich auf uns, aber da ist oft auch eine grosse Portion Neid dabei.» ○

## Stradivari im Berner Oberland

Die Musikfestwoche Meiringen hebt sich mit einem millionenteuren Instrument und einer Kooperation mit der einzigen Geigenbauschule der Schweiz von den anderen Klassikfestivals ab. *Von Rita Kempter*

Es ist ein besonderer Stargast, mit dem die Musikfestwoche Meiringen dieses Jahr aufwarten kann. Er heisst Mara. Mara ist weder ein Musiker noch ein Dirigent, sondern ein Cello, benannt nach dem Cellisten und Komponisten Giovanni Mara, einem frühen Besitzer dieses Instruments. Erbaut wurde es 1711, also in der Goldenen Periode, vom bekanntesten Geigenbauer der Welt: Antonio Stradivari. Der Schweizer Meistercellist Christian Poltéra wird mit ihm und der Camerata Zürich am 7. Juli die Musikfestwoche eröffnen. Am 10. Juli führt er im Kino Brienz eine Komposition Giovanni Maras auf, und der Schriftsteller Wolf Wondratschek liest aus seiner Erzählung «Mara».

Das wertvolle Instrument hat eine filmreife Geschichte hinter sich. Nach einer Schiffshavarie schien es einmal ganz zerstört. Dazu später mehr. Das Cello dient an der Musikfestwoche als Anschauungsbeispiel für das komplexe handwerkliche Fachwissen, das auch an der nahegelegenen Geigenbauschule in Brienz gelehrt wird. Die einzige Ausbildungsstätte dieser Art in der Schweiz ist mit dem Festival eine Kooperation eingegangen.

### Handwerk für das ganze Orchester

«Wir sind ein kleiner Betrieb», sagt der Leiter Hans Rudolf Hösli. Im historischen Dorfteil von Brienz – unten schimmert türkis der See, oben ragen die Berge ins Blau des Himmels – hat die Geigenbauschule ihre Heimat: ein typisches Brienzer Haus aus dem 17. Jahrhundert mit zwei neueren rückseitigen Anbauten. Im hintersten Teil mit den vielen hohen Fenstern befindet sich die Werkstätte, ein hoher, lichter Raum mit Arbeitsplätzen an den Wänden und in der Mitte.

Da wird gesägt, geschliffen, gehobelt, gemeisselt, gestochen, geleimt, gehämmert, gepinselt. Elf Schülerinnen und Schüler lernen hier zurzeit das Geigenbauhandwerk. Ruhig

und konzentriert sind die jungen Frauen und Männer an der Arbeit. Genauigkeit, Ausdauer, Geduld und Hingabe sind gefragt. Es braucht Zeit und handwerkliches Geschick, bis aus einem Stück Fichtenholz eine Geigendecke, aus Ahornholz ein Boden, der Zargenkranz, ein Hals oder eine Schnecke geformt ist, bis aus siebzig Einzelteilen schliesslich eine Geige, eine Bratsche oder ein Cello entsteht.

Die Brienzer Geigenbauschule ist privat organisiert und wird von einer Stiftung getragen. Theoretisch wäre es auch möglich, sich das Handwerk direkt bei einem Geigenbauer anzueignen. Zurzeit macht das aber niemand.

«Die Schülerinnen und Schüler schätzen es, hier mit andern ihre Passion zu teilen, sich austauschen zu können. Das ist interessanter für sie, als allein zu lernen», sagt Hans Rudolf Hösli. Interessenten gibt es jedenfalls weit mehr, als in Brienz Aufnahme finden können. Doch wie sieht es nach der Lehre aus? Ist es schwierig, eine Stelle zu finden? «Nein, unsere Schulabgänger finden Arbeitsplätze in Geigenbauateliers im In- und Ausland», antwortet Hösli.

Die Lehre beinhaltet die praktische Ausbildung, Einführungskurse und Berufskunde. Auch Musikunterricht gehört dazu. Das nötige Wissen für den Geigenbau vermitteln die Lehrer am Anfang gleich an der Werkbank. «Hier in der Schule wird alles miteinander verflochten, die einzelnen Ge-

biete werden nicht so abgetrennt», erklärt Hösli. «Praktische Arbeit und theoretisches Lernen gehen fließend ineinander über.» Ziel der ersten zwei Jahre ist es, die Grundtechniken zu lernen, Streichinstrumente handwerklich selbständig herstellen zu können. Im dritten und vierten Lehrjahr kommt dann auch das Reparieren dazu. Dies ist im späteren Berufsleben der Hauptteil der Arbeit. Instrumente reparieren, Mietinstrumente herrichten, beraten, Verkauf von Zubehör: All das



Violine, Kopie nach F. Ruggieri.

### Elf Schülerinnen und Schüler lernen in Brienz zurzeit das Geigenbauhandwerk.



Siebzig Einzelteile: Geigenbauer Hösli mit

nimmt heute einen Grossteil der Zeit ein, die ein Geigenbauer hat.

Viele Berufsleute stellen keine Instrumente mehr her. «Es ist aber trotzdem wichtig, dass der Geigenbau von Grund auf gelernt wird», meint Hösli. Über die vier Lehrjahre baut jeder Schüler, jede Schülerin acht verkaufsfertige Instrumente. Das achte Instrument – ihr Lehrabschlussinstrument – können die Schüler gegen den Materialwert mitnehmen, die andern



Schweizer Cellist Poltéra mit dem legendären «Mara».



Lehrtochter im Holzlager.



Begehrter Beruf: Geigenbauschule Brienz.

werden von der Schule verkauft und helfen mit, diese zu finanzieren. Fünf- bis achttausend Franken kostet ein solches Instrument.

Zurück zu Mara, dem Stradivari-Cello. Die über 300 Jahre seiner Existenz sind gut dokumentiert, was nicht selbstverständlich ist. Man weiss zum Beispiel, dass es Anfang des 19. Jahrhunderts umgebaut wurde mit dem Ziel, lauter zu klingen, virtuoser beispielbar zu sein – wie die anderen Stradivari-Instrumente. Deshalb wird man auch nie erfahren, wie Mara und die übrigen noch erhaltenen Geigen, Bratschen und Celli des Meisters aus Cremona einst geklungen hatten.

Soweit man weiss, ist kein Instrument von Stradivari mehr im Originalzustand erhalten. Von andern Geigenbauern jener Zeit hingegen schon. Heute werden für die Interpretation von Barockmusik oft auch neue Instrumente in der alten Bauweise hergestellt. So fertigen die Schüler in Brienz auch mindestens ein Barockinstrument, also ein Instrument, wie es in den ersten 150 Jahren der Geigenbaukunst gearbeitet wurde. Vor fünf Jahren rüstete die Geigenbauschule gar ein ganzes Orchester, die Camerata Bern, mit solchen Streichinstrumenten aus, die seither in Barockprojekten regelmässig zum Einsatz kommen.

### Cello in Seenot

1963 wäre Mara fast zerstört worden. Das Cello gehörte seit 1954 dem italienischen Cellisten Amadeo Baldovino. Mit seinem Trio di Trieste war er auf Tournee in Südamerika. Die Musiker sollten für einen Auftritt in Rosario von Montevideo nach Buenos Aires fliegen. Doch die Flugzeuge blieben am Boden, Nebel behinderte die Sicht. Schliesslich entschloss sich das Trio, mit

der Fähre nach Buenos Aires zu fahren. Das Schiff gelangte jedoch nie ans Ziel, es lief auf ein gesunkenes Wrack auf und sank. Wer an Bord war, versuchte verzweifelt, ein Rettungsboot zu ergattern. Baldovino erreichte mit seinem Cello das Deck, beim Kampf ums Überleben kam ihm aber sein Instrument abhanden.

Er glaubte sein wertvolles Cello verloren, als ihn im Hotel in Buenos Aires die Nachricht erreichte, dass es an Land gespült worden sei. Tatsächlich, hier waren die Überreste von Mara: unzählige verschmutzte Holzteile. Diese wurden nach London zu Hill & Sons verfrachtet, bekannt damals für Bau, Handel, Expertisen und Restauration edler Streichinstrumente. Im 19. und 20. Jahrhundert hat sich die Restauration parallel zur enormen Wertsteigerung alter Meisterinstrumente zur Kunst entwickelt. So gelang den Restauratoren von Hill das fast Unmögliche: Sie flickten Mara wieder zusammen – zur gänzlichen Zufriedenheit von Baldovino.

Von Mara war nach dem Schiffsunglück noch sehr viel Originalmaterial vorhanden. Dieses musste langsam und sorgfältig getrocknet, gereinigt und zusammengefügt werden. In der Werkstatt veranschaulicht Hans Rudolf Hösli, wie eine solche Restauration vor sich geht: Die Holzstücke werden provisorisch geleimt, dann erstellt man einen Gipsabdruck, im Gipsbett wird definitiv geleimt, geleimte Risse müssen teilweise unterfüttert, mit Pflästerchen, sogenannten Taquets, verstärkt werden. Die fehlenden Teile werden ersetzt. Der Fachmann hat einen Fundus alter Hölzer. Daraus sucht er das passende Stück aus – ähnliche Maserung, Flämung, Farbe – und bringt es in die richtige Form. «Ein Restaurator», so Hösli, «braucht neben enormem Fachwissen und langjähriger

Erfahrung vor allem Einlesevermögen – er muss sich der Baumethode und dem Stil des Erbauers unterordnen können.» Für die Wiederherstellung von Mara wurde ein immenser Aufwand betrieben. Doch das lohnte sich: Gut vier Millionen Franken war Mara nach Baldovinos Tod dem Käufer wert.

Auch heute klingt Mara noch ausserordentlich. Beinahe wäre es allerdings aus der Öffentlichkeit verschwunden. Nachdem der Cellist Heinrich Schiff 2012 aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr damit auftreten konnte, wollte es der anonyme Eigentümer verkaufen. Christian Poltéra, der das Instrument von seinem Lehrer Heinrich Schiff her bestens kannte, glaubte schon, es nie wieder zu sehen. Doch das Auryn-Quartett und der österreichische Geigenbauer Marcel Richters setzten alle Hebel in Bewegung, um in allerletzter Minute zu verhindern, dass es in den Privaträumen eines taiwanischen Geschäftsmanns und Sammlers landete. Seit Herbst 2012 ist es nun bei Christian Poltéra, der es an seinen Konzerten kunstvoll zum Klingen bringt.

Wer sich selbst davon überzeugen will, setze sich im Sommer in die Michaelskirche Meiringen oder ins Kino Brienz.

Der Schweizer Cellist **Christian Poltéra** wird an der Musikfestwoche Meiringen (7. bis 15. Juli) mit dem Goldenen Bogen geehrt, den ihm die Geigenbauschule Brienz verleiht, unterstützt von der Stiftung Geigenbauschule und der Hans-und-Verena-Krebs-Stiftung.

**Hans Rudolf Hösli** hält im Rahmen der Musikfestwoche zwei Vorträge an der Geigenbauschule Brienz.

# Leben im Allegro

Der Musiker Felix Mendelssohn komponierte wie ein Gott. Er wurde in jungen Jahren weltberühmt und verstarb früh. Eine neue Biografie zeichnet seine Laufbahn nach. *Von Rolf Hürzeler*

Die britische Königin Victoria setzte zum Gesang an. Sie wollte für ihren Gast, den deutschen Musiker Felix Mendelssohn, zu dessen Lied «Italien» anheben. Mit den ersten Tönen begann ein «entsetzliches Gekrächze». Der Papagei Ihrer Majestät mochte es nun mal nicht, wenn Frauchen Königin sich dem Gesang hingab, und protestierte lautstark. Der Vogel liess sich nicht beruhigen, so dass sich Mendelssohn gezwungen sah, den Käfig mit dem Federvieh eigenhändig aus den royalen Gemächern hinauszutragen. Erst dann durfte Victoria ihrem Gast zu Ehren das ausgewählte Lied vom Sehnsuchtsland Italien singen.

Die österreichische Biografin Rosemarie Marschner erzählt diese Anekdote in ihrem neuen Buch «Good Morning, Mr. Mendelssohn». Die Episode soll sich am 20. Juni 1842 im Londoner Kensington Palace zugetragen haben. Der Komponist, Pianist und Organist Felix Mendelssohn (1809–1847) stand damals auf dem Höhepunkt des Ruhms. Seine Musik traf den Zeitgeist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so genau, dass der junge Mann in Deutschland und England geradezu abgöttisch verehrt wurde.

## Mit zwölf beeindruckte er Goethe

Er kam mit einem goldenen Löffel im Mund zur Welt. Sein Vater war ein reicher Berliner Bankier mit Sinn für die schönen Künste. Seine Mutter eine weitblickende, sensible Frau, die sich intensiv für die künstlerische Ausbildung ihrer vier Kinder einsetzte. Neben Felix war auch seine Schwester Fanny mit einem ausserordentlichen musikalischen Talent gesegnet: So wählte Königin Victoria für ihren Vortrag mit «Italien» irrtümlicherweise ein Lied aus Mendelssohns Sammlung, das er nicht selbst geschrieben hatte, sondern Fanny. Es kam in seine Kollektion, weil es damals für junge Frauen unschicklich war, Eigenkompositionen zu veröffentlichen.

Mendelssohn glaubte stets an sich. Er durfte bereits als Zwölfjähriger Johann Wolfgang Goethe mit dem Klavier vorspielen, dessen Meinung damals in Weimar als das Mass aller kulturellen Leistungen galt. Tatsächlich liess sich der Alte von dem Kind beeindrucken, Mendelssohn war somit noch vor der Pubertät auf dem Olymp der gesellschaftlichen Anerkennung angekommen. Zeit seines Lebens verkehrte er mit all den Grossen jener Jahre. Er stand in der Gunst des Preussenkönigs Friedrich Wilhelm IV. und war dem politischen Aufklärer Heinrich Heine verbunden.



Noch vor der Pubertät auf dem Olymp: Mendelssohn.

All diese Wertschätzung erfuhr indes durch den Antisemitismus eine Trübung. Schon Mendelssohns Vater veranlasste deshalb, dass die gesamte Familie vom Judentum zum lutherischen Glauben konvertierte und ersetzte den Familiennamen Mendelssohn mit «Bartholdy». Der besorgte Familienpatriarch schien das Schicksal der deutschen Juden hundert Jahre später geradezu prophetisch vorausgeahnt zu haben. Der junge Felix hielt vom christlichen Bekenntnis indes nichts, blieb bei seinem ursprünglichen Namen und setzte nicht einmal «Bartholdy» hinten an, wie das seine Anhänger postum taten. Die Geschichte holte Mendelssohns Musik dennoch ein. Sie war – Konversion oder nicht – bei den Nationalsozialisten verfehmt. Diese zerstörten auch systematisch die zahlreichen Denkmäler und Gedenkstätten des Komponisten in Deutschland.

Heute ist der Komponist gefragt denn je. Eben erzielte ein eher unbedeutendes Notenmanuskript zur Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach, das Mendelssohn eigenhändig geschrieben hatte, an einer Zürcher Auktion einen Preis von 180 000 Franken.

Da Mendelssohn ein Wunderkind war, lässt sich sein musikalischer Durchbruch nicht datieren. Aber Ecksteine seiner Laufbahn sind unübersehbar. So erhielt er 1833 in Düsseldorf die Stelle eines Städtischen Musikdirektors. In jener Zeit komponierte er das «Paulus»-Oratorium nach der Lebensgeschichte des Apostels Paulus. Es erlebte drei Jahre später am Niederrheini-

schen Musikfest seine Premiere und gilt bis heute als einer der musikalischen Höhepunkte der Romantik. Aber später, Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, entsprach der Zeitgeist Mendelssohn nicht mehr.

Seine Musik galt als gefällig, als wenig innovativ, als zu biedermeierlich. Biografin Marschner sagt dazu: «Zur Zeit Mendelssohns hatte man sich in die Salons zurückgezogen, seine Musik ist zum Teil sehr privat.» Aber nur zu einem kleinen Teil, seine Sinfonien, die «Italienische» oder die «Schottische», sowie sein Violinkonzert wurden für eine breite Hörerschaft geschrieben, die begeistert war – ob in Berlin, Leipzig oder London, den drei Grossstädten, in denen der Komponist zu Hause war. Seinen bis heute geltenden Ruf, ein angepasster Musiker gewesen zu sein, findet Marschner ungerecht: «Wir wissen ja nicht, was er als reifer Komponist geschrieben hätte, da er mit 38 Jahren nach einem Schlaganfall verstarb.»

Der Mann musste stets unter inneren Widersprüchen gelitten haben. Seine Familie mit der eigenwilligen Ehefrau Cécile Charlotte Sophie und den fünf Kindern war liberal geprägt, aufgeklärtes Bürgertum eben. Aber Mendelssohn liess sich immer wieder vom reaktionären Preussenkönig Friedrich Wilhelm IV. zu Propagandazwecken einspannen, er schrieb auf sein Geheiss «Antigone», die Schauspielmusik zur Tragödie von Sophokles. Der Künstler liess sich dazu überreden, obwohl er lieber bei seiner Familie in Leipzig sein wollte. Zumal ihm Nähe zur konservativen Macht zuwider war.

Seine Familie blieb ihm das ganze, kurze Leben lang wichtig. Wenn da in seinen letzten Lebensmonaten nicht die schwedische Sängerin

## Die gesamte Familie konvertierte vom Judentum zum lutherischen Glauben.

Jenny Lind gewesen wäre. Mendelssohn verknallte sich böse in sie: «Hätte er länger gelebt, hätte dies vielleicht viel Leid gebracht», sagt Marschner. Oder viel Glück, wir wissen es nicht.

Rosemarie Marschner hat sich vier Jahre intensiv mit Felix Mendelssohn befasst. Sie hat die Erzählform einer «biografischen Fiktion» gewählt. Das heisst, sie hielt sich akribisch an die äusseren Fakten seines Lebenswegs, hat aber die Dialoge und seine möglichen Seelenzustände erfunden. Das ist ein risikoreiches Unterfangen, weil der Leser nie ganz sicher sein kann, was tatsächlich war oder was lediglich hätte gewesen sein können. Marschners Einsatz hat sich gelohnt. Nach der Lektüre dieses Buchs fühlt man sich dem Komponisten näher denn je.

Rosemarie Marschner: Good Morning, Mr. Mendelssohn. DTV. 510 S., Fr. 16.90

# Alle Zeit der Welt *seit 1760*

  
PATEK PHILIPPE  
GENEVE

  
ROLEX

A. LANGE & SÖHNE  
GLASHÜTTE I/SA

  
*Breguet*  
Depuis 1775

  
JAEGER-LECOULTRE

  
HUBLOT

  
BREITLING  
1884

*Cartier*

*Chopard*

  
BAUME & MERCIER  
MAISON D'HORLOGERIE GENEVE 1830

IWC  
SCHAFFHAUSEN

  
TUDOR

J\*  
D\*  
JAQUET DROZ  
SWISS WATCHMAKER SINCE 1738

  
WAHRE WERTE  
Wellendorff

«Wir führen nur Marken, die Geschichte geschrieben haben.  
So wie wir auch.»

*René Beyer*

René Beyer

BEYER

Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • [beyer-ch.com](http://beyer-ch.com)

## Luzern und der Erdkreis

Unter Intendant Michael Haefliger ist das Lucerne Festival zur globalen Marke geworden, mit Aktivitäten auf drei Kontinenten. Im Fokus steht zurzeit vor allem China, wo das Festival neu eine Residenz einrichtet. Was bringt das? *Von Rico Bandle*

Bei Fussballklubs ist die Expansion in ferne Weltgegenden längst Tatsache: Real Madrid, Manchester United und andere europäische Grossvereine sind rund um den Globus präsent. Die Mannschaften reisen ausserhalb der Saison zu Promotionszwecken nach Asien und in die USA, um sich neue Märkte zu erschliessen. Die Klubs haben zwar eine starke, unverrückbare Heimbasis, die Marke aber wird weltweit gepflegt: Überall sollen Fans die Trikots der Stars kaufen und die Spiele im Fernsehen verfolgen.

In der Champions League der Kultur läuft dies ganz ähnlich. Der Pariser Louvre eröffnet demnächst einen Ableger in Abu Dhabi, die Guggenheim-Stiftung, die Vorreiterin der Kulturglobalisierung, betreibt unter ihrem Namen weltweit vier Museen, die Metropolitan Opera in New York verbreitet ihre Aufführungen mit Kino-Liveübertragungen in alle Welt. Auch Schweizer Institutionen mischen erfolgreich im Kreis der Grossen mit. Das Montreux Jazz Festival hat bislang sieben «Montreux Jazz Cafés» eröffnet, unter anderem in Paris, Singapur und Abu Dhabi. Die Art Basel, die führende Kunstmesse der Welt, ist mit der Art Basel Miami Beach und der Art Basel Hong Kong ebenfalls auf mehreren Kontinenten präsent. Die dritte Institution, die ihre globale Ausstrahlung aktiv pflegt und immer weiter intensiviert, ist das Lucerne Festival, das grösste und bedeutendste Klassikfestival der Schweiz.

Architekt des Luzerner Erfolgsmodells ist Michael Haefliger. Vor achtzehn Jahren übernahm der ausgebildete Konzertgeiger die Leitung der Internationalen Musikfestwochen Luzern. Er benannte die traditionsreiche Veranstaltung in «Lucerne Festival» um und startete einen höchst ambitionierten Expansionskurs. Wichtigstes Element dabei war die Wiederbelebung des Lucerne Festival Orchestra im Jahr 2003, eines Weltklasse-Orchesters, besetzt mit lauter Solisten, die dem Ruf des Ausnahmeregenten und Orchesterleiters Claudio Abbado (1933–2014) gefolgt sind. Ein Jahr später rief Haefliger mit dem Komponisten Pierre Boulez (1925–2016) das Elite-Nachwuchsprogramm Lucerne Festival Academy ins Leben, bei dem sich jeweils 130 Jungtalente mit zeitgenössischer Musik beschäftigen. Die

ganze Klassikwelt schaute staunend nach Luzern: Mit dem Engagement von Abbado und Boulez hat Michael Haefliger ein Musikwunder hervorgebracht. Das Festival am Vierwaldstättersee gehörte plötzlich zur weltweiten Spitzenklasse. Das neue Orchester ging in den USA und in Japan auf Tournee – das Lucerne Festival wurde damit zu einem global tätigen Kulturunternehmen. Zu den zahlreichen Auslandsinitiativen gehört heute eine Unterstützungsorganisation in den USA (American Friends of Lucerne Festival), geplant ist zudem die Einrichtung einer Residenz des Festival Orchestra in China.

### Klassik in Fukushima

Was bringt das alles? «Musik verbindet, da können wir einen grossen Beitrag leisten», sagt Michael Haefliger. Um seinen ideellen Ansatz zu unterstreichen, verweist er auf das Projekt «Ark Nova», das das Lucerne Festival als Reaktion auf das verheerende Erdbeben und den Tsunami 2011 in Japan ins Leben gerufen hat. Dabei handelt es sich um eine aufblasbare Konzerthalle, die der Bevölkerung in den am stärksten von der Naturkatastrophe betroffenen Gebieten ein hochstehendes kulturelles Programm gebracht hat: 2013 war die Ark Nova in Matsushima aufgestellt, 2014 in Sendai, 2015 in Fukushima. Danach hätte die preisgekrönte mobile Konstruktion in New York gastieren sollen, wegen organisatorischer Schwierigkeiten scheiterte das Vorhaben jedoch.

In New York ist das Lucerne Festival auch ohne Ark Nova stark präsent. Hier ist die 2002 gegründete Organisation American Friends of



«Wir tragen den Namen «Lucern» in die Welt hinaus»:

Lucerne Festival beheimatet, die einerseits Geld für das Festival sammelt, andererseits jungen US-Musikern eine Teilnahme an der Lucerne Festival Academy ermöglicht. Zudem finden in der grössten Stadt der USA immer wieder Veranstaltungen des Festivals statt, letztes Jahr zum Beispiel eine Konzertreihe von Academy-Absolventen (Alumni) im Metropolitan Museum of Art in Zusammenarbeit mit Alan Gilbert und dem New York Philharmonic.

Die Academy ist ein zentrales Element geworden für die weltweite Präsenz. In fast jedem wichtigen Orchester spielen Alumni des Luzerner Ausbildungscampus, untereinander sind sie in einem aktiven Netzwerk verbunden. Weit über tausend Musiker sind dort dabei. Darunter einige, die Stars geworden sind, wie der Cellist Jay Campbell (in diesem Sommer «artiste étoile» des Luzerner Sommer-Festivals) und der Dirigent Pablo Heras-Casado. «Das ist eine grosse Freude», sagt Haefliger.

Beim Gespräch in seinem Büro wirkt Haefliger zurückhaltend und kontrolliert. Mit seiner ruhigen und ernsten Art ist er genau das Gegenteil eines Alexan-



Neue Märkte: Ark Nova in Japan.



Festivaldirektor Haefliger auf der Terrasse des KKL Luzern.

der Pereira, des früheren Intendanten des Zürcher Opernhauses, der mit seinem Wiener Charme jedes Gegenüber um den Finger wickelte. Bei Haefliger braucht es Zeit, bis sich eine gewisse Vertrautheit einstellt und er sich dem Gegenüber öffnet.

### Im Herbst geht es nach Asien

Michael Haefliger ist eher ein Mann der grossen Ideen als der grossen Worte. Sein Erfolg liegt in der Konsequenz und der Beharrlichkeit, mit denen er jene umsetzt. Dabei kennt er keinerlei Berührungängste: Er hofiert nicht nur die Superstars der Klassik und die CEOs von Weltkonzernen, die sich am Festival ein Stelldichein geben, sondern kümmert sich auch um die Leute, die sich keine teure Konzertkarte leisten können oder wollen. Vor einigen Jahren hat er die Reihe «40 min» ins Leben gerufen, ein hochstehendes Gratisangebot am Lucerne Festival, das neuem Publikum den Zugang zur klassischen Musik ermöglichen soll.

Tourneen mit einem über hundertköpfigen Sinfonieorchester sind logistische Grossübungen. Geld verdienen lässt sich mit solchen Reisen kaum. Auch der Werbeeffekt der Auslandaktivitäten erschliesst sich auf den ersten Blick

nicht: Gemäss Zuschauerstatistik stammen 85 Prozent der Besucher des Lucerne Festival aus der Schweiz. Zwar berichten grosse Medien wie die *New York Times* ausführlich über das Festival, der Überseemarkt spielt, was die Zuschauer betrifft, aber nur eine marginale Rolle.

### In fast jedem wichtigen Orchester spielen Absolventen des Luzerner Ausbildungsprogramms.

Die Stiftung Lucerne Festival gibt nur wenig über ihre Geschäftszahlen preis, auch über die Finanzierung der Auslandstätigkeit schweigt sie sich aus. Tatsache ist: Das Festival trägt sich grösstenteils selber, öffentliche Subventionen machen bloss 6 Prozent der Einnahmen aus – ein einmalig tiefer Wert. Zum Vergleich: Beim Opernhaus Zürich stammen zwei Drittel des Budgets aus Steuergeldern.

Für Haefliger steht bei der internationalen Expansion nicht der direkt messbare Effekt im Vordergrund: «Wir tragen den Namen «Luzern» in die Welt hinaus, das ist für die Stadt, den Tourismus sehr wichtig.» Zudem seien internationale Tourneen für die Musiker immer

### Salle Modulable



**Zuversicht:** Intendant Haefliger.

So erfolgreich die Expansion des Lucerne Festival ins Ausland verläuft, in Luzern hat Intendant Michael Haefliger letztes Jahr einen herben Rückschlag erlitten. Der Luzerner Stadtrat hat die Pläne für die Salle Modulable – eine neue Halle für Musiktheater – endgültig begraben. Nach mehr als zehn Jahren Planung und einem gewonnenen Millionenprozess auf den Bahamas um die Spendengelder eines verstorbenen Mäzens war dies Haefligers bisher grösste Niederlage. Er möchte dazu nicht mehr viel sagen, die Sache sei erledigt. Lieber schaut er vorwärts. Haefliger ist überzeugt, dass sich doch noch ein Weg finden lässt, die Oper ins Festival-Programm aufzunehmen. Zuversichtlich stimmt ihn insbesondere die Wahl von Benedikt von Peter zum Direktor des Luzerner Theaters. «In Zusammenarbeit mit ihm kann ich mir gut vorstellen, ambitionierte Musiktheater-Projekte umzusetzen.»

ein grosses, lehrreiches Erlebnis. Für den Herbst ist wieder eine Orchestertournee durch Asien geplant. Start ist am 6. Oktober in Japan mit zwei Konzerten in Tokio, dann folgen Kawasaki und Kioto. Nach einem Auftritt in der südkoreanischen Hauptstadt Seoul endet die Tournee mit zwei Aufführungen in Peking. Details zur geplanten Residenz des Lucerne Festival Orchestra in China möchte das Festival erst zu einem späteren Zeitpunkt bekanntgeben.

### Unmissverständliche Botschaft

Zweifellos sind die Auslandsinsätze dem Image förderlich. Sponsoren tragen rund 40 Prozent zum Festival-Budget bei. Grösstenteils sind Unternehmen engagiert, die sich wie das Lucerne Festival international ausrichten. Ein Festival, das weltweit präsent ist, mit einem Orchester, das Publikum und Presse von Tokio bis New York begeistert, sendet sowohl Sponsoren wie auch dem Heimpublikum die unmissverständliche Botschaft aus: Wir gehören zur globalen Elite.

**Lucerne Festival:** Eröffnungskonzert mit dem Lucerne Festival Orchestra unter der Leitung von Riccardo Chailly am 11. August im KKL Luzern.

# Klassik-Sommer 2017

Die Schweizer Festivals und Open-Air-Veranstaltungen im Überblick.



Plattform für Hochbegabte: Davos-Festival (5. bis 19. August).

## Deutschschweiz, Mittelland

### Lucerne Sommer-Festival

11. August bis 10. September

Das grösste und wichtigste Klassikfestival der Schweiz steht dieses Jahr unter dem Motto «Identität». Einmal mehr ist die vierwöchige Veranstaltung ein Stelldichein der weltweit bedeutendsten Orchester und Solisten.

[www.lucernefestival.ch](http://www.lucernefestival.ch)

### Oper für alle, Zürich

17. Juni 2017

Liveübertragung von Verdis «Un ballo in maschera» auf dem Sechseläutenplatz in Zürich.

[www.opernhaus.ch](http://www.opernhaus.ch)

### St. Galler Festspiele

23. Juni bis 7. Juli

Auf der Open-Air-Bühne im Klosterhof mitten in der St. Galler Altstadt wird dieses Jahr Alfredo Catalanis Oper «Loreley» aufgeführt.

[www.stgaller-festspiele.ch](http://www.stgaller-festspiele.ch)

### Solsberg-Festival

16. Juni bis 2. Juli

Das Festival der argentinischen Star-Cellistin Sol Gabetta mit Konzerten in der barocken Klosterkirche Olsberg und in der Stadtkirche Rheinfelden.

[www.solsberg.ch](http://www.solsberg.ch)

### Lenzburgiade

13. bis 18. Juni

Klassik und Folk im Schloss Lenzburg.

[www.lenzburgiade.ch](http://www.lenzburgiade.ch)

### Boswiler Sommer

1. bis 9. Juli

Das Sommer-Festival des Künstlerhauses Boswil im Kanton Aargau.

[www.kuenstlerhausboswil.ch](http://www.kuenstlerhausboswil.ch)

### Kyburgiade

4. bis 8. August

Internationales Musikfestival auf Schloss Kyburg im Kanton Zürich.

[www.kyburgiade.ch](http://www.kyburgiade.ch)

### Murten Classics

13. August bis 3. September

Drei Wochen Klassik im malerischen Städtchen Murten.

[www.murtenclassics.ch](http://www.murtenclassics.ch)

### Musikalische Begegnungen Lenzburg

25. August bis 10. September

Experimentelle Musik an verschiedenen Standorten in Lenzburg.

[www.mbl-lenzburg.ch](http://www.mbl-lenzburg.ch)

### Festival der jungen Stimmen, Sigriswil

7. bis 23. Oktober

Förderprojekt für junge Opernsänger aus aller Welt.

[www.opernwerkstatt.com](http://www.opernwerkstatt.com)

### Festival Kammermusik Bodensee

1. bis 3. September

Konzert-Wochenende im Lilienberg-Zentrum ob Ermatingen.

[www.kammermusikbodensee.com](http://www.kammermusikbodensee.com)

## Alpen-Festivals

### Wallis

#### Verbier Festival

21. Juli bis 6. August

Ein Festival mit einer enormen Dichte an Künstlern von Weltrang. Das Verbier Festival Orchestra wird geleitet von Charles Dutoit.

[www.verbierfestival.com](http://www.verbierfestival.com)

#### Zermatt Music Festival

8. bis 17. September

Ein Festival rund um das Scharoun Ensemble, eine Formation aus Mitgliedern der weltbekannten Berliner Philharmoniker.

[www.zermattfestival.com](http://www.zermattfestival.com)

#### Musikdorf Ernen

11. Juni bis 27. August

Kammermusik-, Klavier- und Barockkonzerte in einem der schönsten Dörfer der Schweiz.

[www.musikdorf.ch](http://www.musikdorf.ch)

#### Música Romântica, Saas-Fee

2. bis 11. August

Festival der brasilianischen Pianistin und Dirigentin Eliane Rodrigues. [www.musicaromantica.ch](http://www.musicaromantica.ch)





# LUCERNE FESTIVAL

© Peter Fischli/LUCERNE FESTIVAL



## Sommer-Festival

11. August – 10. September 2017

### Ausgewählte Konzerte

13. August

**Chamber Orchestra of Europe** | Bernard Haitink |  
**Anna Lucia Richter** | Christian Gerhaher  
Werke von Mozart und Mahler

17. August

**West-Eastern Divan Orchestra** | Daniel Barenboim |  
**Kian Soltani** | Yulia Deyneka  
Werke von Strauss und Tschairowsky

19. August

**LUCERNE FESTIVAL ORCHESTRA** | Riccardo Chailly | Sophie Koch  
Werke von Strawinsky

23. August

**Mahler Chamber Orchestra** | François-Xavier Roth |  
**Patricia Kopatchinskaja**  
Werke von Haydn und Bartók

25. August

**English Baroque Soloists** | Monteverdi Choir |  
**Sir John Eliot Gardiner** | Solisten  
*Il ritorno d'Ulisse in patria* von Monteverdi

28. August

**Orchester der LUCERNE FESTIVAL ACADEMY** | Matthias Pintscher  
*Spiegel* von Cerha

4. September

**Royal Concertgebouw Orchestra Amsterdam** | Daniele Gatti  
Werke von Rihm und Bruckner

Karten und Informationen +41 (0)41 226 44 80 | [www.lucernefestival.ch](http://www.lucernefestival.ch)

### Sion Festival

16. August bis 3. September

Sinfonische Musik, Kammermusik und Rezitals an verschiedenen Standorten.

[www.sion-festival.ch](http://www.sion-festival.ch)

### Berner Oberland

#### Gstaad Menuhin Festival

13. Juli bis 2. September

Das hochkarätige, von Geigengenie Yehudi Menuhin (1916–1999) gegründete Festival im Berner Oberland. [www.gstaadmenuhinfestival.ch](http://www.gstaadmenuhinfestival.ch)

#### Musikfestwoche Meiringen

7. bis 15. Juli

Konzerte unter anderem mit der Camerata Zürich. [www.musikfestwoche-meiringen.ch](http://www.musikfestwoche-meiringen.ch)

#### Mendelssohn Musikwoche Wengen

19. bis 26. August

Konzertreihe in der reformierten Kirche. [www.mendelssohn-wengen.ch](http://www.mendelssohn-wengen.ch)

#### Bachwochen Thun

13. August bis 10. September

Ein dem Komponisten Johann Sebastian Bach gewidmeter Konzertzzyklus. [www.bachwochen.ch](http://www.bachwochen.ch)

#### Swiss Chamber Music Festival, Adelboden

22. September bis 1. Oktober

Auftrittsplattform für die Gewinner des Orpheus-Musikwettbewerbs. [www.adelboden.ch/de/s/swisschamber](http://www.adelboden.ch/de/s/swisschamber)

#### Schlosskonzerte Thun

9. Juni bis 1. Juli

Klassik und Jazz im Rittersaal des Schlosses Thun. [www.schlosskonzerte-thun.ch](http://www.schlosskonzerte-thun.ch)

### Graubünden

#### Engadin Festival

29. Juli bis 12. August

Das kleine, aber exklusive Festival an verschiedenen Standorten im Engadin.

[www.engadinfestival.ch](http://www.engadinfestival.ch)

#### Davos Festival

5. bis 19. August

Eine Plattform für hochbegabte junge Musikerinnen und Musiker aus aller Welt.

[www.davosfestival.ch](http://www.davosfestival.ch)

#### Festival Calanca Demenga

5. bis 12. August

Klassische Musik im Calancatal.

[www.festivaldemenga.ch](http://www.festivaldemenga.ch)

#### Flimsfestival

Juli und August

Konzertreihe in Flims, Laax und Falera.

[www.flimsfestival.ch](http://www.flimsfestival.ch)

#### Domleschger Sommerkonzerte

22. bis 30. Juli

Ein kleines, aber feines Kammermusik-Festival.

[www.dosoko.ch](http://www.dosoko.ch)

#### Schlossoper Haldenstein

4. bis 19. August

Mozarts «Entführung aus dem Serail» als Freilichtspektakel.

[www.kammerphilharmonie.ch/schlossoper-haldenstein.html](http://www.kammerphilharmonie.ch/schlossoper-haldenstein.html)

### Uri & Glarus

#### Musikwoche Braunwald

2. bis 8. September

Musik in der autofreien Gemeinde im Glarnerland.

[www.musikwoche.ch](http://www.musikwoche.ch)

#### Andermatt Swiss Alps Classics

25. Juni bis 1. Juli

Erstausgabe des neuen Klassikfestivals in Andermatt.

[www.anderstatt-classics.ch](http://www.anderstatt-classics.ch)

### Westschweiz

#### Septembre Musical, Montreux-Vevey

25. August bis 2. September

Eine der grössten Veranstaltungen für klassische Musik in der Schweiz.

[www.septmus.ch](http://www.septmus.ch)

#### La Folia, Rougemont

1. bis 5. Juni

Festival für alte Musik in der Kirche Saint-Nicolas von Rougemont.

[www.festival-la-folia.com](http://www.festival-la-folia.com)

#### Lavaux Classic

22. Juni bis 2. Juli

Konzerte im Lavaux, dem Unesco-Welterbe am Genfersee

[www.lavauxclassic.ch](http://www.lavauxclassic.ch)

#### Piano à Saint-Ursanne

2. bis 13. August

Im malerischen jurassischen Dorf stehen Klavierkonzerte im Zentrum.

[www.crescendo-jura.ch](http://www.crescendo-jura.ch)

#### Sipiano, Saint-Légier

12. bis 19. August

Das Piano- und Kammermusikfestival in der Nähe von Vevey. [www.sipiano.com](http://www.sipiano.com)

#### Puplinge Classique Festival

15. Juli bis 19. August

Die Genfer Gemeinde bietet ein vielseitiges Festival.

[www.puplinge-classique.ch](http://www.puplinge-classique.ch)

### Tessin

#### Festival internazionale di musica organistica, Magadino

4. bis 18. Juli

Konzerte auf der berühmten Mascioni-Organ in der Kirche von Magadino.

[www.organ-festival.ch](http://www.organ-festival.ch)

#### Settimane musicali di Ascona

4. September bis 17. Oktober

Traditionsreiche Festspiele im Tessin.

[www.settimane-musicali.ch](http://www.settimane-musicali.ch)



Open Air im Klosterhof: St. Galler Festspiele (23. Juni bis 7. Juli).

# Programm

Änderungen vorbehalten.

## SONNTAG, 25. JUNI 2017

18.30 Uhr Begrüssung und Eröffnung  
19.00 Uhr **IGOR LEVIT GALA-KONZERT by The Chedi Residences**  
**Klavierkonzert**  
Mehrzweckhalle Andermatt  
**Kartenpreise:** CHF 195 / 165 / 125

## MONTAG, 26. JUNI 2017

11.00 Uhr **„Mozarts literarische Welt“**  
Vortrag **Univ.-Prof. Dr. Herbert Zeman**, Universität Wien  
The Chedi Andermatt  
Keine Einzelkarten – nur in Kombination mit einem Konzert buchbar.  
15.00 Uhr **ROLANDO VILLAZÓN – Publikumsgespräch**  
Mozart-Botschafter der Salzburger Mozartwoche und der Stiftung Mozarteum.  
The Chedi Andermatt  
**Kartenpreis:** CHF 95

## DIENSTAG, 27. JUNI 2017

19.00 Uhr **Liederabend „Lieben und Leiden“**  
**OLGA PERETYATKO**, Sopran  
**Semjon Skigin**, Klavier  
Andermatt  
**Kartenpreise:** CHF 250 / 195

## MITTWOCH, 28. JUNI 2017

15.00 Uhr **„Mozart: Klischee und Wirklichkeit“**  
Vortrag **Prof. Dr. Dr.h.c. Otto Biba**, Gesellschaft Musikfreunde Wien  
The Chedi Andermatt  
Keine Einzelkarten – nur in Kombination mit einem Konzert buchbar.  
19.30 Uhr **WIENER ABEND „Dichterworte“**  
**Herbert Lippert**, Tenor  
**Philharmonia Schrammeln Wien**  
The Chedi Andermatt  
**Kartenpreis:** CHF 150

## DONNERSTAG, 29. JUNI 2017

15.00 Uhr **„Leopold Mozart und seine Welt“**  
Vortrag **Univ.-Prof. Dr. Oliver Rathkolb**, Universität Wien  
The Chedi Andermatt  
Keine Einzelkarten – nur in Kombination mit einem Konzert buchbar.  
19.00 Uhr **KIRCHENKONZERT**  
**CHEN REISS**, Sopran  
**Orchester Wiener Akademie**  
**Hans Peter Schuh**, Trompete  
Dirigent: **Martin Haselböck**  
Pfarrkirche St. Peter und Paul, Andermatt  
**Kartenpreise:** CHF 195 / 165

## FREITAG, 30. JUNI 2017

15.00 Uhr **„Mozarts Krankheiten“**  
Vortrag **Assoc. Prof. Priv.-Doz. Dr. med. Manfred Hecking**, Universität Wien  
The Chedi Andermatt  
Keine Einzelkarten – nur in Kombination mit einem Konzert buchbar.  
18.00 Uhr **KONZERT IM BERG**  
**ISABEL KARAJAN**, Rezitatorin  
**Swiss Alps Chamber Ensemble**  
Kristallsaal Sasso San Gottardo, Airolo  
**Kartenpreise:** CHF 150 / 165 (inkl. Museumsführung)

## SAMSTAG, 01. JULI 2017

15.00 Uhr **„Zur Pflege von Mozarts Werken“**  
Vortrag **Dominique Meyer**, Direktor der Wiener Staatsoper  
The Chedi Andermatt  
Keine Einzelkarten – nur in Kombination mit einem Konzert buchbar.  
19.00 Uhr **YOUNG AND RISING STAR**  
**EMMANUEL TJEKNAVORIAN**, Violine  
**Maximilian Kromer**, Klavier  
The Chedi Andermatt  
**Kartenpreis:** CHF 95



## ANDERMATT SWISS ALPS CLASSICS

25. Juni – 1. Juli 2017

[www.anderstatt-classics.ch](http://www.anderstatt-classics.ch)



*Igor Levit*



*Olga Peretyatko*



*Chen Reiss*



*Rolando Villazón*



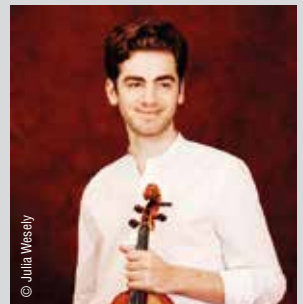
*Isabel Karajan*



*Herbert Lippert*

Andermatt freut sich auf folgende Stars:

*Martin Haselböck · Hans Peter Schuh · Semjon Skigin · Maximilian Kromer · Philharmonia Schrammeln Wien · Clemens Hellsberg · Orchester Wiener Akademie · Swiss Alps Chamber Ensemble*



*Emmanuel Tjeknavorian*

### KARTENBESTELLUNGEN

über [Ticketcorner.ch](http://Ticketcorner.ch) · Hotline: 0900 800 800 (CHF 1.19 pro Min)

Buchung Unterkünfte Ferienregion Andermatt / T: +41 (0) 41 888 71 00



## Die Bibel

### Das Böse ausrotten?

Von Peter Ruch

**E**in Bibel- und *Weltwoche*-Leser schreibt mir auf meine Kolumne über «Straftaten und Sünden», ich hätte dem Zeitgeist zuliebe das Wort Gottes verfälscht. Der Mensch sei grundsätzlich böse, und die Todesstrafe sei eine Staatsaufgabe, denn: *Du sollst das Böse ausrotten aus deiner Mitte* (Leviticus 13,6). Ich gehe davon aus, dass der Absender im Grunde gute Absichten verfolgt. Der Umgang mit dem Bösen und dem, was man dafür hält, ist ein theologisches Kernthema. Die meisten Bibeltexte kann man freilich nicht einfach als Handlungsrezepte lesen. Sie müssen ausgelegt werden. Die Bibelauslegung beginnt schon in der Bibel selber, indem Propheten das Gesetz auslegen. Auch Jesus legt alttestamentliche Texte aus, und Paulus interpretiert das Evangelium. Den obigen Satz von der Ausrottung des Bösen hat Jesus annulliert. Im Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen sät ein böser Mensch Unkraut auf den Weizenacker, und nach dem Keimen wollen die Arbeiter es ausjäten. Der Bauer verbietet es ihnen, [...] *damit ihr nicht, wenn ihr das Unkraut ausreisst, auch den Weizen mit herauszieht. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte* (Matthäus 13,29f.). Also Vorsicht bei der Einstufung von Gut und Böse! Auch in der Schöpfungsgeschichte besteht der Sündenfall darin, dass Eva und Adam [...] *wie Gott sein und Gut und Böse erkennen* wollen.

Die Schlussfolgerung ist klar: Für die Beseitigung des Bösen ist der Mensch nicht zuständig. Es ist Gottes Sache. Das zeigen auch die Erfahrungen. Die Kommunisten wollten eine neue Welt schaffen und alle Ungerechtigkeiten tilgen. Bilanz: hundert Millionen Tote. Hitler meinte die Juden als böses Unglück zu erkennen und wollte die Welt durch das gute deutsche Wesen heilen. Bilanz: sechzig Millionen Tote. Die Islamisten gehen gegen Ungläubige und Sünder vor. Zwischenbilanz: mehrere hunderttausend Tote. So kommt es heraus, wenn der Mensch über Gut und Böse herrschen will. Richtig sind Schutz, Notwehr und verhältnismässige Strafen. Die Erledigung des Bösen bleibt jedoch Gott vorbehalten.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

Knorr

## Nichts ist von Halt, alles nur Getändel

Terrence Malick, der Einsiedler unter Hollywoods Regie-Grössen, wird mit «Song to Song» das Publikum wieder kräftig spalten.

Von Wolfram Knorr



Sanftes Glasperlenspiel: Rooney Mara, Michael Fassbender, Ryan Gosling (v.l.) in «Song to Song».

**K**eine Frage: Seine Filme sind Zumutungen, Geduldsproben, die der eine als Drangsal empfindet, der andere als Faszinosum. Das Verrückte: Der Autor und Regisseur dieser aus allen Rastern fallenden Lichtspiele, der Amerikaner Terrence Malick, 73, profitiert von beiden Seiten. Hollywoodgrössen, von Brad Pitt, Cate Blanchett, Christian Bale über Natalie Portman, Sean Penn bis Ryan Gosling und Michael Fassbender, reissen sich darum, mit von der Partie sein zu dürfen. Seit seinem Erstling «Badlands» (1973), den zahlreiche Regisseure wie Oliver Stone oder Quentin Tarantino als Inspirationsquelle nennen, gilt Malick als Eigenbrötler, als stille Autorität mit einem altmodischen Stehvermögen im heutigen Showbiz-Unwesen der Marktschreierei.

Nach seinem zweiten Film, «Days of Heaven» (1978), hielt er sich zwanzig Jahre zurück, kehrte mit seinem fulminanten Antikriegsfilm «The Thin Red Line» (1998) wieder und begann mit seinen weiteren Filmen, die sich immer radikaler vom reinen Geschichtenerzählen entfernten, seine Fans zunehmend zu verstören. Zwar erhielt er 2011 für «The Tree of Life» in Cannes die Goldene Palme, doch seine Stammkundschaft, die ihn als mutigen Neuerer und grandiosen Magier gefeiert hatte, reagierte verstört auf die raunende Bild-Hymne über das Sein an sich, war sich Malick zudem nicht zu schade, mit dem Urknall zu begin-

nen. Ein Ausrutscher in die unergründlichen Gefilde der Metaphysik?

Mitnichten. Von Film zu Film löste sich Malick immer radikaler von einer Ereigniskausalität – vom wohlkonstruierten Drama hin zu Lebensmomenten, pointillistischen «Tupfern», aus denen sich das Alltägliche stimmungsmalerisch zusammensetzt. So siedelt er sein jüngstes Opus, «Song to Song», in der Musikszene an. Der Produzent Cook (Michael Fassbender) lernt auf einer Party in Austin die Musikerin Faye (Rooney Mara) kennen, die sich in den Songschreiber BV (Ryan Gosling) verliebt, Cook in die Kellnerin Rhonda (Natalie Portman), BV in Amanda (Cate Blanchett) und Faye wiederum in die Französin Zoey (Bérénice Marlohe).

Nichts ist von Halt, alles nur Getändel, und dabei ist jeder und jede auf der Suche nach wahren, intensiven Empfindungen. Eine Art von sanftem Glasperlenspiel, das aber auch auf den Wecker gehen kann. In schickem Design bewegen sich die Figuren aufeinander zu, umkreisen sich, umfassen sich, trennen sich, spielen miteinander und delirieren Dialoge. Eine mikrokosmische Intimität, die in ständiger Bewegung ist, dahinfließt und sich dreht. In der Abfolge scheinbar immergleicher, nur unmerklich geänderter Situationen, die, gespleisst und parzelliert, zu Beobachtungs-«Fetzen» werden und mit der Monotonie einer Gebetsmühle sich – bei immer wechselnden Paaren – bis zum

Gehtnichts mehr wiederholen, kann das quälend sein; gibt man sich aber dem Bilder-Delirium einfach hin, kann es zur Droge unter der Netzhaut werden.

Malick begann bereits 2012 mit den Dreharbeiten, während des Austin-City-Limit-Festivals, und lässt in kurzen Szenen Popstars wie Patti Smith, Iggy Pop, John Lydon et cetera auftreten. Doch wer gehofft hat, musikalisch auf seine Kosten zu kommen, der wird enttäuscht. Die Musikszene dient Malick nur als Folie für den Sehnsuchtsort echter Empfindungen. Weil Malick-Filme nur schwer zu bewerten sind, habe ich mich für einen Mittelwert entschieden. ★★★☆☆

#### Weitere Premieren

**Pirates of the Caribbean 5** — Wie bei allen Sequels, leidet auch der Korsaren-Zirkus allmählich an Einfällen. So griffen Jeff Nathanson (Buch) und Jerry Bruckheimer (Produzent) in der fünften Fortsetzung «Salazars Revenge» auf gängige Motive zurück, den puren Slapstick, die Zombies, wilde Fantasy. Der üppige Kostümspass glänzt im ersten Drittel mit gelungenem Slapstick, der den Klassiker des Genres, «Crimson Pirate» (1952), zitiert, und wird



Purer Slapstick: Jack Sparrow (Johnny Depp).

danach zusehends zu einer wilden Fantasy-Krawallerei. Gleich zu Beginn sagt ein Astronom zu einer Frau, die durch sein Teleskop schaut: «Noch nie hat eine Frau mein Rohr berührt!» Kurzweilig ist der Jux unter der Regie der Norweger Joachim Rønning und Espen Sandberg («Kon-Tiki»), auch wenn man Johnny Depp wünscht, seine Buster-Keaton-Maskerade mal abzulegen. ★★★☆☆

**Clash** — Eine Version der «Geschlossenen Gesellschaft», die hier wenig überzeugt: Am 7. Juli gehen die Menschen in Kairo auf die Strasse, und Mursis Polizei verhaftet Gegner wie Anhänger. In einem Transporter entzündet sich während der Fahrt das Für und Wider. ★★★☆☆

**Lommböck** — Für eine Fortsetzung ein heikler Titel, weil es sich nur um eine kleine Lautverschiebung handelt. 2001 entstand die amüsante deutsche Kifferkomödie «Lammböck» mit Lucas Gregorowicz und Moritz Bleibtreu. Regis-



«Lommböck» mit Bleibtreu (l.) und Gregorowicz.

seur und Autor Christian Zübert entschloss sich zu einer Fortsetzung. Das erinnert ein bisschen an «Trainspotting», der einen Teil zwei folgen liess. Auch in «Lommböck» sind die Akteure natürlich älter geworden, aber für einen deutschen Film extrem locker und über weite Strecken noch so witzig wie im Original. ★★★☆☆

#### Knorr's Liste

1	<b>Get Out</b> Regie: Jordan Peele	★★★★★
2	<b>Denial</b> Regie: Mick Jackson	★★★★★
3	<b>20th Century Women</b> Regie: Mike Mills	★★★★☆
4	<b>Guardians of the Galaxy</b> Regie: James Gunn	★★★★☆
5	<b>Beauty and the Beast</b> Regie: Bill Condon	★★★★☆
6	<b>Die göttliche Ordnung</b> Regie: Petra Volpe	★★★★☆
7	<b>The Other Side of Hope</b> Regie: Aki Kaurismäki	★★★★☆
8	<b>Alien: Covenant</b> Regie: Ridley Scott	★★★☆☆
9	<b>Fast &amp; Furious 8</b> Regie: F. Gary Gray	★★★☆☆
10	<b>King Arthur: Legend of the ...</b> Regie: Guy Ritchie	★★★☆☆

# 4 ASSE FÜR EIN HALLELUJA

presented by

## SWISS CASINOS

Pfäffikon SZ • St. Gallen • Schaffhausen • Zürich

## Jazz

### Eine Lanze für die Virtuosen

Von Peter Rüedi

Die Wahrheit kommt auf Krücken daher, sie trägt mit sich die Schäden ihrer schweren Geburt. Nur das Einfache, Schmucklose, «Abgeschminkte» wird ernst genommen. Anders gesagt: Virtuosen, in welchem Fach auch immer, stehen im Verdacht zu lügen, manchen ist Eloquenz grundsätzlich und an sich suspekt. Sie wolle vom «Eigentlichen» ablenken. Schon die grossen Virtuosen des 19. Jahrhunderts standen im Verdacht, ihre Seele dem Teufel verkauft zu haben. Solches wirkt fort. Auch im Jazz.

Brechen wir für einmal eine Lanze für die Virtuosen! Art Tatum, Bud Powell (in seinen lichten Momenten), Cecil Taylor, McCoy Tyner (*you name them*): Alle waren oder sind sie darauf aus, die Gesetze der Schwerkraft aufzuheben. Auch der Pianist Richie Beirach gehört zu dieser Teufelsbande wie auch der Geiger Gregor Huebner. Alte Freunde, haben sie im New Yorker «Birdland» zu ihrem 70. beziehungsweise 50. Geburtstag eine CD eingespielt, die zweifellos virtuos ist und sich dennoch nicht in Schnellfingerkünsten erschöpft. Sie haben etwas zu sagen. Beide sind sie exzellente Jazzmusiker mit einer starken Verbindung zur Klassik. Auch im «Birdland»-Mitschnitt gibt es zwei Crossover-Bezüge zur sogenannten E-Musik: eine Jazz-Lesart von Bartóks «Bagatelle Nr. 4» und eine von Bachs berühmter «Siciliana», beide brillant und in grossem Gestus, ohne Scheu vor gelegentlichem Pathos ins Jazz-Idiom übersetzt, also weit entfernt von jener «Play Bach»-Klassik für Barpianisten. *This is jazz!* Dafür stehen auch, nicht weniger brillant, der Trompeter Randy Brecker und eine Rhythmik von Gottesgnaden, Beirachs alte Gefährten aus den Zeiten der Gruppe Quest, George Mraz am Bass und Billy Hart am Schlagzeug. Hart, meine ich, ist der geheime Star des Albums: nicht so sehr in seinem einzigen Solo als in der immer explosiven, immer überraschenden Art seiner Begleitung, immer swingend, immer ein herausforderndes vulkanisches Gebrodel der allgemeinen Verunsicherung. Vom Klassiker «You Don't Know What Love Is» bis zu Coltranes finalem «Transition» virtuoser Jazz, überbordend, aber auch hart im Kern.



Richie Beirach & Gregor Huebner (feat. Randy Brecker, George Mraz, Billy Hart): Live at Birdland New York. ACT 9839-2



Thiel

## Kunst und Freiheit

Von *Andreas Thiel*

**Freier Künstler:** Wozu braucht ihr Kultursubventionen?

**Subventionierter Künstler:** Wir brauchen das Geld für unseren Kampf für die Freiheit!

**Freier Künstler:** Freiheit wofür?

**Subventionierter Künstler:** Für die Kunst!

**Freier Künstler:** Ihr kämpft aber nicht für Freiheit, sondern für Geld. Das ist ein Unterschied.

**Subventionierter Künstler:** Wie sollen wir die Freiheit der Kunst denn finanzieren ohne Geld?

**Freier Künstler:** So etwas wie eine bezahlte Freiheit gibt es nicht.

**Subventionierter Künstler:** Die Freiheit ohne Geld ist aber mit Entbehrungen verbunden.

**Freier Künstler:** Wenn die Kunst frei sein will, muss sie Entbehrungen in Kauf nehmen. Will sie Geld, verkauft sie die Freiheit.

**Subventionierter Künstler:** Was wir wollen, ist doch bloss eine angenehm gepolsterte Freiheit.

**Freier Künstler:** Eine angenehm gepolsterte Freiheit nennt man im Fachjargon Gummizelle.

**Subventionierter Künstler:** Ohne Subventionen würden viele Künstler scheitern im Leben.

**Freier Künstler:** Träumer müssen ein Stück weit scheitern, sonst verlieren sie ihre Fähigkeit zu träumen.

**Subventionierter Künstler:** Also darf man doch auch von einer bezahlten Freiheit träumen – oder etwa nicht?

**Freier Künstler:** Das ist aber kein künstlerischer Traum, sondern ein politischer Traum. Der gescheiterte Traum des Künstlers befruchtet sein Werk. Der gescheiterte Traum des Politikers hingegen verdirbt sein Werk. Deshalb gehören Träumer in die Kunst und nicht in die Politik.

**Subventionierter Künstler:** Aber du machst doch auch Politik.

**Freier Künstler:** Nein, ich mache Kunst. Der Gegenstand meiner künstlerischen Betrachtungen ist die Politik. Ihr hingegen macht Politik. Und die Kunst ist bei euch bloss Gegenstand von politischen Betrachtungen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Erfülltes Leben

Lustiger Abend trotz lauter Problemmännern; gelungener Hof-Brunch in der «Blauen Ente». Von *Hildegard Schwaninger*

Der Abend war lustig, auch wenn das Thema ernst war. Es ging ums Älterwerden der Männer, auch kein Honigschlecken, wie man an diesem Anlass erfuhr. **Silvia Aeschbach** hat ein Buch darüber geschrieben («Älterwerden für Anfänger», Wörterseh-Verlag). Die Journalistin kennt sich aus, ihr Buch «Älterwerden für Anfängerinnen» stand wochenlang auf der Bestsellerliste. Jetzt interviewte sie sechzehn Männer zu dem Thema. Im «Rooftop», im Modissa-Haus hoch über der Bahnhofstrasse, traf man sich bei **Michel Péclard**. Auch der Gastronom kommt, mittlerweile 49, im Buch vor. Seine Midlife-Crisis, sagt er, habe er schon mit vierzig gehabt.

Silvia Aeschbach hat den porträtierten Männern tief in die Seele geblickt, und man erfährt, dass sie alle mehr oder weniger durch die Hölle gegangen sind. Schauspieler **Stefan Gubser** (Erschöpfungsdepressionen und Panikattacken), Komiker **Beat Schlatter** (Alkohol), Tanzlehrer **Andreas Tröndle** (Lebensleere zwang zu innerer Einkehr), Ex-Brigadier **Marcel Fantoni** (Suizidgedanken), Schauspieler **Marco Rima** (Leben auf der Überholspur), Tieranwalt **Antoine Goetschel** (Wunsch nach Freiheit). Und so weiter. Auf der «Rooftop»-Terrasse erklärt jeder dieser «Problemmännern», dass es ihm heute gutgeht. Das Älterwerden, sagen die Männer unisono, habe sie gelassener gemacht.

Psychiater **Joe Hättenschwiler** (auch er kommt in dem Buch vor): «Ein guter Mann ist

voller Probleme.» Und: «Wenn die Frau das weiss, steigert das ihren Sex-Appeal enorm.»

Silvia Aeschbach ist 56, vor einem Jahr hat sie zum ersten Mal geheiratet, in Saint Tropez, den Journalisten **Hanspeter Eggenberger**, dem sie das Buch gewidmet hat. Die porträtierten Männer traf sie alle in der Lobby des «Park Hyatt» in Zürich, nur Joe Hättenschwiler liess sie bei sich zu Hause auf dem Sofa sitzen. Als sie die Männer für die Interviews anfragte, hätten praktisch alle sofort zugesagt, je prominenter, desto unkomplizierter.

Der Arzt **Christian Sigg**, der als Androloge ausschliesslich Männer in seiner Praxis betreut: «Ich habe sofort zugesagt, denn so werde ich prominent und profitiere davon.» Er gibt im Buch ein Interview. Titel: «Junge Frauen sind wie ein Hormon-Placebo.» Dieses Thema wurde bei der Buchtaufe nur am Rand besprochen. Silvia Aeschbach, müsste man meinen, sollte Expertin für ältere Männer sein. Dennoch sagt sie: «Männer sind für mich immer noch ein Geheimnis.»

Den Crémant aus der Bündner Herrschaft, den man an diesem heissen Sommerabend schlürfte, spendierte **Thomas Donatsch**, der Winzer und Wirt («Winzerstube Ochsen») aus Malans. Der 68-Jährige war mit seiner Frau **Heidi** da. Auch er kommt in dem Buch vor, von allen porträtierten Männern scheint er der glücklichste. «Ich konnte leichten Herzens loslassen», er sei «ein Schaffer», und auf die Frage, wie er sich entspanne, meint er: «Ent-



Fast verliebt

## Aussteiger

Von *Claudia Schumacher*

Seit Monaten kokettiert mein Cousin Maxim damit, sein Partyleben aufzugeben. Ich nahm ihn nicht ernst; es gab ja doch ständig neue Frauengeschichten. In letzter Zeit aber bekomme ich schwermütige

Whatsapp-Nachrichten von ihm: «Mich zerreisst's. Ich brauche mehr Ruhe. #vomjägerzumgejagten.» Ich habe gelacht, es für Angeberei gehalten, nach dem Motto: «Schau her, ich bin begehrt, hure so viel rum – krasser geht's nicht!» Nun liegt Maxim seit Wochen krank im Bett mit einer fiebrigen Grippe. Dass sein Körper brachliegt, wundert mich. Er ist eigentlich der sportliche Typ. Ich rufe ihn an.

«Kein menschliches Gehirn hält es aus, sich im Wochentakt auf neue <Partner> einzustellen», erzählt Maxim am Telefon, «und diese dann wieder aus dem Leben zu verbannen.» Seine Stimme ist entzündet, schwach vom Halsweh – er klingt wie ein alter Mann. «Nachdem ich ein paar Mal mit einer Frau geschlafen habe, legt es den Schalter bei ihr um. Dann schaut sie mich mit diesen Augen an – und so soll es ja sein, dass man sich verliebt! Das ist im Prinzip wunderschön! Aber wenn es nicht beidseitig ist,



Aeschbach (M.), Fantoni (l.), Hättenschwiler.



Blick in die Seele: Schauspieler Gubser.



Mit der ganzen Familie: Unternehmer Maeder.

spannen muss ich mich gar nicht, weil mein Leben so erfüllt ist.»

Die Einladung zum Hof-Brunch in der «Blauen Ente» ist das jährliche Dankeschön an treue Gäste, Nachbarn und Freunde des Lokals in der Mühle Tiefenbrunnen, das seit über dreissig Jahren als gute Adresse für Freunde des feinen Essens gilt. Letzten Sonntag war es wieder so weit. Die Sonne strahlte, auf den Holzbänken drängten sich die Gäste, eine Band spielte, Kinder und Hunde wuselten herum, es herrschte eine Lebendigkeit und Ausgelassenheit wie auf einem mittelalterlichen Jahrmarkt. Die Gastgeber **Christian Nebel** und **Philip Westphalen** begrüßten jeden Gast persönlich und tischten grosszügig auf. Ein Spanferkel drehte sich am Spiess über dem Feuer, Bratwürste rösteten auf dem Grill, Brot, Crudités, Lachs, Crevetten, Käse, Weisswürste und Obstsalat, Bier, Prosecco und Wein – keine kulinarischen Wünsche blieben unerfüllt.

Es war ein familiäres Ereignis, junge Paare mit Kindern, Eltern, Enkel, Grosseltern. **Nico Maeder**, mit **Patrik Bruderer** Pächter der «Blauen Ente», brachte gleich die ganze Familie mit: seine Frau **Nicole** und den Sohn, seine Schwester, die Schauspielerin und Moderatorin **Kiki Maeder**, mit Ehemann **Mark Strähl** und Tochter, seine Mutter **Christina Maeder** mit Ehemann **Yorck von Prohaska** und Freundin **Lulu Berner**.

Abwesend war der Patron der Mühle: **Fritz Wehrli** weilt in St. Petersburg, geniesst die weissen Nächte. Rechtzeitig zur «Montagsente» am 12. Juni ist er zurück und wird höchstpersönlich Bier anzapfen.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

wird's zum Horror, für mich auch. Ich hab doch keinen Bock, den Mädchen weh zu tun.» Es hört sich an, als wäre Maxim den Tränen nahe. So viel Empathie und Anteilnahme? Bei ihm? Es wirkt fast unfreiwillig komisch. Ich bin überfordert. Er scheint wirklich in der Klemme zu sitzen.

«Aber was ist so schwer daran, damit aufzuhören?», frage ich, denn etwas Besseres fällt mir nicht ein. Maxim seufzt, dann sagt er: «Weil es längst keine bewusste Entscheidung mehr ist. Es ist zum Selbstläufer geworden.» Die meiste Zeit seines Lebens hätten sich die Frauen nicht gross für ihn interessiert. Vor ein paar Jahren habe er seinen Stil gefunden, mehr Sport gemacht – und gelernt, wie man Frauen anmacht. Mittlerweile eile ihm auf Partys von Freunden ein Ruf voraus, und überhaupt, er habe jetzt ein Netz von Frauen, die sich immer wieder meldeten – selbst, wenn er Ruhe brauche. Es sei sehr

verführerisch. «Im Prinzip müsste ich mein ganzes Verhalten ändern. Aus meinem jetzigen Leben rauszukommen, ist härter als der Ausstieg bei den Hells Angels.» Das Problem liege in der Natur der Sache: «Frauen abwehren – das ist uns Männern nicht gegeben! Das fühlt sich falsch an, selbst wenn es richtig ist. Ich muss einen Schutz entwickeln.»

Vielleicht ist es gut, dass Maxim krank ist, offenbar denkt er nach. Bisher habe ich mir das selbst noch nie überlegt, merke aber mit einem Blick auf meinen Freundeskreis, dass Partyphasen häufig im Zusammenbruch enden. Wenn sich die Leute nicht verlieben und freiwillig ruhiger werden, kommen sie irgendwann an den Punkt, wo der Körper nicht mehr will und die Psyche auch nicht. Erwachsenwerden, das ist schwer. Selbst mit über dreissig Jahren.



## Unten durch Newcomer

Von **Linus Reichlin**

Nehmen wir mal an, dein bester Freund hat Geburtstag, und weil er es sich gewünscht hat, spielst du für ihn an der Feier einen Blues auf der Gitarre, zuerst einen von Johnny Winter. Aber dann beginnst du zu improvisieren, spielst einfach, was du gerade fühlst, und mit der Zeit kommst du in den Flow, wie die Freerclimber das nennen – Mann, du spielst so gut! Du begreifst plötzlich, was Blues überhaupt ist, und deine Finger holen ihn aus dem Griffbrett der Gitarre raus wie Himbeeren aus dem Busch. Die Partygäste hören auf, über Trump zu reden, und hören dir zu, sie kommen mit dem Weinglas aus der Küche, um zu sehen, wer da so saugeil spielt. Deinem Freund kommen die Tränen, er hat immer an dich geglaubt, hat immer gesagt: «Mann, Alter, du gehörst ins Hallenstadion!», und er hat recht, jetzt hast du es wirklich drauf, jetzt checkst du endlich, wie man Blues spielt – jetzt, mit 62 Jahren! Dein musikalischer *breakthrough* kommt ein bisschen reichlich spät, findest du nicht auch? Glaubst du nicht, dass du vielleicht mit 25 schon hättest checken müssen, was Blues ist? Wie willst du denn deinen künstlerischen Quantensprung jetzt noch zu Kohle machen? Willst du morgen mit einem Demo-Band ins Aufnahmestudio marschieren und zu den Technikern, die deine Söhne sein könnten, sagen: «Jungs, ich hab jetzt endlich kapiert, wie man Blues spielt. Hat ein bisschen gedauert, also sollten wir jetzt keine Zeit mehr verlieren und gleich mit den Aufnahmen beginnen, damit ich noch rechtzeitig berühmt werde, bevor die Pfleger mich hinter einen Rollator spannen.»

Eh Scheisse, Mann, so läuft das nicht. Du bist wie der Typ aus diesem billigen Science-Fiction-Film – wie hiess der schon wieder? –, der immer zu spät zu den Raketenstarts kam, und als er endlich mal rechtzeitig in der Rakete sass, stellte sich heraus, dass es eine nordkoreanische war, die über dem Japanischen Meer abstürzte. «There's a time for anything and everybody» – Zitat Bob Dylan. Oder Oscar Wilde? Jedenfalls stimmt es, und es bedeutet, dass diese Zeit auch vorbei sein kann. «He Junge, denk an die Stones! Die gehen mit 80

>>> Fortsetzung auf Seite 80

» Fortsetzung von Seite 79

noch auf Tour», sagt dein Freund, als du ihm von deinen Bedenken erzählst, jetzt noch eine Rockstar-Karriere zu beginnen. Die anderen Partygäste, alle über 60 und angesäuselt, sind ganz seiner Meinung. Ein pensionierter Arzt verschüttet seinen Wein über dein Hemd und sagt: «Sorry, ich wollte nur sagen: Solange du keine Daumensattel-Arthrose hast, kannst du aus medizinischer Sicht ewig Gitarre spielen.» Die Frau des Arztes streut Kochsalz auf dein Hemd und fragt: «Ist Charlie Watts jetzt eigentlich tot oder nicht? Oder meine ich Leonard Cohen? Der ist doch tot? Oder war das Joe Cocker? Lebt der noch?» «Nicht googeln», ruft ein früherer SP-Nationalrat, «das fällt uns noch selber ein! Ich behaupte, Cocker lebt noch! Irgendwelche Gegenstimmen?» Also, was sollst du jetzt tun? Noch einmal etwas ganz Neues anfangen und am Gurtenfestival in der Kategorie «Newcomer» auftreten? Oder willst du dir nicht vielleicht lieber doch endlich den Traum von der Arktis-Kreuzfahrt mit garantierter Pinguin-Sichtung erfüllen? Willst du nach vorn springen oder dich nicht vielleicht doch zurücklehnen? Und wann hört eigentlich endlich dieser Zwang auf, sein Leben permanent optimieren zu müssen?

Dauernd muss man strategische Entscheidungen treffen, um das Beste aus seinem Leben rauszuholen. Am Schluss wirst du dich noch auf dem Totenbett entscheiden müssen, ob du deine letzten Minuten in untätiger Kontemplation verbringen oder sie nicht besser sinnvoll verbringen sollst, indem du vor dem Exitus noch einen Spanisch-Schnellkurs absolvierst. «Play the Blues Again, Sam!», ruft dein Freund, und unter den «Zugabe!»-Rufen der Partygäste zupfst du noch mal einen E-Dur-Akkord und denkst: «Morgen hau ich ab zu den Pinguinen.»

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Ein Eigener vom Rand der Schweiz

Von Peter Rüedi

So liegst Du an der Pforte der Schweiz, nicht furchtbar durch Grösse, nicht beneidenswert um Reichthum [...], aber zufrieden, gerecht, frey, eidgenoss, durch Klugheit, Muth und Freunde stark, und sicher durch die Hand Gottes, welche Pyramiden stürzt und Strohhütten erhält»: Johannes Müller, der eminente Verfasser der «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» (1786), Schillers Hauptquelle für den «Wilhelm Tell» («[...] Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen»), wusste, wovon er sprach. Er war selbst Schaffhauser. Liebhaber des Weins mögen zuweilen nach dem dritten Glas mit dem weisen Ratschluss des eben gefeierten Niklaus von Flüe hadern («stecket den zün nit ze wít») und Träumen nachhängen, wie die Weinbaunation Schweiz heute aussähe, hätten die Eidgenossen das Elsass und das Veltlin nicht preisgegeben, ja vielleicht gar, nach der Schlacht bei Nancy, das Burgund erobert. Ein kleiner Trost bleibt ihnen: der Landstrich «nicht furchtbar durch Grösse». Er fällt sozusagen buchstäblich aus dem Rahmen der Eidgenossenschaft, nämlich aus den natürlichen

Grenzen zwischen Alpen und Jura, Bodensee und Genfersee.

Schaffhausen, sagt Fritz René Allemann in seinem Klassiker «25-mal die Schweiz», «ist der exzentrische Kanton schlechthin geblieben». Vor der Reblaus und vor der Gründung des Deutschen Zollvereins ein Weinbaugebiet von mehr als 1000 Hektaren, mit lebhaftem Export in den Schwarzwald und die Bodenseeregion, schrumpfte die Anbaufläche im 20. Jahrhundert auf rund 300 Hektaren und erholte sich erst langsam wieder auf heute knapp 500 Hektaren. 390 davon liegen im Klettgau, diesem durch seine klimatischen Voraussetzungen für den Weinbau privilegierten Landstrich: kalkhaltige Börden und tonige Erden und vor allem ideale klimatische Bedingungen im Wind- und Regenschatten des Schwarzwalds. Wie die Ostschweiz insgesamt hat die Zone à l'autre côté du Rhin in den letzten Jahrzehnten eine stupende qualitative Entwicklung (um nicht zu sagen: Explosion) erlebt. Ihre Pinots (die Sorte macht drei Viertel aller Weine aus) sind von bescheidenen süffigen Landweinen zu Tropfen mit Tiefe, Charakter, teilweise auch Komplexität mutiert, ohne dass sie das Vergnügen des Trinkers misachten würden. Ein Musterbeispiel dafür ist die Pinot-noir-Spätlese des Hallauer Familienbetriebs Aagne (dialektal für «Eigener»). Stefan Gysel, einst Schweizer Winzer des Jahres 2009, ist 2015 ein mundfüllendes, warm fruchtiges, aber keineswegs banales Meisterstück gelungen (neben roten Beeren machen wir auch abgründigere Töne wie Lakritze aus), zartbitter und geschmeidig. Nicht schlechter oder besser als die burgundischen Pinots aus der Bündner Herrschaft, sondern auf «aagne» Weise anders. Ein grosses Vergnügen.

Aagne Pinot noir Spätlese 2015. 13%. Familie Gysel, Hallau. Fr. 18.–. www.aagne.ch

DIE WELTWOCH

# Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–







Auto

## Immer wenn es regnet

Der schönste Spass-Wagen der Saison ist der Alfa Romeo Giulia Quadrifoglio mit 510 PS und Heckantrieb. *Von David Schnapp*

Unser Start war zugegebenermassen nicht ideal. Als ich den in dem typischen verführerischen Alfa-Rot lackierten Testwagen entgegennahm, regnete es und war ungefähr fünf Grad kalt – ein typischer Maitag in Zeiten der Klimaerwärmung vermutlich. Auf die 19-Zoll-Felgen meines Alfa Romeo Giulia Quadrifoglio Verde war eine Semi-Slick-Mischbereifung von Pirelli aufgezogen, 245/35 vorne und 285/30 hinten. Das wäre die ideale Voraus-

setzung gewesen für einen trockenen, halbwarmen Tag auf der Rennstrecke. Auf nassem städtischem Asphalt hingegen ist diese sportlich ausgelegte Konfiguration mit Vorsicht zu geniessen.

Es galt also, sich in Geduld zu üben, und gerade das macht einem die Giulia in ihrer bislang schärfsten Ausbaustufe gar nicht so einfach. Alles an dem Auto ruft nach Beschleunigung. Ein Druck auf den roten Startknopf am zurückhaltend gestalteten Lenkrad, und der V6-Doppelturbobenziner erwacht mit einer herausfordernden, laut röhrenden Fanfare zum Leben. Eingepasst in den gutsitzenden Carbon-Leder-Alcantara-Sitz, in der rechten Hand den Hebel für die Sechsgang-Handschaltung, möchte ich jetzt eigentlich Gas geben. Aber die Reifen müssten erst auf Temperatur gebracht werden, und das ist bei Fünf-Grad-Regen gar nicht so einfach.

Und dann ist es eben so: Wie jedes Testauto ist auch dieses bloss eine Gebrauchsleihgabe. Diese wie Altpapier zu behandeln und mal zu

versuchen, wie weit man gehen könnte, scheint mir nicht angebracht. Das sehen nicht alle so, dem Vernehmen nach überschätzt sich hin und wieder ein Giulia-Fahrer. Dabei gibt es keinen Zweifel, es gibt in dieser Saison kein zweites Fahrzeug, das mehr puren Spass an der Beschleunigung verspricht als die Quadrifoglio-Verde-Version: 510 PS, 600 Nm Drehmoment, Heckantrieb, Handschaltung. Je nach Fahrmodus wird das adaptive Fahrwerk härter, und in der Einstellung «Race» werden nicht nur die Auspuffklappen geöffnet, sondern vor allem auch das ESP gelockert. Wer's kann, könnte jetzt mit etwas Platz und Anlauf den Alfa quer durch die Kurven drehen lassen, aber auf öffentlichen Strassen verbietet einem der gesunde Menschenverstand eine solche Fahrweise.

Später, bei trockenem, wärmerem Wetter, macht die Giulia richtig Fahrfreude. Die präzise Lenkung, die optionalen Keramikbremsen, die massive Leistung schon bei tiefer Drehzahl – das alles macht grossen Spass. Immer wenn es regnete, liess ich den Alfa aber in der Garage: nicht unbedingt, weil es sich um ein Schönewetterauto handelt, sondern eher, weil ich zum Glück eine Alternative hatte, die weniger Nervenkitzel versprach. Autos wie die Giulia QY sind Diven, sie sind dann am besten, wenn man ihnen die ganze Aufmerksamkeit widmen kann.

### Alfa Romeo Giulia QY

Leistung: 510 PS/375 kW, Hubraum: 2891 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 307 km/h  
Preis: Fr. 87 000.–; Testauto: Fr. 101 050.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



«Darf man als Stellensuchender der Interviewerin zum Vorstellungsgespräch rote Rosen mitbringen?»

*Roland Steinemann, Zürich*

Um Himmels willen! Keine Pralinen, keine Flasche Wein und schon gar nicht rote Rosen. Es sei denn, Sie seien an der Interviewerin, nicht aber an der Stelle interessiert. Ein Vorstellungsgespräch ist keine Dating-Plattform. Regie führt die Interviewerin. Und die würde einen Rosenstraus nicht als Freundlichkeit, sondern als Bestechungsversuch empfinden.

*Beatrice Schlag*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Damals lachte ich – aber heute denke ich: Das war prophetisch.»

*Martin Stadelmann*

### Jeden Abend etwas mehr

Nr. 21 – «Von der Wiege bis zur Bahre»; Philipp Gut und Alex Reichmuth über die Energiestrategie 2050

Vor rund 35 Jahren konnte man in der Schweiz nur die Fernsender der Nachbarländer empfangen. Und die schaute man auch – spannendere Programme als die des Schweizer TV. «Das ist eine grosse Gefahr», sagte eines Abends der damalige Geschäftsführer des Zeitungsverlegerverbands (heute VSM, Verband Schweizer Medien), Charles Jean-Richard, zu mir: «Das sind alles Obrigkeitsstaaten. Und so sickert jeden Abend dieses Denken bei uns immer mehr ein, bis wir das alles selbstverständlich finden!» Damals lachte ich – aber heute denke ich: Das war prophetisch.

*Martin Stadelmann, Erlinsbach*

Die Volksabstimmung zum Energiegesetz hat immerhin eins wieder gezeigt: Wir Schweizer und Schweizerinnen lieben unsere direkte Demokratie und wollen mitreden und abstimmen – selbst wenn's nichts bringt. Und das ist gut so. *Constantin Schuler, per E-Mail*

Der einzige Trost für Liberale in diesen Tagen ist, dass der Wandel zum Bevormundungsstaat wesentlich langsamer vollzogen wird als in unseren Nachbarländern. So bleibt uns wenigstens ein gewisser Standortvorteil noch einige Zeit erhalten. Auch wünschte ich mir von der *Weltwoche* Anregungen, wie der geneigte Leser diese «Energiestrategie» nutzen könnte, um, zumindest in monetärer Hinsicht, seine persönliche Freiheit zu erhalten oder gar zu vergrössern.

*Lukas Steinmann, Schlieren*

### Sex muss Lust sein

Nr. 21 – «Sex und Feminismus»; Essay von Regula Stämpfli

Sex muss Lust sein. Aber Regula Stämpfli reduziert den Sex in ihrer Schreibe letztlich leider nur aufs Mechanistische: Frauen empfinden ihn viel breiter, auch kultureller. Männer sind einfach strukturierte Wesen.

*Andreas Schmied, Fräschels*

### Keine Verletzung von Berufsregeln

Nr. 21 – «Selbstmord für alle»; Alex Reichmuth über Sterbehilfe

Im Bericht heisst es, Ärzte würden die Richtlinien der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften (SAMW) von 2004 verletzen, wenn sie Menschen, die nicht tod-

krank sind, ein Rezept für einen Freitod ausstellen. Dieser Mythos erscheint zwar immer wieder in den Zeitungsspalten, er ist aber längst durch mehrere Gerichte als Irrtum und Falschmeldung entlarvt worden. Das Basler Strafgericht, das Neuenburger Kantonsgericht und der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte haben erkannt, dass es die SAMW selbst war, die in der Einleitung dieser Richtlinien deren Wirksamkeit eingeschränkt hat. Für Personen, die nicht in Kürze sterben werden, hat die SAMW nie Richtlinien erlassen.

*Ludwig A. Minelli, Dignitas-Gründer, Forch*

### Naivität gegenüber dem Islam

Nr. 21 – «Das ist eine Schlacht zwischen Gut und Böse»; Trumps Rede in Saudi-Arabien

Die Saudis müssen sich krummgelacht haben ob Trumps Naivität gegenüber dem Islam. Gemäss der Organisation Open Doors haben namhafte Medien eine Liste mit fünfzig Ländern veröffentlicht, in denen Christen am stärksten verfolgt werden. Vierzig dieser Länder haben muslimische Regierungen und sind vom Islam geprägt. Realistisch waren wenigstens Trumps Worte von der Schlacht zwischen Gut und Böse.

*Hanspeter Büchi, Stäfa*

### Computer, nicht ordinateur

Nr. 20 – «Angriff auf die Schweiz»; Essay von Antonio Hodgers

Hoppla, da kommt also ein Regierungsrat des Kantons Genf und erklärt, was der Kanton Thurgau in Sachen Ausbildung in der Primarschule zu tun hat! Ein starkes Stück, finde ich, denn die Schulhoheit liegt immer noch bei den Kantonen, was mit dem Finanzausgleich für minderbemittelte Kantone nichts zu tun hat. Dass heute viele – die meisten von Kindesbeinen an – übers Internet mit englischen Ausdrücken vertraut sind und darauf aufbauen, ist eigentlich positiv! Auch wenn sie ihrem Computer (nicht dem *ordinateur*) «restart» anstatt «redémarrer» befehlen! In diesem Sinne: *Redémarrrez, Monsieur le Conseiller!*

*Margrit G. Letsch, Las Palmas (Spanien)*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11									12	
13	14		15				16		17			18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40					41	
				42						43				
	44							45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Schönes Dasein ohne Arbeit

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Eine umschliessende Hülle - Gehäuse wie Gefäss. 5 Performance-Künstlerin Laurie heiratete 2008 Lou (Reed). 11 Mal bieten sie Aufnahme, mal auch temporären Schutz. 12 Bringt zum Ausdruck, dass wir zustimmen. 13 Die Übergänge setzen Erhebungen voraus. 16 Diplomatisch vorgehen muss man dabei unbedingt. 19 Der Uetliberg als nördlicher Abschluss jener Bergkette. 20 Mit Karacho über Stock und Stein, Krach muss dabei auch noch sein. 21 Womit ein Schaft zum Merkmal wird. 22 So ist einer auch freundlich. 23 Verdammter Mist aber den Franzosen heilig. 25 Schottisch, Fluss wie Gewebe. 26 Namensvetter: ungarische Stadt und Nebenfluss der Elbe. 27 Liegt buchstäblich nicht weit von Tahiti. 28 Fifa-Phänomen für Freunde. 30 Kein Potenzverstärker, eher schon das Gegenteil. 32 Nicht das in der Suppe, sondern jenes in der Harnsäure. 34 Papua-Neuguinea, Huongolf: Dort liegt die Stadt. 35 Nach diesem Missgeschick ist wohl die Luft raus. 39 Schmackhaft, na ja, mehr oder weniger. 40 Er sorgt dafür, dass alles Wichtige heraus kommt. 41 Womit das Wort zur Republik wird. 42 Unter der Voraussetzung, in einem Wort. 43 Was Vögel in ihrem Wohnbau so alles tun. 44 Sie haben die Eigenart, endgültig und unwiderruflich zu sein. 45 Sie bringen einen zum Lachen - hoffentlich. 46 Anna wurde etwas weggenommen.

**Senkrecht** — 1 Die Suppe ganz nach dem Gusto des Señors. 2 Wenn er sitzt, spürt man es genau. 3 Wow, die ist ja noch berühmter als unser musealer Barry. 4 Die elektrostatische Einheit ist ein Palindrom. 5 Mit Helium und B gewinnt er schnell an Höhe. 6 Riesiges alpines Loch, transversal und horizontal. 7 Der Levantiner: um genau jenen Ambler geht es. 8 Nagt der Zahn der Zeit, ist es nicht mehr weit bis zu ihr. 9 Die Sorte lässt sich schwer erkennen. 10 Bei solchem Flug darf man sitzenbleiben. 14 Nichts für den englischen Rasen, dafür mediterran und ausdauernd. 15 Walliser Ort, mal deutsch, hier französisch. 17 Sie steht vor möglichen Naturkatastrophen. 18 Sie hat Varianten, etwa Erna oder Ernstina. 20 Beim Dromedar gibt's jenes für Lasten und dieses für Reiter. 23 Der Uwe stürmte erfolgreich und mit Seele drauflos. 24 Bienenwachs-Alternative (mit C). 25 Von kalt zu warm: es ist Teil des Prozesses. 27 Dies und Federn als einstige Strafe. 29 Bei gleich mehreren muss jemand ja wirklich Pech haben. 31 Stufen, die Rängen entsprechen. 33 Der Abschluss des Kirchenraums präsentiert sich mit Halbkuppel. 36 Mal Mund, dann Maul, beim Raubwild dies. 37 Und wie bei 1 senkrecht beschrieben, passt manchmal Sahne dazu. 38 Horizontal gespiegelter Wandabschluss antiker Bauten.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 519

S	T	A	T	U	E	J	C	L	A	I	M		
K	A	I	R	O	T	R	U	B	E	R	N	I	
I	O	S	I	F	N	O	L	L	P	U	N	K	T
C	C	O	U	R	A	G	I	E	R	T	R	U	
K	A	H	N	Y	B	E	S	I	E	G	E	N	
T		B	A	R	Y	S	O	N	E	T	T		
K	O	M	M	U	N	E	A	U	R	E	N	E	
N	E	U	E	U	S	E	R	G	I	E	R		
S	A	N	F	T	H	E	I	T	E	G	E	L	
P	I	A	T	T	E	R	A	S	I	E	R	E	R
A	G	I	E	R	E	N	I	R	R	E	N		
M	I	E	S	Z	A	H	N	E	N	A	M		

**Waagrecht** — 1 STATUE 7 CLAIM (engl. f. Behauptung) 12 KAIRO 13 TRUB 16 ERNI (war Kunstmaler, starb 2015 106jährig) 17 IOSIF (griech. Form von Josef) 18 NULLPUNKT 20 COURAGIERT 22 RU (Ur [-zeit]) 23 KAHN 25 BESIEGEN 27 BARY 29 SONETT (im dt. Barock: Klinggedicht) 30 KOMMUNE 33 AUREN 34 NEUE 35 USER 37 GIER 39 SANFTHEIT 41 EGEL 42 PLATTE 43 RASIERER 45 GIEREN 46 IRREN 47 MIES 48 AHNE (dt.: weibl. Form von Ahn) 49 NAM (-e)

**Senkrecht** — 1 SAO (port. für Heilig/er) 2 TISCH 3 ARION 4 TOFU 5 ETNA (it. f. Ätna) 6 JULIE 8 LEUTENEGGER 9 ARN 10 INKRET 11 MITUNTER 12 KICK 14 RUGBY 15 BLESSUR 19 PRIOR 21 RYAN 24 ATONAL 26 GENIEREN 27 BUETTE 28 REUE 31 MENAGE 32 MUFTIS 33 AETA (Aetna) 36 SIRNA 38 ELENA 39 SPAM 40 HERZ 41 EIRE (irisch f. Irland) 44 SIN (engl. f. Sünde)

**Lösungswort** — **BERGSTEIGER**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# Welchen Wert hat Kunst?

**56.6 Milliarden Dollar** – erfahren Sie mehr im Art Basel und UBS «Global Art Market Report»  
[ubs.com/art](http://ubs.com/art)